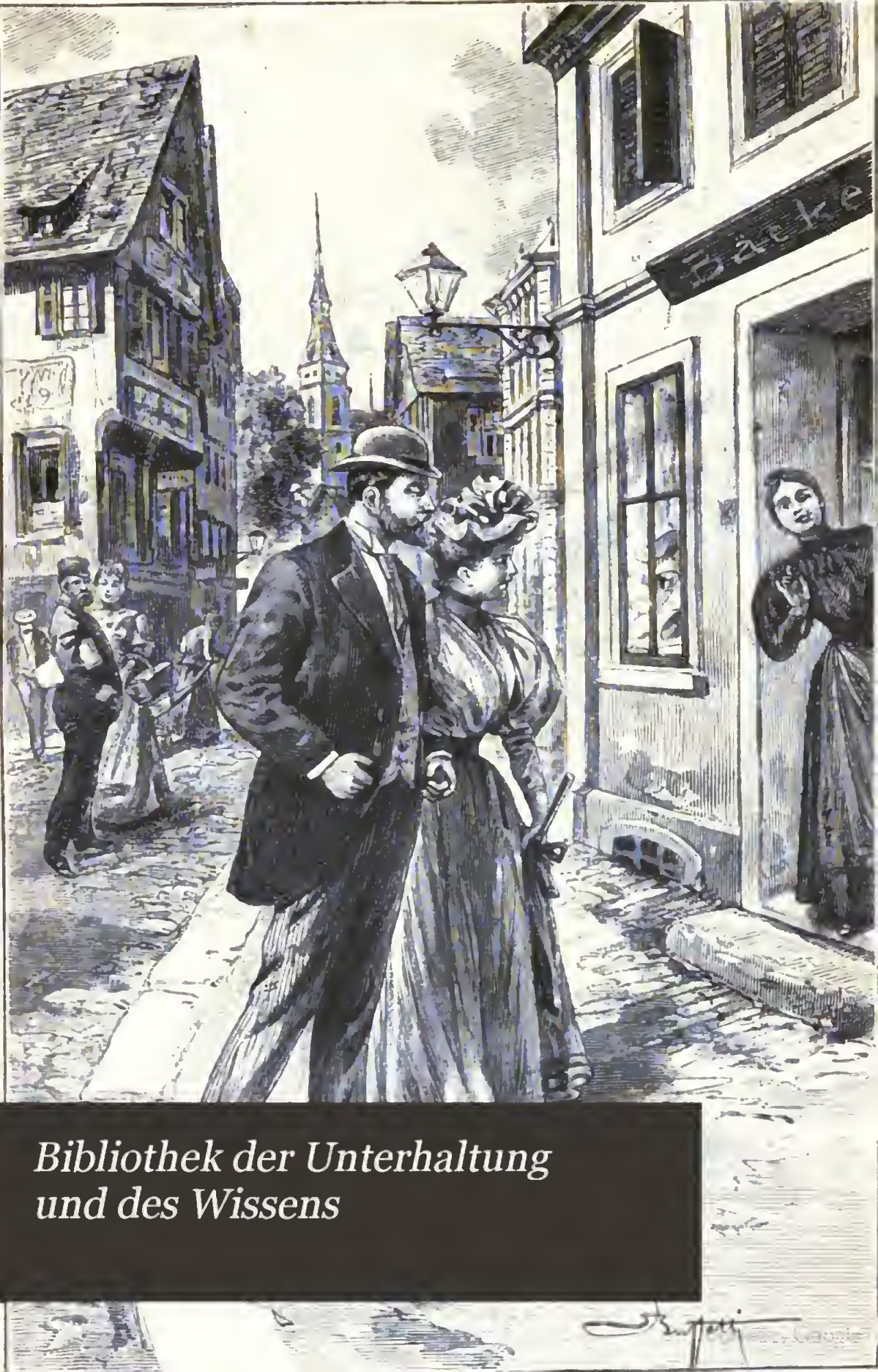
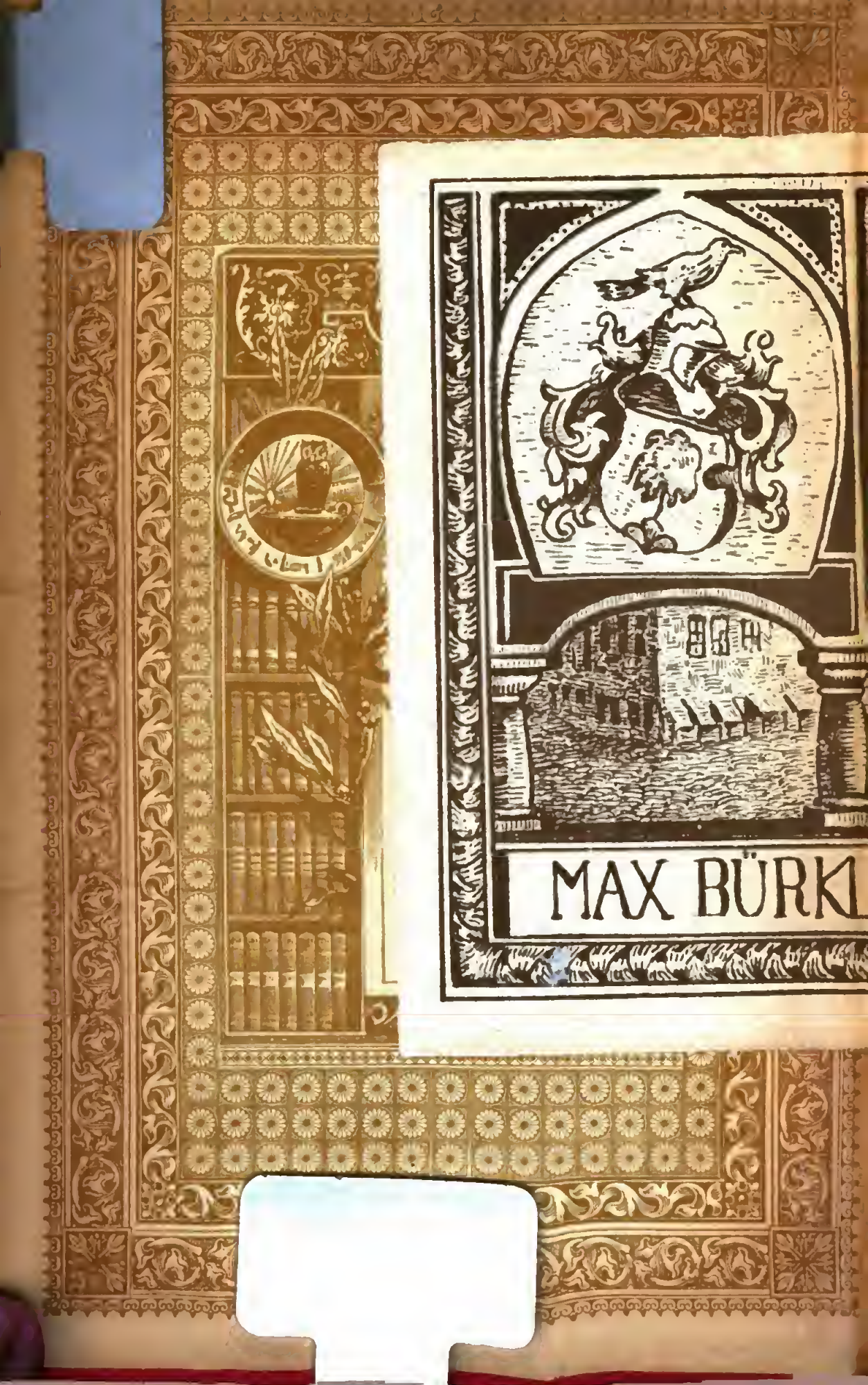


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


MAX BÜRK

nd

ker.

d.

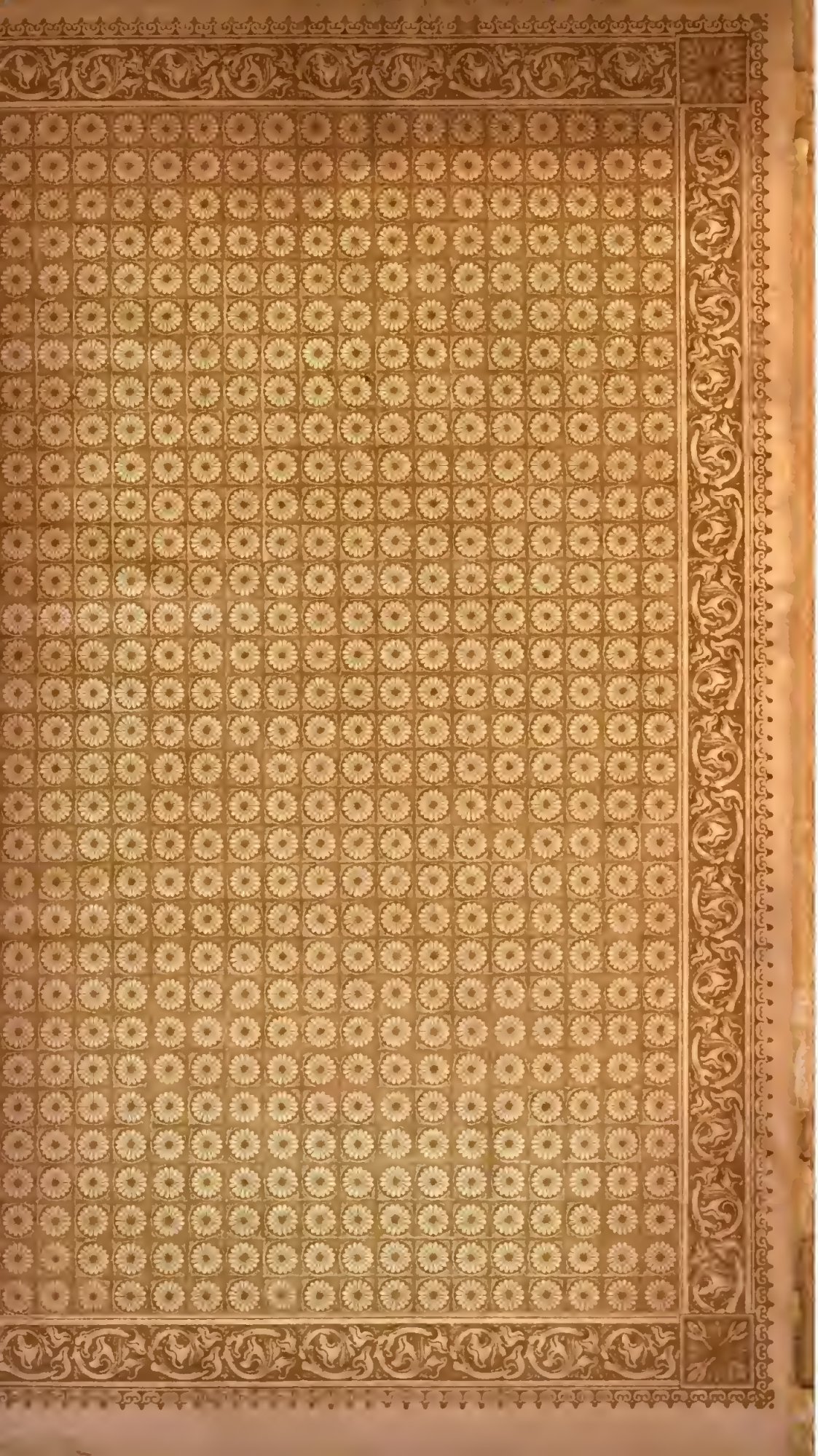
Karten.

n Tage

von Hell-
der Tod
aphischen
. — Die
Auflage
chmann,
n Stand
ge Buch
Freunde
lbe jeder-

Pfennig,
29 ganz-
ssen und
ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen
und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Novelle „Der Alte und der Junge" von Felix v. Stenglin. (S. 88)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275438A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Im Paradies. Roman von Woldemar Urban. (Fortsetzung) 7

Der Alte und der Junge. Novelle von Felix v. Stenglin 65
Mit Illustrationen von E. Buffetti.

Die grüne Bettlerin. Erzählung aus Bosniens jüngster Vergangenheit. Von Vinko Zorič 96

Eine Fahrt auf der Brennerbahn. Reiseerinnerungen von H. Wille 152
Mit 14 Illustrationen.

Die Herstellung der Stahlfedern. Ein technischer Spaziergang. Von Adolf Classen 170
Mit 9 Illustrationen.

Ein byzantinischer Usurpator. Kulturgeschichtliches Skizzenblatt von Theodor Winkler 185

Die englisch-egyptische Expedition nach Dongola. Zeitgeschichtliche Skizze von A. Kreuzer 194
Mit 10 Illustrationen.

Ein Jahr unter den Cowboys. Eigene Erlebnisse von A. Theinert 213

Mannigfaltiges:

Mißglückter Scherz 227

Neueste Erfindungen: Knöpfe, die ohne Faden zu befestigen sind und nicht wieder losgehen . . . 230
Mit Illustration.

Seite

Die Landleute auf Bornholm 232
Guter Einfall 234
Eitelkeit 236
Das Alter berühmter Badeorte 236
Ein verhängnißvoller Buchstabe 238
Jährliche Arbeitstage in verschiedenen Ländern . . 239
Seine Excellenz befiehlt nichts weiter 239
Welches ist der Zweck des Bienenstachels? 239
Ein schlauer Sänger 240

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zehntes Kapitel.

Der alte Flibreto war krank, und seine Hausgenossin, die Waschfrau Brigida, jammerte und schrie über das Elend und meinte, der alte Flibreto würde es bald „alle machen", denn Agnelillo kümmere sich um nichts.

Agnelillo lag auf der Mauer in der Sonne und schaute über die vornehme Via Coracciolo hinweg auf das Meer hinaus, aus dem sich in blauer Nebelferne der Fels der Insel Capri erhob. Nur wenn das Gejammer und Gezeter der Weiber hinter ihm gar zu laut wurde, wandte er zornig und mit funkelnden Augen den Kopf und schrie: „Was kann ich denn dabei thun? Ich kann gar nichts thun!"

„Es ist doch Dein Vater, Agnelillo!" schrien die Weiber und weinten.

Dann traten ihm die Thränen des Zornes und der Wuth in die Augen, und er ging über die Straße in das Haus, wo sein Vater im Sterben lag und halb bewußtlos, die Augen schrecklich rollend, sich auf dem Bett hin und her wälzte. Und Agnelillo stand da, ballte in ohn-

mächtiger Wuth die Fäuste, sah, wie der arme, alte, stumme Mann vor ihm litt, ohne auch nur einen Ton von sich geben zu können — und er, sein Sohn, konnte dabei nichts thun. Er konnte keinen Arzt rufen, denn es kam keiner, wenn er rief; er konnte keine Arznei kaufen, denn er hatte kein Geld, und deshalb mußte er auch eine Waise werden; er konnte keinen Vater erhalten, er hatte kein Geld. Er bemerkte, wie die Augen seines Vaters mit schrecklichem Ausdruck auf ihm ruhten, als wolle er ihm etwas mittheilen; er sah, wie sich seine Hände krampfhaft zusammenballten und eine halbdrehende Bewegung machten, als wolle er noch in der letzten Minute Jemand den Hals umdrehen.

Agnelillo konnte das nicht mehr mit ansehen und ging wieder fort, legte sich wieder auf die Mauer, um zuzusehen, wie die reichen Leute spazieren fahren, um sich Appetit zu machen.

O dolce Napoli! —

Liebte Agnelillo seinen Vater nicht? O doch! Es gibt keine Nacht der Seele, die so schwarz wäre, daß nicht wenigstens diese Sterne hinableuchteten. Aber die Elternliebe bei Agnelillo schlug in Menschenhaß um. Agnelillo hätte aus Liebe zu seinem Vater die ganze Welt vergiften mögen, denn sie war, wie er meinte, schuld, daß er sterben mußte, jetzt schon und so sterben mußte, wie ein Hund, nach dem Niemand sieht. War er vielleicht deshalb kein Mensch, weil er kein Geld hatte? Und warum hatte er keines? Warum hatte sich in seinem ganzen Leben nie Jemand um ihn gekümmert? Nie ihn unterwiesen, wie und wo er Geld verdienen, sich helfen könne? Warum gab es für ihn die Wohlthaten der Erziehung, der Bildung, der Liebe, des tröstlichen Zuspruchs nicht?

„Geh' in die Hölle, Du Hund! Du hast nichts!" so lautet der soziale Katechismus von Neapel. Wirr und

irr zuckten dieſe Gedanken durch das Gehirn Agnelillo's. Wie die Liebe im Menſchen auch wieder Liebe weckt, ſo rief die Kälte, die Mitleidloſigkeit, die Herzloſigkeit, mit der ſich der arme Agnelillo dem Elend überantwortet ſah, auch wieder Herzloſigkeit, Rohheit und Haß hervor. —

Der arme Flibreto! Was mußte er in ſeinen letzten Stunden noch aushalten! Alle alten Weiber der Rampa di San Antonio liefen zuſammen, und jede mußte mindeſtens ein Mittel. Sechſerlei Thees, ekelhafte Sudeleien, wie ſie nur Aberglaube und Dummheit eingeben, Oel, Meerwaſſer mußte er trinken, Hufnägel, ſpitze Agavenblätter legte man ihm in's Bett, Lattugaſalat auf die Stirn und was des tollen Zeugs noch mehr war. Endlich, um das Ave Maria-Läuten, hatte er ausgelitten, der alte Flibreto war todt. Die alte Brigida drückte ihm die Augen zu und ſchob ihn etwas zurecht, weil er ſonſt gar zu häßlich und abſcheulich ausgeſehen haben würde.

Agnelillo hielt es zu Hauſe nicht mehr aus; er lief fort, ganz gleichgiltig, wohin. Nur fort, damit er ſeinen todten Vater, das ſtarre und kalte Elend nicht mehr ſah. So kam er nach der breiten und ſchönen Via Coracciolo, wo die Leute ſpazieren fuhren nach dem herrlichen Poſilippo hinauf. Wenn man dieſes glänzende und prächtige Gewühl des Korſo ſieht, ſo möchte man eigentlich meinen, Neapel ſei eine Stadt von Millionären, und Viele glauben das auch. Auch Agnelillo glaubte es. Er wußte nicht, wie viele unter dieſen glänzenden Herrſchaften Möbel und Betten verſetzen, um ſich auf dem Korſo in der Equipage zeigen zu können. Dieſe blindwüthige Sucht zu glänzen, welche Fülle hohler, durch und durch fauler Exiſtenzen bringt ſie hervor!

„Fünf Lire! Fünf Lire!“ murmelte Agnelillo vor ſich hin. Wie viel Tauſende, wie viel Millionen Fünfliresſcheine gab es in Italien, und er brauchte nur einen ein-

zigen — für die alte Zicuzza! Aber auch den gab man ihm nicht. Wenn er ihn gehabt hätte, so würde er wissen, wo der Schatz liegt, wie Blut und Gold sich gegenseitig anziehen und was er thun müsse, um die Wirkung zu erzielen, er würde endlich, endlich den ihm versprochenen Schatz finden, und alle Noth, alles Elend wäre vorüber, vorbei auf immer. Aber er hatte den Fünfliresschein nicht.

So kam er wieder nach der Villa Marini und sah sehnsüchtig durch die Eisenstäbe in den traulich rauschenden und zauberisch duftenden Park. Er war in der letzten Zeit häufig hier gewesen und hatte stundenlang da hineingestarrt, wie die Peri in's Paradies.

Er war längst mit sich darüber einig, daß die Villa Marini der Ort sei, den die alte Zicuzza in den Karten gesehen hatte. Da waren die Bäume, da war das Wasser, das Meer, da war auch der alte Mann — er hatte zufälligerweise einige Male den alten Giuberti aus- und eingehen sehen —, dessen Blut vom Golde angezogen wurde; deshalb war er auch ein Wucherer geworden und konnte sich von der Villa Marini nicht trennen. Da war auch die junge Dame, die Zicuzza in den Karten erblickt hatte. Agnelillo wußte nur noch nicht, ob es die schwarze Neapolitanerin war, die auch jetzt wieder hinter einer mächtigen Agave saß und malte, oder ob es die blonde Fremde war. Wahrscheinlich war es die Letztere, die gemeint war. Nur das Kind in den Windeln, von dem Zicuzza gesprochen, sah er noch nicht. Aber es war sicher, daß es noch auf der Bildfläche erscheinen würde, ebenso sicher, wie er glaubte, daß sein Schatz wirklich in der Villa Marini liegen müsse.

„Mein theurer Agnelillo," hörte er sich plötzlich angesprochen, „und wie geht Dir's? Ist es nicht ein kleines Jahrhundert her, seit wir uns nicht gesehen haben? Bei der Madonna und ihrem Sohn, ich habe mich nach Dir gesehnt. Und wie siehst Du aus? Sollte man nicht

meinen, Du hätteſt heute noch keinen Tropfen Wein getrunken?"

Es war der alte Giuberti, der in dieſer liebenswürdigen Weiſe auf ihn einſprach. Agnelillo drehte ſich langſam nach ihm um und ſah ihn an.

„Es iſt richtig," dachte er bei ſich, „er iſt der alte Mann. Sein Blut wird angezogen, deshalb kann er nicht fort von hier." Dann ſagte er laut: „Don Leone! Der Himmel behüte Sie. Womit kann ich Eurer Herrlichkeit gefällig ſein?"

„Ei, wie Du ſprichſt, Agnelillo! Sind wir nicht gute Freunde? Was machſt Du für Redensarten? Sind wir nicht ſtets gute Freunde geweſen, ſo lange wir uns kennen? Sind wir nicht immer vortrefflich miteinander ausgekommen?"

„Verſteht ſich, mein ſehr ehrenwerther Don Leone, verſteht ſich, ſtets, wie es ehrlichen Leuten zukommt."

„Natürlich. Aber ich möchte wetten, Agnelillo, Du haſt noch nicht zu Abend gegeſſen, und getrunken haſt Du auch noch nichts Rechtes. He? Komm! Wozu wäre denn zum Henker der Groſſetti da? Komm! Ein halbes Liter und eine anſtändige Platte Maccaroni ſoll uns gut thun. Mache nur keine Redensarten, es hilft Dir nichts. Du mußt mit. Komm nur! Ei, was hilft das ſchlechte Leben. Komm, der Letzte erbt Alles."

Es ſah nicht gerade ſehr verlockend aus, wie der alte Giuberti in ſeiner ſüßlich-freundlichen Art und mit ungewohnten luſtig-leichtſinnigen Geberden, mit dem ſchwammigen, ſchmutzig gelblichen Geſicht, aus dem die glühende Naſe wie ein Feuerberg herausragte, Agnelillo zum Eſſen und Trinken einlud. Aber es brauchte bei dieſem auch gar keiner beſonderen Verführungskünſte. Er ging mit und fragte ſich im Gehen nur innerlich, was wohl der alte Gauner von ihm wolle. Denn daß er ohne ganz beſon-

deren Grund ihn zum Essen und Trinken einlud, das war ganz ausgeschlossen, und namentlich seinen Redensarten, wenn sie so freundlich waren, war gar nicht zu trauen. Aber Agnelillo hatte den ganzen Tag außer einer Orange und einem Stück Brod noch nichts gegessen und den Leibriemen schon zweimal enger geschnallt. War also das Essen für ihn schon immer die Hauptsache, so war es das jetzt ganz besonders, und Alles, was dann kam, Nebensache.

Die Beiden gingen nicht weit. Schräg gegenüber von der Villa Marini, auf der anderen Seite der Straße, war unterhalb der hoch auf der Höhe des Berges, der hier sehr steil aufstieg, thronenden Villa Marchese ein kleines Gewölbe in den Felsen gehauen, ein schwarz geräuchertes, finsteres Loch, in dem ein Schänktisch und einige Tische und Stühle für etwaige Gäste herumstanden. Am Eingang prangte die Inschrift: „Trattoria della bella vista (Schänke zur schönen Aussicht)", und der Besitzer der kleinen Kneipe hieß Grossetti.

Es war eine bescheidene Unterkunft für minder anspruchsvolles Straßenpublikum, dessen Begehr über ein Glas Wein und eine Platte Maccaroni nicht hinausging, eine Kutscherkneipe, die schon deshalb auf inneren Komfort verzichten konnte, weil die meisten ihrer Gäste das Lokal gar nicht betraten, sondern an den auf der Straße stehenden Tischen und Stühlen Platz nahmen. Aber Don Leone ging mit Agnelillo in das Innere, wohl weil er fürchtete, vor demselben nicht ungestört genug zu sein, und bestellte zwei Platten Maccaroni und ein ganzes Liter Wein. Der Wirth kannte seine Gäste schon und war sehr zuvorkommend und höflich, legte über den nicht ganz einwandfreien schwärzlichen Tisch eine Serviette als Tischtuch, deren Zweck eigentlich nicht ganz klar war, denn sie war ebenso schmutzig wie der Tisch selbst. Dagegen waren die Maccaroni vorzüglich, wie es denn überhaupt in der ganzen Welt

keine schmackhafteren, feineren Maccaroni gibt, als in den elenden, finsteren und schmutzigen neapolitanischen Volkskneipen, wo man allerdings auch das beste Verständniß für diese zarte Speise hat.

Schon das war ein Genuß, zu sehen, wie Agnelillo sich über die mächtige Schüssel seiner Maccaroni hermachte, wie er mit der Gabel die unendlichen Nudeln hob und senkte, theils um sie abzukühlen, theils auch, damit die undefinirbare braune Brühe, die Grossetti darüber ausgegossen, auch zur richtigen Vertheilung kam. Dann stach er eine Maccaroni mit der Gabel an, schob sie in den Mund und zog die langen, langen Enden mit unsäglichem Behagen durch Luftdruck zwischen den Lippen nach. Sehr zierlich sah das natürlich nicht aus, aber man bemerkte, wie dem armen Agnelillo bei dem seltenen Göttergenuß das Herz aufging. Er vergaß alles Elend und alle Noth dieser Welt und wurde wieder ein Mensch unter Menschen bei seiner Platte Maccaroni.

Leider war der Genuß, wie alles Glück, nur ein kurzer. Mit einer schier abenteuerlichen Geschwindigkeit verschwand der Maccaroniberg vor ihm hinter seinen Lippen. Dann nahm er ein Stück Brod zwischen die Finger, wischte damit sauber die auf dem Teller zurückgebliebene Sauce zusammen, verzehrte auch dies und trank dann ein Glas Wein. Nun wäre er zufrieden, glücklich gewesen, wenn er nicht im Voraus gewußt hätte, daß er in einigen Stunden wieder Hunger haben würde.

Aber Don Leone nahm seine Zeit wahr und wollte das Eisen schmieden, so lange es heiß war.

„Das könntest Du alle Tage haben, mein theurer Freund," begann er verheißend.

Agnelillo wußte, daß nun die Hauptsache kommen würde. Denn umsonst war auf dieser niederen Welt ein solcher Schmaus nicht. Er stemmte also den Arm auf den Tisch,

legte den Kopf darauf und sagte, Don Leone fragend in's Gesicht sehend: „Was wollen Sie sagen, Don Leone?"

„Höre zu. Du weißt, ich bin ein armer, geschlagener Mann. Zu mir kommt alle Welt, wenn sie Geld braucht, und ich, ein gutmüthiger Mensch, wie ich nun einmal bin, borge den Leuten mein Geld, du lieber Himmel, um Gottes Lohn, um geringe Zinsen, die ich oft nicht einmal bekomme. Ach, wie froh wäre ich, wenn ich nur immer mein Geld zurückbekäme, aber da sieht man die Schlechtigkeit von Welt und Menschen! Wenn ich einmal wieder zu meinem Gelde gelangen will, muß ich die unglaublichsten Anstrengungen machen. Willst Du mir das glauben, Agnelillo?"

Agnelillo drückte die Ueberzeugung aus, daß Don Leone wirklich ein vorzüglicher Herr, eine Seele von einem Menschen sei, schloß aber dann seine Rede mit den Worten: „Nun also, nun also!" und machte dabei mit dem Kopfe eine Bewegung, als wolle er sagen: „Wozu die lange Brühe? Wo ist das Fleisch?"

„Siehst Du, mein lieber Freund," fuhr Don Leone in seinem Gejammer fort, „ich habe wieder an dem Commendatore Marini so unendlich viel Geld, eine so grausame Summe Geldes verloren, daß ich sterben muß, wenn ich nicht wenigstens einen Theil davon rette. Beim Blute meines Vaters, Agnelillo, ich muß zu Grunde gehen, wenn ich nicht zu meinem Gelde komme, und sie machen mir's so schwer, so schwer —"

„Weiter, weiter!" ermunterte ihn Agnelillo ungeduldig.

„Nun also! Ich habe herausbekommen, daß die Tochter Marini's für die fremde Dame, die jetzt die Villa Marini gemiethet hat, ein Bild malt. Du wirst begreifen, daß dafür tüchtig geblecht werden muß. Wenn ein Fremder nach Neapel kommt und will etwas haben, das verstehst Du doch, Agnelillo, daß er dann tüchtig bluten muß."

„Das versteht sich, das versteht sich," antwortete Agnelillo in selbstverständlicher Weise, „nur weiter, Don Leone, nur weiter."

„Gut. Damit ich nun einen kleinen Theil von dem schönen Gelde, das ich an ihrem Vater verloren habe, wieder erhalte, möchte ich natürlich von dem, was die Tochter verdient, meinen Theil haben. Verstehst Du? Ich möchte also wissen, wie viel sie bekommt, wann es bezahlt wird, und wo das Geld hinkommt. Hörst Du, mein Liebling? Mir natürlich wird kein Wort von all' dem verrathen, wenn ich darnach frage. Das ist ja selbstverständlich. Aber Dir wird's schon gelingen, das zu erfahren, was ich wissen will. Dir werden sie es sagen, weil sie Dich nicht kennen, keinen Verdacht gegen Dich haben."

„Wie soll ich denn das erfahren?"

„Ei, auf die einfachste Art, Du fragst sie! Du kennst sie ja, die Peppa Marini. Je nun, nichts ist einfacher. Du hältst Dich hier auf der Straße auf, wenn sie drinnen malt, vielleicht kannst Du ihr einmal etwas besorgen, Farbe, Pinsel, Leinwand oder sonst etwas holen, oder sie Abends beim Weggehen treffen, oder Du siehst vielleicht gar, wenn die beiden Mädchen zusammen sprechen, oder Peppa Geld empfängt, oder einen Wechsel, eine Anweisung, mit einem Wort: aufpassen sollst Du. Verstanden?"

Agnelillo hatte eine kleine Weinpfütze auf dem Tisch gemacht und zog nun mit dem Zeigefinger die Flüssigkeit auf dem Tische herum, so daß allerlei wunderliche Figuren entstanden. Ganz unwillkürlich kamen ihm dabei Ideen, die ihn so vollständig beschäftigten, daß er darüber nicht einmal genau hörte, was Don Leone ihm sagte. Er sah wieder seinen Vater vor sich, wie er die Faust geballt hatte und die eigenthümliche Drehbewegung machte, als wolle er Jemand die Gurgel zudrücken. Was wollte sein Vater damit sagen? Dann dachte er wieder daran, daß der alte Gauner,

der ihm da gegenüber saß, doch eigentlich ein schwerreicher Mann sein müsse, und schließlich ging ihm immer wieder die alte Zicuzza im Kopfe herum, die ihn noch immer nicht über die Anziehungskraft zwischen Blut und Gold genügend aufgeklärt hatte und für die er irgendwoher fünf Lire haben mußte.

„Es soll Dein Schaden nicht sein, Agnelillo," fuhr Don Leone eifrig fort. „Ich will mit Grossetti reden. Wenn Du die Sache gewissenhaft in die Hand nehmen willst, so sollst Du jeden Abend eine Platte Maccaroni und ein halbes Liter Wein haben. Aber Du mußt mir jeden Abend rapportiren, und wenn Du etwas erfährst, bekommst Du Deine Provision. Verstanden? Es handelt sich um wenigstens tausend Lire. Du kannst mit einem Schlage ein gemachter Mann sein, Agnelillo, natürlich, wenn Du klug und intelligent und gewissenhaft bist und geschickt Dich Deiner Aufgabe entledigst."

Und während Agnelillo noch immer mit großem Bedacht und vieler Phantasie seine abenteuerlichen Weinfiguren auf den Tisch zeichnete, fiel dem Burschen weiter ein, daß er vermuthlich auch einmal so hilflos und elend daliegen würde, wie sein Vater heute dagelegen hatte, wenn die Sache nicht bald eine Wendung zum Besseren für ihn nahm. Aber bald, bald mußte das sein. Er hatte nun lange genug gewartet und die Geduld verloren.

„Willst Du, Agnelillo? Willst Du?" fragte ihn endlich Don Leone energischer und rüttelte ihn aus seiner Träumerei.

„Ja, ich will, Don Leone," sagte Agnelillo schließlich, „aber Ihr müßt mir fünf Lire im Voraus bezahlen."

Giuberti that, als wolle er auf der Stelle aus der Haut fahren. Eine Fluth widerlicher Verwünschungen und Betheuerungen ergoß sich aus seinem Munde, er rechnete dem Agnelillo Soldo bei Soldo vor, was die Maccaroni schon gekostet, der Wein und was er in Summa schon für ihn

bezahlt habe, nannte ihn undankbar, unhöflich, und schließlich kamen die Beiden auf ihr altes beliebtes Spiel des Feilschens zurück. Aber Agnelillo wollte heute merkwürdigerweise von keinem Kompromiß wissen. Er ließ nicht nach. Er wollte durchaus seine fünf Lire, und das Blut seines Vaters und die Seele seiner Mutter und aller Verwandten und Heiligen des Himmels, die der alte Giuberti in bekannter Weise in's Treffen führte, konnten nicht einen Soldo abhandeln.

Dann kam man zu den Grobheiten und man warf sich die „Gauner, Tagediebe, Spitzbuben, Hauptlumpe" und noch Aergeres dutzendweise in's Gesicht, ja, Don Leone hätte sich mit dem jungen Mann geprügelt, wenn er Aussicht gehabt hätte, auch nur einen Soldo dadurch abzuhandeln. Es begann zu dunkeln, ehe man sich gegenseitig genügend ausgesprochen hatte, ehe Don Leone begriff, daß er diesmal nichts abhandeln konnte. Seufzend zog er aus einer alten, schmutzigen Lederbrieftasche einen Fünfliresschein, machte mit Agnelillo wieder Friede und legte den Schein vor ihm auf den Tisch. Agnelillo's Augen funkelten auf, als er den so heiß ersehnten Schein erblickte! Nun war er sein, nun war er wieder einen Schritt auf dem verhängnißvollen Wege vorwärts gekommen! Er konnte es kaum erwarten, bis Don Leone ihn endlich verlassen würde.

„Aber thue Deine Pflicht, Agnelillo," ermahnte ihn dieser mit feierlich erhobener Hand. „Du bleibst hier, bis sie geht, bei Deiner Seligkeit!"

„So wahr ich lebe."

„Tag und Nacht mußt Du auf dem Posten sein."

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein, beim Licht der Sonne."

„Laß sie nicht aus den Augen, und wenn Du blind würdest."

„Verlaßt Euch auf mich, Don Leone. Ich denke an Alles."

Mit welcher Hitze, mit welcher Energie wurden diese Redensarten gewechselt!

Und kaum war Don Leone mit der Pferdebahn außer Gesichtsweite, als auch Aguelillo seiner Wege ging, als ob er nicht die geringsten Verpflichtungen übernommen hätte — direkt zur alten Zicuzza. Die fünf Lire brannten ihm in der Hand.

Elftes Kapitel.

Graf Giuliano war nun infolge seiner mehrfachen Vorstellungen endlich wieder nach Neapel zurückversetzt worden und wohnte wieder in seiner alten Behausung in der Nähe der Piazza dei Martiri. Man hatte dem jungen Offizier seine Zurückberufung von Aversa nicht vorenthalten können, wenn man dieser gelegentlichen Versetzung nicht den Charakter der Strafversetzung verleihen wollte, und dazu lag ein Anlaß nicht vor. Aber Giuliano hatte dadurch eigentlich wenig erreicht. Zunächst hatte sich sein Vater diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihn wiederholt tüchtig in's Gebet zu nehmen. Er hatte ihm die Pflichten seines Standes und seiner Stellung gewissenhaft auseinandergesetzt, und durch die väterlichen Ermahnungen klang immer mehr oder weniger die Mahnung durch: Ein Graf de Mattei und ein Offizier der Kavallerie kann nie und nimmer die Tochter eines leichtsinnigen Bankerottirers heirathen!

Giuliano sagte dazu weder ja noch nein, aber je mehr man ihm Peppa hilflos, bemitleidenswerth und als unschuldiges Opfer der Schuld Anderer darstellte, um so weniger fühlte er innerlich die Möglichkeit, sich von ihr zu trennen. Er sagte seinem Vater nichts von seinem fortgesetzten heimlichen Verkehr mit ihr — er traf sie fast täglich in der Villa Marini —, er gestand ihm nur ein, daß er Mario hin und wieder kleinere Beträge geliehen habe. Wenn er dann aber mit Peppa allein war, die in ihrer

Ahnungslosigkeit über den wahren Stand ihrer eigenen Angelegenheiten harmlos plauderte, wenn er in ihre Augen sah, wenn er sich vergegenwärtigte, wie traurig und trostlos, wie gefährlich ihre Lage werden würde, wenn er sie in ihrer jetzigen Hilflosigkeit auch noch verlassen müßte, dann überkam ihn eine eigenthümliche Stimmung. Das wäre ihm geradezu wie ein Verbrechen erschienen, und es war hundert gegen eins zu wetten, daß sich Peppa in einem solchen Falle von ihrem hitzigen, heißblütigen Temperament zu irgend einer verzweifelten That hinreißen lassen würde.

Dann erschien ihm die vorsichtige Klugheit der sogenannten guten Gesellschaft mit ihren selbstsüchtigen Rücksichten auf die eigene geheiligte Persönlichkeit und auf die Gepflogenheiten der klugen Leute wie ein schweres Unrecht, eine Versündigung an anderen Unschuldigen, die doch auch Menschen waren. Dann wurde es ihm eng und unheimlich in dieser guten Gesellschaft, die das Herz nicht achtet und das wahre Glück wie eine Seifenblase ansieht, es nicht versteht, nicht begreift und infolge dessen auch nicht besitzt.

Und dann — das Wichtigste! Wer weiß, ob sich der junge Kavallerieoffizier in so tugendhaften Anwandlungen für das Opfer der Schuld Anderer so erhitzt hätte, wenn nicht Peppa ein so hübsches, anmuthiges, rührend schönes Opfer gewesen wäre. Sie war nicht mehr das verzärtelte Kind, wie damals in der Villa Marini, mit den weichen, rundlichen Zügen und Formen, und den mehr kindlichen Bewegungen. Die Linien ihres Gesichtes waren jetzt strenger und härter, aber all' die Noth und die Entbehrungen der letzten Zeit hatten ihrer Schönheit nichts anhaben können, sondern nur dazu beigetragen, ihr hinreißendes Temperament zu entwickeln.

Was freilich aus der ganzen Sache werden sollte, das wußte auch Graf Giuliano nicht. Denn, daß sich Manches, Vieles ändern mußte, ehe er nur daran denken konnte,

mit ſeinen letzten Wünſchen hervorzutreten, das ſah er wohl ein. Aber wie es werden ſollte, das wußte er ſelbſt nicht.

Das war im Spätherbſt, im Oktober, einem der ſchönſten Monate in Neapel. Obwohl am Tage noch heiß, war doch die Luft ſo klar wie ein Spiegel, die Farben ſo leuchtend wie im Orient, einer jener Tage, deſſen Darſtellung der Nordländer gern geneigt iſt für Uebertreibungen zu halten, wenn der Maler ſie ihm wahrheitsgetreu im Bilde zeigt. Graf Giuliano trat ſoeben in die Villa Marini ein. Er war in Uniform, in der blitzenden, ſchmucken Kavallerieuniform der Italiener. In einer der Weinlauben, die ſich nach dem Meere zu öffneten, ſah er ein helles Sommerkleid ſchimmern. Das konnte nur Fräulein Marianne Obermeyer ſein, denn Peppa trug ſich immer ſchwarz — Graf Giuliano wußte wohl, warum. Die Zeiten der luftigen Sommertoiletten waren vorüber.

Eigenthümliche Gedanken fielen dem jungen Offizier ein. Da kam aus fernem Land ein fremdes Menſchenkind, ſetzte ſich in das Zauberneſtchen am Poſilippo und ſpielte die Herrin, während die einheimiſche frühere Beſitzerin die Dienerin machte, oder doch froh ſein mußte, wenn ſie beim Malen einige Stunden in ihrem früheren Heim geduldet wurde. Und dann war noch ein fataler Umſtand: Mit Fräulein Marianne mußte er franzöſiſch ſprechen, und das kann ihm immer ſchwer an. Graf Giuliano war von Hauſe aus kein Held in der Schule geweſen. Gleichwohl konnte er nicht umhin, die jetzige Herrin der Villa Marini freundlich zu begrüßen. Er ging deshalb näher. Fräulein Obermeyer ſaß behäbig in der Laube, hatte ſich von den herabhängenden Trauben eine abgepflückt und verſchmauste ſie offenbar mit großem Genuß, während ſie mit einer leichten Rührung die Wunder der Gegend betrachtete.

„Sie iſt noch nicht da?“ fragte Graf Giuliano.

„Ah, Herr Lieutenant!“ machte Fräulein Marianne freundlich. „Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen!“

Dann, mit einem leicht spöttisch-traurigen Ton fortfahrend, antwortete sie: „Ich bin untröstlich, Herr Lieutenant, aber die liebe Peppa ist noch nicht da. Es wird Ihnen nichts übrig bleiben, als einige Minuten mit mir fürlieb zu nehmen.“

Giuliano erröthete leicht. „Gnädiges Fräulein, ich bitte um Entschuldigung. So war das nicht gemeint,“ erwiederte er etwas verwirrt.

„Nicht? Na, na! Wir wollen das nicht so genau untersuchen. Kommen Sie, Herr Lieutenant, setzen Sie sich. Wollen Sie auch eine Traube? Pflücken Sie sich eine, sie sind vorzüglich, aber setzen Sie sich doch. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Mit mir? Wirklich mit mir?“ fragte er scharf und sah sie dabei forschend an. Sie wich seinem Blick aus und fuhr, um eine flüchtige Verlegenheit zu verbergen, rasch und aufgeregt fort: „Mit Ihnen, ja doch, mit Ihnen, Herr Lieutenant. Mein Gott, mit wem soll ich denn in diesem fürchterlichen Land reden, wenn ich etwas wissen will, außer Ihnen? Es ist ja schrecklich.“

„Sie vergessen meinen Freund Mario, gnädiges Fräulein.“

Fräulein Marianne machte eine ungeduldige Bewegung.

„Nun setzen Sie sich 'mal hin, Herr Lieutenant, und hören Sie mir zu! Eben von diesem Freund Mario soll ja die Rede sein. Ich kann, wenn ich etwas über ihn wissen will, doch nicht immer ihn selbst fragen, selbst wenn ich es möchte. Sehen Sie nicht wenigstens das ein? Hier, essen Sie!“

Damit reichte sie ihm eine Weintraube, die sie selbst abgepflückt und drückte ihn auf eine Gartenbank nieder. Giuliano nahm Platz.

„Ah, von ihm ſoll die Rede ſein?“ ſagte er. „Das hätte ich mir übrigens denken können.“

Sie ſah ihn voll, faſt herausfordernd an.

„Weshalb, wenn's beliebt?“ fragte ſie ziemlich energiſch. Sie wollte bei Giuliano offenbar nicht den Gedanken aufkommen laſſen, daß ihr Intereſſe an dem jungen Mann eine beſtimmte Richtung und zwar eine zärtliche Richtung habe.

Giuliano wurde ziemlich verlegen durch die ſchroffe unvermuthete Frage. Er hatte allerdings den Gedanken gehabt, daß Fräulein Marianne ein zärtliches Intereſſe hätte, oder vielleicht wünſchte er im Intereſſe ſeines Freundes auch nur, daß es ſo ſein möge. Aber er konnte ihr doch das nicht ſagen.

„O, o, meine Gnädigſte,“ ſtammelte er.

„Damit Sie ganz genau wiſſen,“ fuhr ſie energiſch, ihn unterbrechend, fort, „weshalb ich mich bei Ihnen nach den Angelegenheiten des Herrn Mario Marini erkundige, und nichts Falſches glauben, will ich Ihnen ſagen, daß Herr Giuberti bei meinem Vater angefragt hat, was wohl Peppa für das Bild erhalten würde, das ſie für mich malt. Mein Vater hat natürlich die Beantwortung dieſer Frage abgelehnt, und dabei iſt es zur Sprache gekommen, daß Herr Mario Marini mit Giuberti in wenig beneidenswerthen Beziehungen ſteht. Das thut natürlich meinem Vater ebenſo wie mir ſehr leid. Verſtehen Sie, Herr Lieutenant? Es thut mir ebenſo leid wie meinem Vater, nicht anders.“

„Dieſer verwünſchte Giuberti!“ ſeufzte Giuliano unwillkürlich. „Er wird den jungen Mann in ſeiner heißhungerigen, wucheriſchen Geldgier noch ruiniren, um ſeine beſten Hoffnungen betrügen.“

„Sehen Sie! Genau das ſagte mein Vater auch, und wenn Sie ſich nun noch wundern, daß ich Sie in ſeinem

Auftrag um die näheren Verhältniſſe des jungen Herrn Marini befrage, ſo wundern Sie ſich meinethalben ſo viel Sie wollen, aber ſagen Sie mir, was Sie wiſſen."

Sie wandte ſich etwas ab und ſchien wirklich unwillig, daß er ihrem Intereſſe für den jungen Marini eine Deutung gegeben hatte, die ihr offenbar mißfiel. Die junge Dame hatte plötzlich etwas ſo Strenges und Vornehmes, daß er ſeine Anſpielung bedauerte.

„Gnädiges Fräulein," begann er in bittender Weiſe, „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen mißfallen habe. Niemand kann es mit Mario aufrichtiger und beſſer meinen, wie ich, und in ſeinem Intereſſe ſollte es mir ſehr leid thun, wenn ich Sie erzürnt hätte."

„Davon iſt keine Rede, Herr Lieutenant. Es iſt von den Schulden des jungen Marini die Rede. Wollen Sie mir ſagen, was Sie davon wiſſen oder nicht?"

„Selbſtverſtändlich bin ich vollſtändig zu Ihrer Verfügung. Zunächſt, meine Gnädige, muß ich richtig ſtellen, daß Mario überhaupt keine Schulden hat."

„Wie?"

„Mario hat — aus Edelmuth, oder aus Schonung ſeines Vaters, oder aus Gott weiß welcher Urſache — für die Schulden ſeines Vaters bei Giuberti gut geſagt."

„Nun, das könnte doch nur zu ſeinen Gunſten ſprechen."

„Jawohl, aber es fällt zu ſeinen Ungunſten aus. Sie kennen keinen neapolitaniſchen Wucherer, meine Gnädigſte."

„Iſt Giuberti ein ſolcher Mann?"

„Freilich! Er hat ſchon Manchen auf dem Gewiſſen, den er durch ſeine rückſichtsloſe Habgier, durch ſeine Gaunerſtreiche, durch ſeine gewiſſenloſe Ausbeutung in Verzweiflung und Tod getrieben hat, und ich fürchte ſehr, mein gnädiges Fräulein, es wird mit Mario nicht beſſer gehen."

„Was Sie ſagen! Das wäre ja ſchrecklich!"

„Hören Sie, was ich Ihnen über die Sache mittheilen

kann. Zufällig bekam ich von dem Kontrakt zwiſchen Mario und Giuberti gleich nach ſeinem Abſchluß Kenntniß und noch an demſelben Tag bot ich dem Mann fünfhundert Lire, wenn er mir die Unterſchrift Mario's zurückgäbe —"

„Fünfhundert Lire!"

„Ja. Es ſollte Alles bleiben, wie er es mit Mario ſelbſt verabredet hatte, nur der geſchriebene Kontrakt — gnädiges Fräulein, ein wahrer Teufelspakt — ſollte wieder vernichtet werden."

„Nun? Er wollte nicht."

„Gott bewahre! Er lachte mich aus. Nicht um das Zehnfache wollte er das Papier hergeben."

„Sie hätten es gleichwohl einmal verſuchen und ihm tauſend Lire bieten ſollen."

„Das wollte ich nicht und das konnte ich auch nicht. Denn erſtens bin ich von meinem Vater abhängig und habe ſo viel Geld nicht, wenn ich nicht ihn darum angehen wollte. Dann aber wollte ich es nicht, weil es vermuthlich nichts genützt haben würde, ſondern im Gegentheil Giuberti nur auf die Idee gekommen wäre, daß mir Außerordentliches an dem Kontrakt oder an Mario liege, und er dann nur um ſo wilder auf Mario eingedrungen wäre. Ich ſtellte es als eine gelegentliche Gefälligkeit dar, aber ich fürchte, Giuberti hat die Sache durchſchaut, oder weiß nur zu gut, was er an dem verhängnißvollen Papier beſitzt."

„Weshalb fürchten Sie das, Herr Lieutenant?"

„Mein Gott, ſehen Sie nur Mario an! Iſt er nicht in der letzten Zeit furchbar elend geworden? Sie hätten ihn ſehen ſollen, wie er noch in demſelben Regiment ſtand wie ich, dieſelbe Uniform trug, wie ich —"

„Ah, er war Offizier?"

„Natürlich. Aber er mußte ſeinen Abſchied nehmen, als ſein Vater in Konkurs gerieth. Sie hätten ihn damals ſehen ſollen, als er noch hier wohnte, wo Sie jetzt wohnen,

dann würden Sie sagen: es ist nur noch der Schatten von dem, was er war. Und das ist nicht zu verwundern."

„Nun ich meine doch, er hat genügend zu leben."

„Da kennen Sie Giuberti schlecht, wenn Sie das meinen. In Wahrheit hungert Mario —"

„Aber —"

„— und das geht so zu. Jeden Sonnabend geht Mario zu Giuberti hin, um ihm die paar Lire zu bringen, die er sich von seinem kärglichen Gehalt abspart. Sie, mein gnädiges Fräulein, kennen die Neapolitaner zu wenig, um sich den Vorgang vorstellen zu können, aber wenn Sie nur einmal einer solchen Scene beiwohnen würden, wenn Sie hören könnten, wie Giuberti flucht und schwört, wie er sich beklagt, daß man ihn betrüge und daß er verhungern müsse, wie er gezwungen sei, den Chef Mario's um Unterstützung anzugehen, wenn Mario nicht mehr bringe, und wie dann Letzterer wieder bittet, nur das nicht zu thun, da er dann gänzlich ruinirt und aussichtslos sei, wie der Eine weint und fleht, und der Andere flucht und sich bei Allem, was heilig ist, verschwört — wenn Sie das nur einmal hören könnten, mein Fräulein, was Mario jeden Sonnabend hören muß, dann würden Sie erklärlich finden, warum er jetzt bleich und verhärmt aussieht, und würden nicht mehr meinen, daß er genug zu leben habe. In Wahrheit hungert er, um seine vermeintlichen Verpflichtungen zu erfüllen."

Fräulein Marianne hatte staunend zugehört, jetzt aber stand sie heftig auf, warf die Traube, die sie zur Hälfte gegessen hatte, mit einer zornigen Geberde über die Terrasse hinunter in das Meer und rief aufgeregt und mit einem leisen Zittern der Stimme: „Wie abscheulich! Wer sollte glauben, wenn er Neapel, das holde Neapel sieht, daß es hier so teuflische Menschen gibt, wer sollte glauben, daß in unserer heutigen Zeit in irgend einem Winkel von

Europa noch eine so barbarische Gesetzgebung existirt, die so etwas erlaubt!"

Der Lokalpatriotismus schien sich im Grafen Giuliano zu regen.

„Fräulein Marianne, ich bin auch Neapolitaner," erwiederte er ernst, „und ich muß Ihnen daraufhin entgegnen, daß die Neapolitaner eben geworden sind, was sie unter der Herrschaft von mehr als einem Dutzend fremder Herrscher werden mußten. Sie kennen doch wohl unsere Geschichte und wissen, daß in Neapel Normannen und Sarazenen, Deutsche, Franzosen und Spanier in der Herrschaft wechselten, und thatsächlich nie für einen neapolitanischen Herrscher Platz war. Unsere barbarische Gesetzgebung ist also das Ueberbleibsel schändlichster Fremdherrschaft und Mißwirthschaft."

„Verzeihen Sie mir," sagte sie rasch, „ich wollte nicht Ihr patriotisches Gefühl verletzen. Sagen Sie mir vielmehr, um wieder auf unseren armen Freund zu kommen, wie viel etwa die Forderung des Herrn Giuberti an Mario Marini beträgt."

„Ich sagte Ihnen schon, meine Gnädige, daß eine eigentliche Forderung Giuberti's an Mario nicht besteht. Der Wechsel, den Giuberti vom alten Marini in den Händen hatte und von dem alles Unheil herrührt, ist aus der Konkursmasse mit etwa fünftausend Lire bezahlt worden, also als getilgt zu betrachten, und Giuberti müßte sich eigentlich genau so zufrieden geben, wie jeder andere Konkursgläubiger. Er könnte das auch um so mehr, als er jedenfalls kein bares Geld, sondern nur Zinsen und Zinseszinsen eingebüßt hat."

„Da er sich nun aber doch nicht zufrieden gibt —"

„Nun ja, oder vielmehr, da Mario nun doch einmal die Dummheit gemacht hat, sich für den Rest der Forderung zu verbürgen — ganz gleichgiltig, weshalb er es that, eine

Dummheit bleibt's doch — und da der Wechsel ursprünglich auf zwölftausend Lire lautete, so dürfte die Forderung Giuberti's etwa auf siebentausend Lire und die Zinsen lauten."

„Mein Gott und wegen einer solchen Bagatelle ein solches Elend!" rief die junge, vornehme Dame aus.

„Das sagen Sie, meine Gnädige," erwiederte Giuliano achselzuckend, „es gibt aber in Neapel viele, viele Leute, die den hundertsten Theil dieser Summe für ein großes Vermögen ansehen."

„Still, still, Herr Lieutenant," sagte Fräulein Marianne plötzlich rasch und mit anderem Ton, „dort kommt sie! Sprechen wir von etwas Anderem, Lustigerem. Dort kommt Peppa. Wir dürfen sie nicht noch trüber stimmen, als sie schon ist. Und wenn Sie mir versprechen, hübsch brav zu sein, so lasse ich Sie auch ein Weilchen mit ihr allein, Herr Lieutenant. Wollen Sie?"

„Mein gnädiges Fräulein —" erwiederte dieser bittend und herzlich.

„Still, still. Da ist sie!"

Peppa kam trotz ihrer Last — sie trug ihren Malkasten und auch eine zusammengeklappte Staffelei — flink, mit hastigen Bewegungen, wie neugierig den Kiesweg hergeschritten. Die Eifersucht steckte ihr, wie allen Neapolitanerinnen, im Blut, und sobald sie den Grafen Giuliano mit irgend einer Dame im Verkehr sah, schossen ihr die abenteuerlichsten Gedanken durch den Kopf. Auch hatte sie so wenig Verstellungskunst, daß sie ihre Gedanken nicht verbergen konnte, und bei der Begrüßung flogen ihre Blicke forschend und fragend von Einem zum Anderen, als ob sie auf ihren Gesichtern noch lesen könne, was sie eben gesprochen hatten.

„So spät, Fräulein Peppa?" sagte Giuliano.

Peppa hatte sich erst ihr Kleid ausbessern müssen, das wollte sie aber nicht sagen.

„Ich komme nicht ſpät, Sie aber ſehr zeitig, Herr Graf," antwortete ſie.

Er half ihr beim Aufſtellen ihrer Staffelei. Ein Diener brachte das Bild, an dem Peppa arbeitete, und ſtellte es auf die Staffelei. Dann entfernte er ſich ſchweigend wieder.

„Was haſt Du denn, Peppa?" fragte Giuliano leiſe. Da Fräulein Obermeyer kein Italieniſch verſtand oder doch ſehr wenig, ſo glaubte er ſich keine beſondere Zurückhaltung auferlegen zu müſſen.

Peppa antwortete nichts. Sie miſchte ihre Farben, prüfte das Licht, das heute beſonders klar und ſcharf war, dann begab ſie ſich an die Arbeit und zwar mit einer Aufmerkſamkeit und einer Energie, die man ihr nicht zugetraut hätte.

„Wie gefällt Ihnen das Bild Peppa's?" fragte Fräulein Marianne den Grafen Giuliano.

„Es iſt noch nicht fertig. Es läßt ſich noch nicht viel ſagen," antwortete dieſer.

„Wiſſen Sie, was ich beabſichtige?"

„Nein."

„Ich will es in München ausſtellen laſſen."

„Es gefällt Ihnen alſo?"

„Ich bin entzückt davon. Ich habe in München vielfach Gelegenheit, gute und ſchöne Bilder tüchtiger Meiſter zu ſehen, aber hier tritt mir eine ganz andere Behandlung von Farbe und Licht entgegen. Wo unſere Maler ſozuſagen unter einer ſchwerfälligen Farbengebung ſeufzen und ſchwitzen, hat Fräulein Peppa einen faſt genialen Farbenſinn. Ein Punkt, ein Strich, ein greller ſchreiender Klex — aber welche ungeheure Wirkung wird damit erzielt!"

„Das iſt ſpeziell neapolitaniſche Schule."

„Ich möchte das weniger Schule als Auffaſſungsgabe von Licht und Farbe nennen. Fräulein Peppa empfindet Licht und Farbe feiner, ſie iſt empfindlicher dagegen, als

wir in unſerem ſtumpf abgetönten, einfarbigen und oft gar farbloſen Norden. Ich glaube wohl, daß in Neapel, dieſem Meer von Licht und Farbe in der Landſchaft, das Auge ſich anders bildet und ſchult, feiner unterſcheidet und empfindlicher wird. Die Neapolitaner lernen beſſer ſehen als die Nordländer. Sie ſind die geborenen Maler."

„Nicht nur das, mein gnädiges Fräulein. Der Neapolitaner iſt von Hauſe aus ein intelligenter, lebhafter, geweckter Geiſt, aber — O, wenn Sie wüßten, welche Unſumme ſchöner menſchlicher Begabung hier jahraus jahrein in Schmutz und Elend verkommt —"

„Marianne!" ſchallte plötzlich die Stimme des Herrn Obermeyer durch den Park.

„Hier, Vater!" antwortete dieſe, „ich komme ſogleich."

Dann ſich verſchmitzt lächelnd zu Giuliano wendend, fügte ſie hinzu: „Ich muß Sie einen Augenblick allein mit Peppa laſſen. Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr Lieutenant?"

„Mein gnädiges Fräulein —" ſtotterte dieſer etwas verlegen. Er wußte, daß ſie mit ihm ſcherze.

„O, ich weiß, Sie werden es mir gewiß nicht übel nehmen. Und Peppa auch nicht, nicht wahr, mein Schatz?"

Dann küßte ſie Peppa freundſchaftlich auf die Wange und radebrechte lachend: „Addio, cara! a rivederci!"

„Addio, addio!" erwiederte dieſe.

Dann ſchaute ſie fragend auf Giuliano, als ob ſie wiſſen wollte, von was ſoeben die Rede geweſen war. Ihre Eiferſucht ſchien ſich wieder verflüchtigt zu haben.

Zwölftes Kapitel.

Marianne traf ihren Vater auf der Terraſſe vor dem Hauſe, wo er ſie, mit einem Brief in der Hand, erwartete.

„Die Poſt war da. Es iſt auch ein Brief für Dich dabei," rief er ihr ſchon von Weitem zu.

„Woher? Von Mama? Wann kommt sie?“

„Nein. Von der Mutter ist der nicht. Er kommt aus Berlin, also jedenfalls von Walter.“

„Der arme Junge! Gib her, Papa. Wir wollen rasch lesen.“

Dann den Brief ungeduldig auseinander reißend, rief sie komisch erschrocken aus:

„O, welch' langer Brief! Vier Seiten. Das ist vor seinem Ende.“

Sie setzte sich begierig auf einen Gartenstuhl und fing eifrig an zu lesen.

Der Brief lautete:

„Liebes Schwesterchen!

Wie ungerecht ist der Himmel! Wie ungleich sind die Güter der Welt vertheilt. Während Du am goldenen Posilippo in der Villa Marini schwelgst, sitze ich in der Kochstraße in Berlin und arbeite an meiner Doktorarbeit, wie ein Wilder. Der Vater besteht nämlich darauf, daß ich noch in diesem Winter meinen Doktor machen soll und behauptet unter Anderem mit fast beleidigender Energie, ich hätte nun gebummelt genug. Ist das nicht empörend?

Aber nun denke Dir den merkwürdigen Zufall! Als Thema meiner Doktordissertation habe ich gewählt: ‚Welche unmittelbaren politischen Folgen hatte die Ermordung Cäsars.‘ Du kennst doch die Geschichte des Julius Cäsar, der auf dem Kapitol von den römischen Patriziern ermordet wurde? Der Stoff hat mich als Historiker außerordentlich begeistert. Mit einem wahren Feuereifer stürzte ich mich auf das Quellenmaterial und — nun kommt der neckische Zufall: In einer alten Scharteke fand ich den Nachweis, daß Brutus — jener Brutus, zu dem der sterbende Cäsar sagte: ‚Auch Du, mein Brutus?‘ — also, daß dieser selbe Brutus nach seiner Flucht aus Rom sich bis zu seiner Abreise nach Griechenland, wo er sein Heer

zusammenzog, in einer Villa am Posilippo verborgen hielt, die dem jüngeren Lukullus gehörte. Du kannst Dir denken, wie ungeheuer mich das interessirte, zumal da nach der Beschreibung der Villa des jüngeren Lukullus diese in der Nähe der heutigen Villa Marini, wenn nicht gar auf demselben Platz gestanden haben muß. Sofort fiel mir ein, was Du mir über die alten Grotten unter der Villa Marini und von den antiken Mauerresten, die im Park verstreut liegen, geschrieben hast. Wenn sich nun in diesen Grotten, die, wie Du sagst, nur vom Meere aus erreichbar sind, oder unter diesen Mauerresten ein Denkmal jener Zeit befände, das ich als Neuigkeit, als wissenschaftlichen Schatz für meine Arbeit benützen könnte, ein Pergament, eine Inschrift, ein Münzvorrath oder irgend eine Kleinigkeit, die mir über jene fieberhaft aufgeregte Zeit neuen, unverfälschten Aufschluß geben könnte — ich wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne, mit einem Schlag ein berühmter Mann. Und ist es nicht denkbar, ist es nicht wahrscheinlich, daß Brutus als Flüchtling, nach einer so weltbewegenden That, in dem Seelenzustand, in dem er sich befunden haben muß, seine Muße in der Villa des Lukullus benutzt hat, um seine That vor sich und der Nachwelt zu rechtfertigen, irgend ein Zeugniß seiner Ansicht oder auch nur eine Spur seiner Anwesenheit hinterlassen hat? Wenn ich so etwas fände und als ‚Documenta Obermeyeriana' der Wissenschaft zugänglich machen könnte, — Marianne! Ich wäre ein gemachter Mann.

Also, die Grotten müssen untersucht werden. Liebes Schwesterchen, rede mit dem Vater davon. Es wird ihm auf ein paar Franken nicht ankommen. Geschieht es nicht für seinen Sohn? Zum Ruhme seines Namens? Ich wäre schon lange selbst dort, wenn der Vater mir nicht, wie man sagt, mit dem Zaunpfahl gewinkt und zu verstehen gegeben hätte, daß ich mich nicht ohne Doktor-

diplom wieder vor ihm ſehen laſſen dürfte. Aber es muß auch ſo gehen. Vielleicht kannſt Du von dem früheren Beſitzer etwas erfahren, was mich intereſſirt. Thu' mir die Liebe, Schweſter, und nimm die Sache in die Hand. Du haſt ja Zeit. Ich erwarte Deine Nachrichten mit fiebernder Ungeduld und möglichſt bald. Dein treuer Bruder Walter Obermeyer,

Dr. phil. in spe."

Marianne war zunächſt über dieſen wunderlichen Brief ſehr erſtaunt. Die Geſchichte und ſämmtliche anderen Wiſſenſchaften hatten bisher ihr Intereſſe nicht ſonderlich erregt. Jetzt zum erſten Male wurde ihr klar, daß ſie in der Villa Marini auf einem klaſſiſchen Boden wandle, auf einem Boden, den vor faſt zweitauſend Jahren, als hier auch eine Villa, vielleicht eine ſchönere und reichere als die Villa Marini, geſtanden, der Fuß eines Mannes gewandelt, der ſoeben durch einen politiſchen Mord die ganze damalige Welt in Kampf und Krieg, in Aufregung und Aufruhr verſetzt hatte. Die Villa Marini mit ihrer Umgebung erſchien ihr mit einem Male in einem anderen, intereſſanteren, anregenderen Lichte. Wo ſie ging und ſtand, waren alſo welterſchütternde Perſonen vor ihr gegangen, und von dieſen Perſonen ſollten, mußten noch Andenken, Ueberbleibſel da ſein. Ihr Bruder brauchte das, mußte das haben, damit die Welt ihn Doktor nenne. Wie wunderlich, wie komiſch das Alles zuſammenhing, wie hübſch das war! Wenn Brutus die Güte gehabt hätte, hier für ihren Bruder etwas aufzuſchreiben, würde der Vater ihrem Bruder tauſend Mark mehr nach Berlin ſenden, denn ſie hörte, wenn Erſterer manchmal ſchimpfte, daß Walter nichts arbeite, daß er in letzter Zeit nur dreitauſend Mark bekommen habe.

„Vater! Vater!" rief Marianne und ſprang lebhaft auf.

Der Gerufene ſaß auf der Terraſſe und las die

„Münchner Neueſten Nachrichten“, die die Poſt. eben gebracht hatte.

„Was iſt denn ſchon wieder los?“ fragte er.

„Da, lies! Das geht Dich auch an, mehr wie mich.“

Sie gab ihm den Brief ihres Bruders, und Herr Obermeyer ſetzte ſich leicht ächzend in dem Schaukelſtuhl wieder zurecht, um den Brief zu leſen.

Marianne beobachtete ihn dabei ſehr ſcharf. Sie wußte, daß er innerlich doch ſtolz war auf ſeinen Sohn, daß ſein heißeſter Wunſch darin beſtand, einen Doktor Obermeyer auf dieſer Welt zu wiſſen, aber er wollte ſich das nicht merken laſſen.

„Er iſt ein richtiger Spinnefix, der Walter,“ ſagte Obermeyer, nachdem er geleſen hatte, „ſein Kopf ſteckt ſo voll dummer Streiche, wie ein Ei voll Dotter. Was das nun wieder für Geſchichten ſind! Dreimal habe ich ihm das Geld für ſeine Doktorpromotion nach Berlin geſchickt, und dreimal hat er es verbummelt. Wenn er nun jetzt wieder — —“

„Aber Vater, das iſt hier doch 'was ganz Anderes. Er will ja kein Geld, er will blos, daß wir hier die Grotten und ſonſt 'was abſuchen.“

„Na ja, das wollen wir machen! Wir werden Fiſcher hineinſchicken in die alten Löcher. Aber das ſchreibe ihm nur, daß er uns ja nicht auf den Hals kommen ſoll. Er bleibt in Berlin, bis er Doktor iſt. Weiter fehlte nichts, als daß der Junge in der Welt herumkutſchirt und alten Kram ſucht. Er iſt noch lange kein Schliemann.“

Dabei blieb es vorläufig, und Marianne ging wieder zurück nach dem Orte, wo Peppa Marini malte. Es war mittlerweile etwas dunkler geworden, und Peppa war eben, als Fräulein Marianne zurückkam, beſchäftigt, ihr Malzeug zuſammenzupacken, weil das Licht nicht mehr günſtig war.

„Sie eſſen doch mit uns?“ fragte Marianne den Grafen Giuliano.

„Ich weiß nicht, ob Fräulein Marini —“ antwortete derſelbe.

„O, Fräulein Peppa wird doch wohl ihren Bruder hier erwarten,“ meinte Marianne, „bitte, fragen Sie ſie! Herr Marini hat mir beſtimmt verſprochen, heute herzukommen. Außerdem habe ich eine ganz beſondere Mittheilung für ihn.“

„Für Mario?“

„Ja. Ich möchte ihn etwas fragen.“

„Was? wenn man ſo frei ſein darf.“

„O, Sie können mir doch keine Antwort geben, Herr Lieutenant, es betrifft die Grotten der Villa Marini.“

Graf Giuliano zuckte die Schultern. „Darin weiß ich allerdings keinen Beſcheid,“ ſagte er.

Auch Peppa blieb in der Villa Marini. Sie war es ſchon gewöhnt, hier ihren Bruder zu erwarten, weil ſie es gern vermied, mit Graf Giuliano, der ſich vielleicht für verpflichtet gehalten hätte, ſie nach Hauſe zu begleiten, auf der Straße zu erſcheinen. Sie wußte ſehr wohl, daß ſie jetzt auf einer Stufe der Geſellſchaft ſtand, die mit einem Grafen de Mattei nichts zu thun hatte, und wenn ſie auch nicht daran dachte, dieſen aufzugeben, ſo war ihr doch klar, daß jetzt eine Verbindung, ja ſogar auch der Verkehr miteinander in der Oeffentlichkeit unmöglich war. Aber das mußte ja auch wieder anders werden, wie ſie zuverſichtlich hoffte. Es handelte ſich nur darum, daß ihr Giuliano bis dahin treu blieb, und dafür wollte ſie ſchon ſorgen. Freilich, wie es im Uebrigen werden ſollte und werden würde, davon hatte ſie keine Ahnung.

Man ſaß ſchon bei Tiſche, als endlich auch Mario kam. Er kam direkt von Portici und ſah bleich, nervös und abgeſpannt aus. Giuliano ſchien Recht behalten zu ſollen

und der alte Giuberti sich immer mehr und mehr als Vampyr des jungen Mannes zu entwickeln.

„Wie geht's Ihnen, Herr Marini?" fragte ihn Marianne leise und mitleidig.

„Ich danke, gut!" antwortete er gleichgiltig.

Er log. Es ging ihm gar nicht gut. Man sah, daß ihn nicht nur Sorgen um die Zukunft, sondern auch der Hunger quälten. Gleichwohl genirte er sich, bei Tisch so zu essen, wie er hätte essen mögen.

„Wie steht's in Portici?" fragte ihn Giuliano.

„Gut," antwortete Mario wieder, „die Aktiengesellschaft hat sich konstituirt. Nächsten Monat werde ich als Sekretär derselben mit dreitausend Lire Gehalt angestellt, wenn —"

Er brach ab.

„Wie?" fragte Giuliano wieder.

„Nichts. Es sind noch kleine Formalitäten zu erledigen," antwortete er ausweichend und eigenthümlich zerstreut, wie man ihn sonst noch nie gesehen hatte. Marianne beobachtete ihn genau. Hatte er wieder einen neuen Tanz mit dem alten Giuberti gehabt? Sie nahm sich vor, gelegentlich mit ihrem Vater von der Sache zu reden. Er mußte zu Gunsten der armen, bedrängten Familie interveniren, Marianne wußte, daß ihr Vater sich in solchen Sachen vorzüglich auskannte und in Geschäftssachen einen außerordentlich scharfen, praktischen Blick hatte. Freilich gegenüber den Neapolitanern, die mit so ungewohnten Kniffen und Schlichen operirten, war Hilfe nicht leicht, aber jedenfalls sollte es versucht werden. „Jedenfalls!" murmelte Marianne vor sich hin, als ob sie sich selbst durch diese Zusicherung beruhigen müßte.

„Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Herr Marini," sagte Marianne nach dem Essen zu Mario.

„Bitte. Bin ganz zu Ihrer Verfügung, meine Gnädigste."

„Sie können doch deutsch lesen?"

„Beſſer wie ich es ſpreche.“

„Nun alſo. Bitte, leſen Sie den Brief, den ich heute Nachmittag von meinem Bruder erhalten habe, und ſagen Sie mir Ihre Meinung.“

Mario las den Brief des jungen deutſchen Hiſtorikers mit vielem Intereſſe, aber offenbar auch mit einem gewiſſen Staunen. Er war in der Villa Marini aufgewachſen. Dieſe und ihre Umgebung waren die Spiel- und Tummelplätze ſeiner Jugendjahre, aber er kannte den Grund und Boden, auf dem er ſtand, jedenfalls nicht ſo genau, wie der junge Gelehrte, der ihn noch nie geſehen hatte. Wenn nun auch die Neapolitaner von den Tagesintereſſen, von den kleinen, raſch wechſelnden und deshalb unbedeutenden Ereigniſſen des Augenblicks viel zu ſehr in Anſpruch genommen ſind, als daß ſie ſich hingebend in die Erforſchung der Vergangenheit verſenken könnten, wenn, ſozuſagen, der Glanz des Tages ſie auch zu ſehr blendet, als daß ſie vor- oder rückwärts zu blicken vermochten, ſo war Mario doch betroffen davon, daß die Villa Marini möglicherweiſe eine hiſtoriſche Bedeutung haben könne.

Die eine der Grotten, von denen da die Rede war, kannte er ſehr genau. Er war Hunderte von Malen drinnen geweſen, da ſie als Sommerbadeplatz für die Villenbewohner diente. Dieſe war auch vom Park aus zu erreichen. Die anderen Grotten galten für unſicher und gefährlich. Es hatte ſich infolge deſſen nie Jemand darum gekümmert. Altes Mauerwerk, das vom Meeresgrund bis nahe an die Oberfläche des Waſſers heraufragte, verhinderte ſtellenweiſe ſowohl das Eindringen mit dem Kahn, als es auch das Schwimmen gefährlich machte. Dazu waren ſie unheimlich, von ewig polterndem Wellengeräuſch erfüllt, finſter und, was die Hauptſache war, unbekannt. Infolge deſſen ging Niemand hinein, und die Fiſcher, wenn ſie draußen vorbeifuhren, bekreuzigten ſich,

während die besonders Abergläubischen unter ihnen alte Geschichten von dem Fischmenschen oder von Meerungethümen und dergleichen Fabelwesen erzählten, die in diesen weit in den Berg hineingehenden Grotten ihr Wesen treiben sollten.

Nach aufmerksamer Durchsicht gab Mario den Brief zurück.

„Nun, was meinen Sie dazu, Herr Marini?" fragte ihn Marianne. „Werden wir mit der Durchsuchung der Grotten etwas erreichen?"

„Sie wollen wirklich die Grotten durchsuchen?" entgegnete Mario mit einem leichten Gruseln.

„Warum denn nicht?" fragte die junge Dame, fast spöttisch.

Mario schämte sich seiner Hasenherzigkeit.

„O, ich wäre natürlich außerordentlich erfreut, wenn ich Ihnen dabei irgend welche Dienste leisten könnte, nur fürchte ich, Sie werden auf unüberwindliche Hindernisse stoßen."

„Welche?"

„Die Grotten gelten für unzugänglich."

„Weshalb?"

„Weil Mauerreste, die vom Meeresgrund aufsteigen, den Eingang versperren."

„Nun, man räumt sie fort, sprengt sie in die Luft, oder hilft sich wie immer."

Mario sah die junge Dame verwundert an. Er hatte schon früher manchmal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, mit welch' resoluter Frische und Energie das zierliche, zarte und etwas kränkliche Wesen begabt war. Wem in ganz Neapel, fragte er sich, würde es wohl einfallen, sich wegen solcher Dummheiten in Geldkosten und Gefahren zu begeben? Mochte dort in den Grotten sein, was wollte — ausgenommen Geld und Geldeswerth — wer wird sich

ſolcher Hirngeſpinnſte halber einer Gefahr ausſetzen? Brutus! Was ging denn Brutus irgend Jemand heutzutage an? In all' ſeinem Ueberfluß war dem Commendatore Marini nie ſo etwas eingefallen, und Marianne war kaum einige Wochen da, als ſie auch ſchon anfing, in die Luft zu ſprengen, wegzuräumen, was ihr im Wege war — weshalb? Brutus' wegen! Ja, wenn dieſer Brutus irgend welchen Einfluß auf den alten Giuberti oder auf den Senatore Strozzi hätte ausüben können, ſo hätte Mario ein ſolches Intereſſe verſtanden — ſo aber konnte er es nur bewundern.

„Wenn ich Ihnen bei Ihren Unterſuchungen von irgend welchem Nutzen ſein kann," ſagte er mit einem gewiſſen ſchenen Reſpekt, „ſo wäre ich ſelbſtverſtändlich ſehr erfreut."

„Ich rechne darauf. Mein Bruder wartet mit begreiflicher Spannung auf meine Nachrichten. Ich wollte Sie erſuchen, mir einen Techniker, der mit ſolchen Arbeiten vertraut iſt, ſowie die erforderlichen Arbeitskräfte zu beſorgen, und zwar ſobald als möglich."

„Muß es in dieſer Woche noch ſein?"

„Es muß ſobald wie möglich ſein. Ob das dieſe oder nächſte oder eine der folgenden Wochen iſt, das kann ich nicht wiſſen, ſondern erwarte es von Ihnen zu hören. Natürlich wäre es ſehr gut, wenn Sie ſelbſt zugegen ſein würden, wenn man in die Grotten eindringt, weil Sie doch wohl am meiſten Ortskenntniß haben und doch auch nun wiſſen, worauf es meinem Bruder ankommt."

„Man müßte die Arbeiten an einem Sonntag vornehmen," entgegnete er.

„Gleichviel an welchem Tage. Wie es Ihnen paßt, Herr Marini."

„Ich werde für Alles ſorgen, wenn Sie mich damit betrauen wollen."

„Gewiß. Wem wollte ich lieber trauen?“

So hatte er nicht gesagt und obgleich er das Deutsche nur mangelhaft beherrschte, so merkte er doch den Unterschied in den zwei Ausdrücken heraus. Er sah sie von der Seite an, und der Zufall wollte es, daß sich ihre Blicke begegneten, die seinen schüchtern, hoffend, leuchtend, als wenn eine Welt auf dem Spiele stünde, die ihren fragend, verwundert, suchend. Sie sagten Beide nichts, aber das war auch nicht nöthig, im Gegentheil, es hätte die eigenthümliche Stimmung, in die sie sich plötzlich versetzt fühlten, eher verwischt und verweht als vertiefen können.

Sie fühlten, als ob gleichsam der Grundton gefunden wäre, auf dem sich eine große, herrliche Symphonie, ein weites Leben, ein tiefes, unergründliches Glück aufbauen könne. Eine seelische Harmonie umfing sie, die sich in Worte nicht binden ließ, die sie nur ahnten, und die gerade deshalb so mächtigen Widerhall und Nachhall in ihrer Brust fand. Den ganzen Abend verließ sie diese Stimmung nicht wieder. War es nun das gemeinsame Unternehmen, was sie vorhatten, oder war es das unenträthselbare Hangen und Bangen, das schon längst in ihnen gekeimt und nun plötzlich sich entwickelte, als ob es nur auf einen befruchtenden Gedanken, wie der Same auf einen Regen gewartet habe. Immer wieder flogen die stummen und doch so beredten Blicke zwischen ihnen hinüber und herüber, und wenn sie sich dann einmal trafen, so klopften die Herzen rascher, die Blicke senkten sich, als ob sie auf einer Sünde ertappt worden wären, und eine verlegene, schnell vorübergehende Röthe färbte ihre Wangen.

Peppa sang. Mit dem eigenthümlichen Rhythmus der neapolitanischen Volkslieder und der ganzen verzehrenden Gluth ihres südländischen Temperaments klang es aus den offenen Fenstern hinaus in die wundervolle, zauberische Nacht am Golf von Neapel:

„Oh dolce Napoli,
Oh suol beato,
Dove sorridere
Volle il creato;
Tu sei l'impero
Dell' armonia, —
Santa Lucia! Santa Lucia!“ *)

Und in den Herzen Mario's und Mariannens zitterten die Töne in ihrer ganzen berückenden, hinreißenden Kraft und Schönheit nach, weckten die Wunder der ersten, mächtigen, jungen Liebe. — Die Villa Marini am goldigen Posilippo bewahrte auch an diesem Abend ihre lebenweckenden und lebenschaffenden Zauber, auch an diesem Abend erlag das menschliche Herz der süßen, einschmeichelnden Weichheit und Wonne einer harmonischen Natur.

— — — — — — — — — — — — —

Es war etwa zehn Uhr, als Mario und seine Schwester endlich die Villa Marini verließen und die Straße herabgingen, die vom Posilippo nach der Stadt hinunter führt. Mario, noch wie im Traum, im Zauber eines mehr als freundschaftlichen Händedrucks von Mariannen befangen, sprach fast nichts, und infolge dessen war auch Peppa nach einigen vergeblichen Versuchen, mit ihrem Bruder zu plaudern, ruhiger geworden. Die Straße war noch erfüllt von Spaziergängern und Spazierfahrern, die den schönen Abend genießen wollten; aus den Gärten und Villen ertönten da und dort die Klänge einer Mandoline oder eines Organetto, und das Meer erglänzte in dem silberleuchtenden Wider-

*) „Holdes Neapel,
Ort süßer Freuden,
Kennst keine Sorgen,
Kennst keine Leiden;
Fröhlicher Liederschall
Tönt in dir überall, —
Santa Lucia! Santa Lucia!“

ſchein des Mondes, der über der Landzunge von Sorrento ſtand. Ein berauſchender Duft von Orangenblüthen und Jasmin ſtrömte aus den Gärten, und die Bäume rauſchten ein weiches, lindes Abendlied. —

„Eccellenza! Eccellenza!“ wiſperte es plötzlich neben Peppa leiſe.

Erſchrocken wandte ſie ſich um und erkannte im Flackerſchein einer Straßenlaterne Agnelillo. Unwillkürlich klammerte ſie ſich feſter an ihren Bruder an, der nun dadurch auch auf den Burſchen aufmerkſam wurde.

„Was willſt Du?“ fuhr er Agnelillo an, in der Meinung, es mit einem Bettler zu thun zu haben. „Wir geben nichts!“

„O, Eccellenza,“ meinte Agnelillo geſprächig, „ich bin wohl ein armer Teufel, der ſich ſchlecht und recht nährt, aber doch kein Bettler. Wenn Sie mir eine kleine Arbeit überweiſen wollen, — für einen Soldo trage ich Ihren Kaſten ſoweit Sie wollen. Für einen Soldo, Herr!“

Mario trug den Malkaſten ſeiner Schweſter unter'm Arm.

„Na, ſo nimm ihn,“ ſagte er und reichte ihm den Kaſten hin, „geh' aber vor uns her, damit wir Dich im Auge behalten.“

Peppa wollte ihrem Bruder ein Zeichen geben, daß er ſich nicht mit dem unheimlichen Menſchen einlaſſen möchte, aber es war ſchon geſchehen, ehe ſie dazu kam. Sie hatte eine unerklärliche Scheu vor ihm. Sie war ſicher, daß er ein mit dem „Malocchio“, ein mit dem „böſen Blick“ Behafteter ſei, der Unglück Jedem brächte, der mit ihm zu thun habe. Sie machte auch verſtohlen das Gettatorezeichen mit der Hand und zwar gleichzeitig für ihre eigene Rechnung und die ihres Bruders, der ihr ganz beſonders dem „böſen Blick“ ausgeſetzt zu ſein ſchien. Sie wußte nicht warum und war ſicher, daß das Alles ein dummer Aberglaube ſei. Aber ſie machte doch ihr Zeichen bei dem

Gedanken, es könne ein neues Unglück ihren Bruder treffen, jetzt, wo sich ihr schreckliches Schicksal wieder zum Besseren zu wenden schien.

„Haben Sie keine Sorge, Eccellenza," erwiederte Agnelillo, indem er mit seinem Kasten neben Mario hertrabte, „ich gehe Ihnen nicht davon und thue meine Pflicht. Ach, wenn Sie wüßten, wie schlecht es mir geht! Ich habe heute noch nichts gegessen und weiß auch nicht, was ich morgen essen werde, wenn nicht die heilige Madonna sich meiner erbarmt und mir einen kleinen Verdienst schickt. Wenn ich nur eine Beschäftigung fände! Ich will Alles, Alles machen und für wenig Geld, nur damit ich essen kann. Hunger thut weh, Eccellenza."

Solche Klagen waren Mario als Neapolitaner natürlich nichts Neues. Man hörte sie ja an allen Ecken, und jeder Bettler führte solche und ähnliche Redensarten im Munde, ohne daß irgend Jemand daran dachte, ob sie wahr seien oder nicht. Sie hatten ja auch meist dasselbe Schicksal; man hörte nicht darauf. Trotzdem sah aber Mario doch den Burschen bei diesen Worten etwas genauer an. Er hatte ihn früher wohl einmal flüchtig gesehen, aber er erkannte ihn nicht wieder.

„Nun," meinte er dann, „wenn Dir's wirklich um Arbeit zu thun ist, die kann ich Dir schon zuweisen."

„O, Eccellenza sind mein Retter! Die heilige Madonna sendet Sie. Und was für Arbeit wollen Sie mir zuweisen?"

„Es sollen in der nächsten Zeit Ausgrabungen in der Villa Marini stattfinden. Man braucht dazu einige Arbeiter, etwa vier oder sechs. Wenn Du Dich daran betheiligen willst, so will ich wohl das Weitere besorgen. Du bekommst dreißig Soldi den Tag. Die Arbeit ist nicht schwer."

„In der Villa Marini?" fragte Agnelillo gespannt aufhorchend.

„Ja, das heißt vielmehr unterhalb der Villa, in den

Grotten, die unter der Villa sind, und vielleicht auch im Park, je nachdem man findet, was man sucht."

„Und was sucht man, Eccellenza?" fragte Agnelillo wieder.

„Du wirst es später erfahren. Einstweilen brauchst Du mir nur zu sagen, ob Du dort mit arbeiten willst, und ob Du vielleicht noch einige ordentliche, zuverlässige Arbeiter mitbringen kannst."

„Selbstverständlich, Eccellenza. Ich thue, was ich kann. Machen Sie sich nur weiter keine Sorgen. Sie können sich ganz und gar auf mich verlassen. Ich denke an Alles. Und wann müssen wir uns einfinden?"

„Ich hoffe nächsten Sonntag Früh; sobald der Tag graut, müßt ihr zur Stelle sein. Du mußt mir aber noch vorher mittheilen, ob Alles in Ordnung ist, und Du Leute gefunden hast, die brauchbar und zuverlässig sind. Wie heißt Du?"

„Agnelo Esposito, Eurer Eccellenza zu dienen. Ich wohne an der Rampa di San Antonio. O, das Fräulein kennt mich wohl noch. Ich hatte schon einmal die Ehre, in der Villa Marini mit ihr zu sprechen."

„Mit meiner Schwester?" fragte Mario erstaunt.

Wieder wollte Peppa einfallen und ihn leise vor dem Burschen warnen, aber ein sonderbares Gefühl verhinderte sie, in seiner Gegenwart davon zu sprechen. Und dann fühlte sie sich auch beruhigt, weil sie ja doch das Gettatorezeichen gemacht hatte. Es konnte ja also, wie sie glaubte, nichts Schlimmes mehr geschehen.

„O, die Signorina wird sich meiner gütigst erinnern. Sie kennt mich, gnädiger Herr, ich bin ein ehrlicher Mann, und Sie dürfen sich auf mich verlassen. Und wohin kann ich Ihnen meine Antwort bringen, gnädiger Herr?"

„Du kannst mich morgen Abend in der Villa Marini treffen. Etwa zwischen acht und neun Uhr."

„Ich werde da sein. Bei meiner armen Seele, ich bin pünktlich da."

„Gut. Du kannst nun gehen. Wir nehmen hier die Pferdebahn und fahren nach Hause. Hier hast Du Deinen Soldo."

Das war an der Toretta, wo die Dampfstraßenbahn nach Pozzuoli und Bagnoli sich abzweigt. Mario bestieg mit seiner Schwester einen Pferdebahnwagen, da er doch nicht die ganze, sehr weite Strecke bis nach der Via Palermo zu Fuß zurücklegen konnte, und Agnelillo verabschiedete sich, nachdem er selbstverständlich Mario erst noch um eine Cigarre angebettelt hatte, indem er unzählige Male versicherte, morgen Abend zur rechten Zeit in der Villa Marini zu sein.

Als Agnelillo wieder allein auf der Straße stand, wurde er sehr nachdenklich und in sich gekehrt, was sonst nicht seine Art war. Er lief einige Male zwecklos in der Straße hin und her, setzte sich endlich an der Mergellina, wo der kleine Hafen sich befindet, auf den Rand einer Barke, welche die Fischer am Abend vorher auf's Land gezogen hatten, und fing an, die halbe „Toskana" zu rauchen, die ihm Mario geschenkt hatte. Hier saß er lange Zeit, hing seinen Gedanken nach, die heute ganz absonderlicher Art sein mußten, und schaute auf das Meer hinaus.

Endlich, es war schon tief in der Nacht, sprang er unruhig wieder auf und wandte seine Schritte der inneren Stadt zu, lief den Toledo hinauf und stand endlich vor dem Laden des Don Leone still. Es war in der engen Straße kein Mensch zu sehen. Der Laden Giuberti's war mit dickem Pfostenverschluß und einem Querbalken, an dem zwei mächtige Eisenschlösser hingen, wohl verwahrt. Agnelillo besah sich das Alles sehr genau, indem er mehrere Male unauffällig in der Straße hin und her ging. Auch das kleine, runde Fenster, das sich oberhalb des Ladens

im Mezzanino*) befand, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit in bedeutendem Maße. Es ſchien nicht, als ob er gekommen ſei, um dem Don Leone Rapport zu erſtatten über die gehabte Begegnung.

„Es muß ſein oder ſie kommen mir zuvor," murmelte er öfter vor ſich hin, „es muß jetzt ſein oder es wird nie. Es muß gehen!"

Nachdem er Alles genau unterſucht hatte, lief er wieder fort, jedoch nicht nach Hauſe, ſondern nach der Villa Nazionale, dem großen Park der Stadt Neapel, wo er ſich auf einer Bank zum Schlafen ausſtreckte. Aber er fand keinen Schlaf. Seine Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Stundenlang wälzte er ſich hin und her, und erſt als der Oſten ſich ſchon wieder heller färbte, verfiel er in einen unruhigen, fieberhaften Schlaf.

Dreizehntes Kapitel.

Das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Don Leone und Agnelillo hatte diesmal einen auffallend langen Beſtand. Es dauerte ſchon faſt vierzehn Tage, und in dieſer ganzen Zeit hatten ſich die Beiden nicht ein einziges Mal mehr gezankt. Das hinderte natürlich nicht, daß ſie ſich gegenſeitig belogen und betrogen nach Kräften, ja, manchmal ſchien es ſogar, als ob die äußerliche Hülle des freundſchaftlichen Einverſtändniſſes nur dazu da wäre, damit ſie ſich unter dieſer Maske um ſo wirkſamer und ausgiebiger betrügen könnten. So hatte Agnelillo Don Leone um ſeine fünf Lire Vorausbezahlung betrogen, und ſo betrog Don Leone wieder den Agnelillo mit dem Vorgeben, er wolle ſeine Zeche bei Groſſetti bezahlen, was ihm gar nicht einfiel, wenigſtens ſo lange nicht, als er keinen greifbaren

*) Mezzanino = Zwiſchenſtock, die bei vielen Häuſern in Neapel ſehr niedrig, winkelig und klein ſind.

Nutzen von der Spionage Agnelillo's hatte. Sie waren aber anscheinend, wie man zu sagen pflegt, ein Herz und eine Seele.

Es waren wieder einige Tage vergangen, seit Agnelillo den Malkasten Mario's getragen hatte. Die Verbindung zwischen ihm und der Villa Marini war hergestellt, und in seiner Eigenschaft als „Arbeiter" konnte er in dem Grundstück ein- und ausgehen so oft ihm das beliebte. Aus der Arbeit war am vergangenen Sonntag aber noch nichts geworden, weil eine technische Untersuchung vorhergehen sollte, damit man wisse, was denn eigentlich zu geschehen habe.

Es war wieder in den Abendstunden, als Agnelillo in den engen Vicolo einbog, wo Don Leone wohnte. Die Straßenlaternen brannten schon, aber es war noch nicht einmal sieben Uhr. Es wurde eben um diese Zeit schon sehr zeitig dunkel. Agnelillo ging, vorsichtig nach allen Seiten Umschau haltend, in der Hand ein Paar Stiefel, dieselben, die er seiner Zeit in der Villa Marini gestohlen hatte; an den Füßen trug er statt dieser seine alten schadhaften und schiefgetretenen Ungethüme, die er wieder aus irgend einem Winkel hervorgesucht. Er hätte schließlich auch barfuß gehen können, wie es thatsächlich so viele seiner Kameraden thaten, aber er war zu eitel auf sich, um das zu thun. Es war kaum glaublich, aber derselbe Agnelillo, der oft Tage lang nichts Rechtes zu essen hatte, stand, wenn er auf der Straße ging, vor allen Schaufensterspiegeln still, besah sich wohlgefällig, schob die Kravatte zurecht und gab den üppigen Haaren die erwünschte regellose Genialität der Unordnung — aus Eitelkeit. Er hielt sich für einen hübschen jungen Mann, und wenn ihn Andere auf das Lächerliche seines Thuns aufmerksam machten und auslachten, so zuckte er die Achseln und sagte: „Der Geschmack ist eben verschieden!"

„Seien Sie mir gegrüßt, mein edler Don Leone," rief

Agnelillo freundlich seinem Gönner zu und setzte seine Stiefel auf dessen Ladentafel.

Don Leone saß träumerisch hinter seiner Ladentafel und wäre bald eingeschlafen.

„Ah, Du bist's, mein theurer Freund?" fragte er in seinem menschenfreundlichen Tone. „Und wie geht Dir's? Was bringst Du?"

„Don Leone, Sie sind schon so oft mein Retter in der Noth gewesen, seien Sie es auch heute noch einmal, zum letzten Male, bei der Madonna del Carmine, und leihen Sie mir fünf Lire auf meine Stiefel."

Don Leone besah die Stiefel mit Kennerblick.

„Du willst Dir wohl für die fünf Lire ein Paar neue kaufen, mein Schatz?" fragte er spöttelnd.

„Seien Sie barmherzig mit einem armen Menschenkind, das am Rande der Verzweiflung steht. Ich muß das Geld haben —"

„Wozu?"

„Sie wissen, daß mein Vater kürzlich gestorben ist, Don Leone, und es ist noch nicht eine Messe für seine Seele gelesen worden. Man ist doch auch ein Christ, und man soll nicht von mir sagen, daß ich für meinen Vater nichts gethan habe."

Um eine Lüge war Agnelillo nie verlegen. Er hätte hundert zur Verfügung gehabt, aber er glaubte bei dem alten Mann gerade mit dieser Erfolg zu haben, und deshalb brachte er sie vor.

„Die Stiefel sind ja nicht die Hälfte werth."

„Seien Sie barmherzig, edler Freund. Der Himmel wird es Ihnen lohnen. Sie sollen keinen Soldo an mir verlieren. Nächste Woche beginnen die Arbeiten in der Villa Marini, und das erste Geld, das ich dafür bekomme, bringe ich her, um meine Stiefel wieder einzulösen. Seien Sie barmherzig, Don Leone!"

Der alte Giuberti war in seinem ganzen Leben noch nie barmherzig gewesen. Was wäre denn sonst aus ihm geworden, wenn er mit all' den Leuten, mit denen er zu thun hatte, barmherzig gewesen wäre? Mit ihm war auch noch nie Jemand barmherzig gewesen, weshalb sollte er es also sein? Er hielt das für eine Art Luxus und zwar für einen sehr kostspieligen. Aber warum konnte sich Don Leone gleichwohl nicht dazu entschließen, seinen jungen Freund mit seinen Stiefeln wieder heimzuschicken? Unter anderen Umständen hätte er es für eine Sünde gegen sich gehalten, barmherzig zu sein, aber nach einigem Nachdenken gab er dem Agnelillo doch seine fünf Lire und stellte die Stiefel in die Ecke zu anderen Pfändern. Hatte er Angst vor ihm? Glaubte er den jungen Nichtsnutz nicht zum Aeußersten bringen zu dürfen? Dachte er daran, daß ihm Agnelillo einmal im Zorn zugerufen hatte: „Ich weiß, wo Sie schlafen!"

„Ich thue es aus alter Freundschaft, Agnelillo," sagte er, „aber betrüge mich nicht, hörst Du? Du wirst einen alten Mann wie mich nicht um sein Hab und Gut bringen, das wäre schlimmer, als wenn Du mir das Blut nähmest. Hörst Du? Betrüge mich nicht!"

Agnelillo machte eine Menge Redensarten, floß vor Dankbarkeit über, verschwor sich bei Allem, was es gab, daß er ein ehrlicher Mann sei, und doch schien er betroffen, als Don Leone von seinem Blut sprach.

„Agnelillo —" begann Don Leone wieder eigenthümlich schwach und fast zitternd.

„Sie bekommen Ihr Geld bei Heller und Pfennig wieder, edler Freund," unterbrach ihn Agnelillo hitzig, „so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Und damit basta."

Dem alten Giuberti wäre es lieber gewesen, wenn er gesagt hätte: „So wahr ich ein Lump bin." Aber er war still. Eine unerklärliche Bangigkeit befiel ihn auf einmal,

und er war froh, als Agnelillo endlich wieder den Laden verließ.

Der Vicolo, in dem Don Leone wohnte, war eng und dunkel, wie die meisten der Seitenstraßen des Toledo. Nur in großen Zwischenräumen flackerte ein ärmliches Gaslichtchen an der Mauer, gleichwohl erkannte Agnelillo aber doch, als er aus dem Laden Don Leone's herausgetreten und noch keine hundert Schritt davon entfernt war, den jungen Mario Marini, der, vom Toledo kommend, an ihm vorbeiging. Er schien überrascht, den jungen Mann hier zu treffen, und da er gerade an einer Hausthür stand, so trat er in das Dunkel derselben hinein, um ungesehen zu beobachten, was Mario hier wohl zu suchen habe.

Dieser ging ebenfalls bis zum Laden Don Leone's und trat dort ein. Davon schien Agnelillo noch mehr betroffen zu sein, und statt seinen Weg weiter nach dem Toledo zu verfolgen, schlich er jetzt hinter dem jungen Manne her, als ob ihn die Neugier plage und er um jeden Preis wissen müsse, was dieser mit dem alten Giuberti zu verhandeln habe. Dabei kam ihm zu Statten, daß er von der dunkeln Straße aus viel besser den hellen Laden Don Leone's übersehen und beobachten konnte, als dies vom Laden aus nach der Straße zu möglich war. Er konnte also dreist ziemlich nahe an die Thür oder vielmehr zwischen Thür und Schaufenster treten, ohne fürchten zu müssen, von drinnen beobachtet und erkannt zu werden.

„Zwei Lire!" hörte er den alten Giuberti laut und polternd sagen, wie er es gewohnt war, wenn er mit seinen Schuldnern sprach. „Und wieder zwei Lire und immer wieder zwei Lire! Das ist eine Lumperei! Sie haben doch wohl nicht die Ansicht, Herr Marini, daß das in alle Ewigkeit so fort geht? Was soll denn daraus werden? Sehen Sie nicht ein, daß das unmöglich ist?"

Auch Marini sagte etwas, aber in einem so leisen,

wohl auch entſchuldigenden oder bittenden Tone, daß es Agnelillo nicht hören konnte. Aber das war auch gar nicht nöthig, weil er ſchon aus der ganzen Situation und aus dem Gehaben der beiden Männer errieth, um was es ſich handelte.

„Ach was, das ſind Alles faule Fiſche!“ hörte Agnelillo wieder die Stimme Don Leone's ſagen. „Ich will mein Geld! Wiſſen Sie, junger Mann, was das heißt? Das Eigenthum iſt heilig, und hier handelt es ſich um mein Geld, nicht um Ihres, verſtanden? Es handelt ſich um das Geld, das ich Ihrem Vater ſchon vor Jahren geliehen und das dieſer in Ihrer Geſellſchaft und mit Ihnen verpraßt und vergeudet hat.“

Wieder murmelte der junge Marini demüthig und bittend einige Worte, die Agnelillo wieder nicht verſtand, bis ihn endlich Don Leone wieder grob und drohend unterbrach.

„Nein, Herr Marini, meine Geduld iſt zu Ende. Ich will mich nicht mehr gedulden, ich kann es nicht mehr. Sie wollen mich betrügen, und das laſſe ich mir nicht gefallen! Sagen Sie mir kurz und bündig, ob Sie mir das Bild Ihrer Schweſter, das dieſe von der Villa Marini für die fremde Herrſchaft malt, verpfänden wollen oder nicht.“

„Aber wie ſoll ich denn das machen? Es iſt ja nicht mein Eigenthum!“ antwortete Mario jetzt etwas lauter, weil ihm Kummer und Sorge aus dem Herzen ſprach.

„Das iſt Ihre Sache, wie Sie das machen müſſen,“ polterte Don Leone wieder roh und ungeſchlacht dazwiſchen. „Ich will mich von Ihnen nicht zum Beſten halten laſſen. Entweder — paſſen Sie 'mal gehörig auf, Sie junger Mann — entweder Sie verpfänden mir morgen ſchriftlich das Bild, und Ihre Schweſter unterſchreibt mit, oder ich gehe übermorgen zum Senatore Strozzi, um ihm ein Licht über Sie aufzuſtecken. Das Eigenthum iſt heilig, und

wenn Sie das nicht respektiren, so werden Sie nie im Leben zu irgend etwas Gutem zu brauchen sein. Ob Herr Strozzi Ihre Schulden anerkennen will, und ob nicht vielmehr Alles Schwindel ist, was Sie mir über Ihre Aussichten in Portici erzählt haben, das wird sich ja dann herausstellen, wenn ich zu ihm komme."

„Herr Giuberti," bat Mario in seiner Seelenangst, „bei Allem, was heilig ist, üben Sie Barmherzigkeit an mir und meiner Familie, überantworten Sie uns nicht ganz dem Elend! Ich will arbeiten für Sie, daß mir das Blut aus den Fingern spritzt, aber seien Sie barmherzig, nur dies eine Mal!"

Nun war es gewiß ein großer Unterschied, ob Agnelillo solche Worte machte oder ob Noth und Kummer sie Jemand auspreßten, der, wie Mario Marini, ein Mann von Stand und Bildung, ein früherer Offizier, ein Mann von Wort und Ehre war. Aber Don Leone wollte von diesem Unterschied nichts wissen, kannte ihn vielleicht auch wirklich nicht. Er wußte, daß schöne Reden kein Silber und auch kein Gold seien. Man konnte sie nicht auf Zinsen geben, kein Mensch gab etwas dafür, es war ganz gleichgiltig, wie sie klangen und was sie besagten. Worte waren Worte, weiter nichts, und sollten auch bei Don Leone nichts Anderes gelten.

„Gehen Sie in des Henkers Namen, wohin Sie wollen, mit Ihrer ewigen Barmherzigkeit," fuhr er den jungen Marini an, „ich müßte ein rechter Narr sein, wenn ich mich auf solche faule Redensarten einlassen wollte. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt, und dabei bleibt's. Und nun gute Nacht. Ich muß nun meinen Laden schließen. Gute Nacht, Herr Marini, und vergessen Sie mir die Verpfändung nicht. Hören Sie? Morgen muß das Besprochene hier sein, oder —"

Agnelillo wollte sich nicht von dem zurückkehrenden

Marini ſehen laſſen und ſprang raſch von der Thür Don Leone's in den Hausgang zurück, wo er ſchon vorher verborgen geweſen war. Es dauerte aber doch noch eine ganze Weile, ehe er ſah, wie der junge Mann wieder von Don Leone fortging, ſeufzend, mit geſenktem Kopf.

„Er hat ihn tüchtig in der Schere! Hm! Hm! Er hat ihn ganz gehörig in der Schere!" murmelte Agnelillo nachdenklich vor ſich hin. Dann, als von Marini nichts mehr zu ſehen war, verließ auch er ſeinen Lauſcherpoſten, ging nach dem Toledo zurück und über den Largo di Carità hinweg in die Via di San Sebaſtiano, wo er in ein kleines ſchmutziges Lokal eintrat, in dem man dicke und ſchwere Sicilianer Weine verkaufte. Agnelillo trank von dem Wein, obgleich er ihm gar nicht beſonders zu munden ſchien, ziemlich viel, als ob er ſich zu irgend einem Vorhaben Muth trinken wolle.

Am nächſten Morgen ſpielten ſich in der kleinen Gaſſe vor dem Laden des Don Leone merkwürdige Scenen ab. „Das Elend ſchläft nicht," ſagt man, und ſo kamen ſchon in aller Frühe Leute, die, um den über Nacht entſtandenen Hunger zu befriedigen, ihre Siebenſachen als Pfänder zu Don Leone bringen wollten. Zunächſt war es eine alte Frau, deren Tochter in der Nacht krank geworden war, und die nun Geld ſchaffen mußte, um einen Arzt holen zu können und in der Apotheke zu erhalten, was nothwendig war. Da aber Don Leone ſeinen Laden noch nicht aufgemacht hatte, ſo ſetzte ſie ſich einſtweilen geduldig wartend auf die Schwelle des Ladens und legte das Packet, das ſie trug, und worin das Jaquet ihrer Tochter — aus grellgrüner Seide — ſich befand, vor ſich auf ihre Kniee. Dann kam ein junger Burſche, der ſchon weniger geduldig war. Er wollte Geld auf eine Taſchenuhr leihen, die vielleicht in der Nacht irgendwo geſtohlen worden war und nun

rasch zu Geld gemacht werden sollte, ehe der Diebstahl bekannt wurde. Der Bursche donnerte mit den Fäusten gegen die geschlossenen Holzläden und rief hinein, aber es regte sich nichts drinnen. Einige neugierige Passanten blieben stehen und sahen zu.

„Was ist denn geschehen?" fragte Jemand.

Es antwortete Niemand darauf, weil es Niemand wußte, und ein halbes Dutzend Andere, die nach und nach die Gruppe vergrößerten, wiederholten die Frage. Die Sache wurde interessant.

„Sie haben ihn wohl todtgeschlagen?" fragte wieder Jemand.

Merkwürdig, wie nahe den Leuten, die doch gar keine Idee von der Sachlage hatten, dieser fürchterliche Gedanke lag. Alle Welt war sofort davon überzeugt, daß hier etwas möglichst Schreckliches geschehen sein mußte; man wünschte es sogar, um eine billige Aufregung zu haben, von der man sprechen konnte, und sich dadurch die Zeit angenehm zu vertreiben.

„Wer wohnt denn hier?" fragte wieder Jemand.

„Der Pfandleiher," antwortete ein Anderer, und Verschiedene riefen den Namen Leone Giuberti. Man horchte wieder an dem Laden. Wenn jetzt Don Leone plötzlich herausgetreten sein würde, wären alle Leute ohne Zweifel sehr enttäuscht gewesen und ärgerlich weiter gegangen, so sehr war schon die Aussicht auf etwas Außerordentliches festgewurzelt.

„Das ist Numero 31. Ein ermordeter Wucherer ist 31,"*) schwatzte eine alte Frau.

„Man muß die Thür einschlagen," rief der junge Bursche

*) Die Neapolitaner sind leidenschaftliche Lottospieler und dabei so abergläubisch, daß sie allen Vorkommnissen der Woche eine Nummer andichten, die sie dann Sonnabends in's Lotto setzen, in der bestimmten Hoffnung, damit zu gewinnen.

mit der Uhr, vielleicht in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit etwas stehlen zu können.

„Holt die Polizei," sagte der Nachbar des Don Leone, ein Barbier, der mittlerweile auch neugierig aus seinem Laden herausgetreten war, mit einer gewissen Autorität. Ein Barbierjunge, der vielleicht nur froh war, einmal auf einige Augenblicke den dunstigen Laden verlassen zu können, machte sich sofort auf die Beine, rannte im gestreckten Lauf die Gasse hinunter und schrie dabei mit voller Lunge:

„Polizei, Polizei! Sie haben den alten Don Leone ermordet, wo ist die Polizei?"

Die Leute blieben stehen und sahen dem tollen Jungen nach, dem das Spaß zu machen schien. Dann sah man vom Toledo her, wo die Leute sich immer in Massen hin und her schieben, die Gruppen vor dem Laden des Don Leone stehen, und nun kamen Hunderte in die kleine Gasse hereingeströmt, so daß schon nach Verlauf von wenigen Minuten kein Apfel mehr zur Erde konnte. Alle reckten neugierig die Hälse, schoben, drängten, stießen und fragten. Dabei wußte doch noch Niemand, was eigentlich geschehen war. Don Leone konnte plötzlich verreist sein oder sich verschlafen haben. Aber selbst das wäre ihm nicht zu wünschen gewesen, denn er hätte für die verursachte Enttäuschung voraussichtlich Prügel bekommen.

Ein ganz unglaublicher Wirrwarr entstand in der schmalen, schmutzigen Gasse, Weiber und Kinder kreischten laut auf, schimpften, weil man sie auf die Füße trat oder drückte, und immer neue Ankömmlinge schoben mit aller Energie von unten nach, weil sie auch etwas sehen wollten, wo doch noch nichts zu sehen war. Aus den Fenstern der Häuser schauten die Bewohner mit größter Seelenruhe dem wilden Menschengewoge zu, glücklich darüber, daß sie auch einmal hier etwas zu sehen bekamen.

Endlich kam der Barbierjunge mit zwei Polizeidienern

triumphirend zurück. Wie ein Feldherr zeigte er in den Menschenknäuel hinein und machte den Beamten klar, um was es sich handelte.

„Man wird uns todtdrücken, wenn wir da hineingehen," sagte der Eine von ihnen zu seinem Kameraden.

„Dort, dort," schrie man ihnen zu, „ihr müßt den Laden erbrechen."

„Glauben Sie vielleicht," erwiederte der andere Beamte, „wir sind hier, um uns die Kleider vom Leibe herunterreißen zu lassen?"

Die Beamten hatten mit ihrer vorsichtigen Zurückhaltung von ihrem Standpunkte aus nicht ganz Unrecht. Für die elende Hungerlöhnung, die sie erhielten, konnte kein Magistrat der Welt pflichttreue Beamte verlangen, also auch der von Neapel nicht. Dann entstand aber doch so viel Raum, wie die Beamten brauchten, und sie näherten sich stolz und in gemessener Grandezza dem Laden des Don Leone. Auch ein Schlosser wurde herbeigeschafft, zwar langsam und mit echt neapolitanischer Umständlichkeit, aber es ging doch, trotz der Menschenansammlung, denn man wollte doch wissen, was nun eigentlich in dem geheimnißvollen Laden geschehen war, und so machte alle Welt denen Platz, die berufen waren, ihre Neugier zu befriedigen.

Als die Beamten an der Spitze einer wild und gierig nachdrängenden Menge den Laden betraten, fiel ihnen darin zunächst eine große Unordnung auf. Möbel waren umgeworfen, allerhand Gegenstände, Pfänder u. s. w. lagen verstreut umher und ließen auf einen stattgehabten heftigen Kampf schließen. Das Opfer desselben aber, der alte Don Leone, lag mit dem Leib und den Beinen auf seiner Ladentafel, während der obere Körper von derselben herunterhing. Er war todt, und wohl schon seit Stunden, denn sein Körper war bereits kalt und steif.

Nachdem dieser Thatbestand von den Beamten fest-

geſtellt war, wollten ſie zunächſt den Laden wieder ſchließen, um, ihrer Inſtruktion gemäß, dem Staatsanwalt Anzeige zu machen und eine gerichtliche Aufhebung der Leiche zu veranlaſſen. Aber das war nicht ſo leicht. Wie wilde Thiere ſtürzten ſich die Leute mit Taſchentüchern und alten Fetzen herbei, um womöglich einen Tropfen Blut aufzufangen, das nach ihrer Anſicht glückbringend war. Erſt nach einem harten Kampf gelang es den Poliziſten, den Laden wieder zu ſäubern und bis zur Ankunft der Gerichtskommiſſion zu ſchließen.

Natürlich verminderte auch jetzt ſich das Menſchengewühl vor dem Laden noch nicht. Man erörterte den Fall nach allen Richtungen, und die verſchiedenſten Muthmaßungen wurden laut. Daß ein Mord vorliege, wurde ohne Weiteres als feſtſtehend angenommen, obgleich noch kein Menſch davon etwas wiſſen konnte. Man äußerte ſogar bereits Vermuthungen über den Mörder, und es war eigenthümlich, mit welcher Beſtimmtheit und Einhelligkeit die Leute behaupteten, der Mörder ſei ein „Signore“ *) geweſen, und als man erſt ſo weit war, fanden ſich auch wieder Andere, die am Abend vorher einen ſolchen „Herrn“ geſehen hatten, nur ſtimmte das inſofern weniger genau, als Jedes einen Anderen geſehen hatte. Bald war der Herr mit, bald ohne Bart, bald groß, bald klein, bald ſo, bald ſo gekleidet, ſo daß der betreffende Mörder hätte ein reines Chamäleon ſein müſſen, wenn das Alles paſſen ſollte.

Vierzehntes Kapitel.

Neapel iſt die volkreichſte Stadt von Italien und umfaßt mehr wie jede andere europäiſche Großſtadt Bevölkerungselemente, die, arm und von Jugend auf ohne jede

*) Im neapolitaniſchen Sprachgebrauch iſt ein „Signore“ nur ein Herr, der ſich durch Kleidung oder feine Sitten als nicht zum gewöhnlichen Volk gehörig auszeichnet.

Bildung, ohne Ehrgeiz, gezwungen sich lediglich mit den täglichen Bedürfnissen abzuquälen, den Behörden tüchtig zu schaffen machen. Diebstähle, Veruntreuungen, Raub sind an der Tagesordnung, Mord ist nichts Seltenes. Die Stellung eines Procuratore del Re oder Staatsanwaltes ist dort also ein unruhiges, ermüdendes, überbürdetes Amt.

Der Fall des Don Leone Giuberti war einem noch jüngeren Procuratore zugefallen, der, aus einer kalabrischen, sehr angesehenen Familie stammend, sehr rasch Karrière gemacht hatte, weniger seiner Tüchtigkeit im Amt wegen, als weil er ein entfernter Verwandter eines hochgestellten Verwaltungsbeamten war. Er hieß Alberto de Felice und war ein Mann noch im Anfang der dreißiger Jahre, mit einem mächtigen schwarzen Schnurrbart, großen schwarzen, aber etwas müden, abgespannten Augen und bleicher Gesichtsfarbe, wie man sie bei Lebemännern häufig trifft. Herr de Felice betrachtete sein Amt in Neapel, das ihm sehr unangenehm war, nur als Durchgangsstation zu einem höheren, weniger anstrengenden und vor Allem besser bezahlten. Er mußte einige Jahre Gerichtspraxis „abschrauben", und that das, nicht weil seine Beschäftigung ihm gefiel oder ihn interessirte, sondern weil es nicht anders ging, weil eine Berufung in das Justizministerium sonst nicht zu erreichen war.

Als er in das Gerichtsgebäude kam, traf er im Korridor, der nach seinem Bureau führte, einen Kollegen.

„Nun," fragte dieser, „Sie wurden heute auch aus dem Schlafe gestört?"

Herr de Felice machte eine ärgerliche Bewegung.

„Was war's?" fragte der Erstere wieder.

„Bah. Ich muß wieder einen Mörder suchen. Der achte in dieser Gerichtsperiode."

„Ja," meinte der Andere wieder vertraulich lächelnd, „das ist freilich weniger angenehm, als bei der kleinen

Marchesa del Parato Sorbet schlürfen. Wie geht's ihr? Ich habe sie lange nicht gesehen. Will sie sich noch immer als Ballerina ausbilden lassen?"

De Felice lachte. Er hatte eine wahrscheinlich etwas frivole Aeußerung auf den Lippen, als er hörte, wie Leute den Korridor herkamen.

„Pst," machte er dann, „wir reden später davon, lieber Kollege. Jetzt muß ich erst meinen Mörder suchen! Addio!"

Damit trennten sich die Herren, und de Felice ging nach seinem Bureau, zog den Ueberrock aus, warf ein Aktenbündel, das er unter'm Arm getragen hatte, auf den Tisch, an dem er dann Platz nahm, um die Akten nochmals einer genauen Durchsicht zu unterwerfen. Es waren die Akten zu dem Fall Leone Giuberti. Besonders schien sich Herr de Felice für ein kleines, blaues Schreibheft, das bei den Akten lag, zu interessiren, in dem Don Leone seine Ausgaben und Einnahmen verzeichnet hatte. Das studirte er mit großer Aufmerksamkeit, und wenn auch die Krakelfüße des alten Giuberti nicht immer die deutlichsten waren, so konnte de Felice doch vier oder fünf Namen von Personen entziffern, die am Nachmittag oder Abend vorher in dem Laden Don Leone's gewesen waren und mit ihm Geschäfte gemacht hatten. Nachdem er sich in dieser Weise mehr als eine Stunde beschäftigt hatte, rief er durch die offen stehende Thür hindurch in den Nebenraum: „Herr Cardelli!"

Sofort trat aus dem Nebenzimmer ein Mann von einigen fünfzig Jahren, mit stark ergrautem Haar und, wie es schien, sehr kurzsichtig, denn er trug eine sehr scharfe Brille.

„Herr Staatsanwalt befehlen?" fragte dieser.

„Fragen Sie 'mal im Wartezimmer, ob die Leute eingeliefert sind, die ich bestellt habe."

„Sofort, Herr Staatsanwalt," antwortete Cardelli mit großem Respekt und ging fort. Cardelli machte einen recht sympathischen Eindruck. Er hatte von der Pike auf gedient, und obgleich kein besonders hervorragendes geistiges Licht, war er doch ein gewissenhafter, tüchtiger Beamter. Er hatte eine große Familie zu erhalten, und die Verpflichtungen, die auf ihm ruhten, machten wieder ihn selbst verläßlich, treu, brauchbar und hingebend an jede Beschäftigung, die eben seiner Befähigung entsprach. Nach einigen Minuten kam er zurück.

„Herr Staatsanwalt," sagte er, „es sind Alle angekommen bis auf die Donna Anunziata Chieri. Donna Anunziata ist Gemüsehökerin am Pizzofalcone, wie mir der Beamte, der mit ihrer Aufsuchung beauftragt war, mittheilte. Sie ist heute in aller Frühe nach Torre del Greco gefahren, um ihre Schwiegertochter zu besuchen, die im Wochenbett liegt. Ihre Schwiegertochter ist eine gewisse Cesarina Chieri, die in einer Maccaronifabrik auf Tagelohn geht und einen ordentlichen Ruf hat. Sie —"

„Gut, gut, gut, Herr Cardelli, schreiben Sie das Alles auf," meinte de Felice etwas ungeduldig, als ob ihm der Beamte denn doch etwas gar zu gewissenhaft, um nicht zu sagen langweilig, wäre. „Lassen Sie zunächst die Weiber hier eintreten, Eine nach der Anderen, und protokolliren Sie ihre Aussagen."

„Wie Sie befehlen, Herr Staatsanwalt," erwiederte Cardelli, setzte sich an seinen Tisch und machte sich zur Aufnahme der Protokolle bereit.

„Welche der Weiber wünschen Sie zunächst zu vernehmen, Herr Staatsanwalt?" fragte er.

De Felice studirte wieder sein blaues Heft.

„Nun," entgegnete er nach einer Pause, „die Weiber sind wohl Alle unschuldig an der Sache. Wir haben es ohne Zweifel mit einem derben, kräftigen Mann zu thun.

Fangen Sie also meinethalben mit der Schustersfrau an. Wie heißt sie doch?"

„Ah, die Donna Concetta Barbieri."

„Richtig, richtig! Fangen Sie also mit dieser an."

Die Frau kam. Sie erzählte eine alltägliche Geschichte. Sie hatte die Leisten ihres Mannes versetzt, angeblich weil dieser sie geprügelt hatte, in Wirklichkeit aber, weil sie einen unüberwindlichen Durst verspürt hatte. In keiner Weise interessirte sich der Herr Staatsanwalt für diese Aussagen. Sie hatten gar nichts mit seinem Fall zu thun. Er gähnte, legte sich in seinem Sessel zurück, während Cardelli in seiner langweiligen Gewissenhaftigkeit das gleichgiltige Geschwätz der halbtrunkenen Frau aufschrieb, Wort für Wort, als ob es sich um eine Staatsaktion gehandelt hätte.

Nach Frau Concetta Barbieri, kam die Frau eines Schänkwirths im Vicolo Freddo di Chaia, die drei Lire Zinsen bezahlt hatte für ein Darlehen, welche Don Leone ihrem Mann auf ihr Mobiliar gegeben. Sie lamentirte, daß die Zeiten so schlecht wären und sie deshalb das Darlehen nicht zurückzahlen könne, für das sie doch schon den dreifachen Betrag als Zinsen nach und nach habe bezahlen müssen.

Der Herr Staatsanwalt wurde nun schon nervös und unruhig. Sollte er bis in alle Ewigkeit solche Dummheiten anhören? Dann kam noch eine Frau, eine Bäckersfrau aus Fuorigrotta, die ein Pfand eingelöst hatte, das ihr ein davongelaufener Lehrjunge gestohlen und bei Don Leone versetzt hatte. Sie schimpfte wüthend und in den saftigsten Ausdrücken auf den Jungen — aber zu dem „Fall" war wiederum keine Beziehung vorhanden. Die Bäckersfrau wurde, wie ihre beiden Vorgängerinnen, sofort wieder entlassen.

„Das ist ja zum Verzweifeln," rief der Staatsanwalt

gelangweilt aus, „jetzt lassen Sie 'mal den jungen Marini antreten, damit wir endlich einmal erfahren, was es mit dem ‚Signore' für eine Bewandtniß hat, den das Volk allgemein als Mörder bezeichnet."

Mario Marini wurde hereingeführt. Er war noch bleicher als sonst. Seine Lippen zuckten und zitterten leise vor Aufregung. Man hatte ihn direkt aus der Gerberei in Portici, wo er angestellt war, weggeholt, „einer Besprechung halber". Erst unterwegs hatte er erfahren, daß diese Besprechung mit der Ermordung Don Leone's zusammenhing.

Als Mario eintrat, machte er dem Staatsanwalt de Felice eine leichte Verbeugung, wie sie unter Leuten üblich ist, die sich gesellschaftlich näher stehen, und in der That kannten sich die beiden Herren von früher her, wo sie sich öfter in Gesellschaften getroffen, miteinander gesprochen und verkehrt hatten. Aber der Staatsanwalt erwiederte diesen Gruß nicht. Scharf prüfend besah er den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen. Als er ihn das letzte Mal gesehen hatte, trug Mario noch die schmucke Uniform eines Kavallerielientenants, sah frisch und rosig aus und wohnte am Posilippo in der Villa Marini.

„Wie das rasch geht, wenn es einmal bergab geht," dachte de Felice erstaunt bei sich.

„Herr Mario Marini," sagte der Staatsanwalt streng und in voller Amtswürde, „wann waren Sie gestern Abend im Laden des ermordeten Don Leone Ginberti?"

„Zwischen sieben und acht Uhr, Herr Staatsanwalt," antwortete dieser.

„Können Sie das nicht genauer angeben?"

„Nein. Genau weiß ich nur, daß es sieben Uhr vorbei war und noch nicht acht Uhr geschlagen hatte. Indessen kann ich sagen, daß ich um sieben Uhr in Portici mit der Pferdebahn fortgefahren bin, und daß es kurz nach acht

Uhr war, als ich von Don Leone Giuberti kommend, über die Piazza San Ferdinando ging."

„Was haben Sie bei Don Leone Giuberti zu thun gehabt?"

„Ich habe zwei Lire Zinsen bezahlt."

„Wofür?"

Marini erröthete leicht. Dann sagte er etwas leiser: „Für eine restirende Schuld meines Vaters, Herr Staatsanwalt."

„So? Wie viel beträgt diese Schuld?"

„Etwa siebentausend Lire."

„So viel? Und da zahlen Sie zwei Lire Zinsen? Das steht doch in keinem Verhältniß."

„Ich war mit Giuberti übereingekommen, wöchentlich zwei Lire zu bezahlen, bis sich meine Verhältnisse wieder gebessert haben würden."

„Und das hat sich der Mann gefallen lassen?"

„Es ging nicht anders. Er mußte sich wohl damit begnügen, Herr Staatsanwalt, da ich zur Zeit nicht mehr bezahlen konnte."

„Nun, Herr Marini, soweit ich die Geschäfte des Don Leone Giuberti kennen gelernt habe, war er ein schlechter Gläubiger. Warum sollte er gerade Ihnen gegenüber so milde und nachsichtig gewesen sein?"

„O, das war er durchaus nicht. Ich kann nicht anders sagen, als daß er mir das Leben in letzter Zeit sauer genug gemacht hat."

„So? Wieso?"

„Jenun, dadurch, daß er mir stets sagte, ich müsse ihm mehr bezahlen, und daß ich mir thatsächlich auch die schwersten Entbehrungen auferlegen mußte, um ihn so viel wie möglich zu befriedigen."

„So, so! Das hat Ihnen wohl nicht behagt?"

„Herr Staatsanwalt —"

„Mit einem Wort, er hat Ihnen derb zugesetzt. Er hat Sie gepeinigt."

„Ja. Das muß ich gestehen. Er hat mir keine ruhige Stunde gelassen. Noch gestern Abend drohte er mir, Alles dem Senatore Strozzi zu erzählen, wenn ich ihm nicht ein Bild verpfänden wolle, das meine Schwester jetzt für einen Fremden malt."

Der Staatsanwalt sah ihn wieder etwas schärfer an.

„Sie wollen sagen, er hätte Sie in eine Zwangslage versetzt?"

„O, das hat er eigentlich schon immer gethan, nur wurde die Zwangslage gestern Abend um so schärfer, als ich mir nicht mehr zu helfen wußte."

„Hm, und da haben Sie sich —" sagte der Staatsanwalt rasch, brach dann aber ab und fuhr nach einer kleinen Pause etwas ruhiger fort: „Gut. Gehen wir einstweilen weiter. Was thaten Sie, als Sie von Don Leone Giuberti fortgingen?"

„Ich ging direkt nach Hause, nach der Via Palermo."

„Und von da aus?"

„Ich blieb zu Hause, Herr Staatsanwalt, bis heute Morgen, wo ich von der Via Palermo direkt nach Portici gefahren bin."

„Wirklich? Sie sind gestern Abend nicht wieder ausgegangen?"

„Nein. Ich bin schon um zehn Uhr zu Bett gegangen."

„So? Sie schlafen wohl allein?"

„Ja. Ich schlafe in einem Zimmer allein, während meine Schwester mit dem Vater im Nebenzimmer schläft."

„Nun, Herr Marini, geben Sie Acht! Wenn ich Ihnen nun sage, daß man Sie gestern Abend gegen zehn Uhr, also zu einer Zeit, wo Sie behaupten, zu Hause gewesen zu sein, ganz in der Nähe des Ladens Don Leone Giuberti's gesehen hat, was werden Sie darauf erwiedern?"

Marini verfärbte sich ein wenig. „Herr Staatsanwalt," entgegnete er rasch, „ich werde darauf einfach erwiedern, daß das ein Irrthum sein muß. Ich war nicht da."

„Sie bleiben also dabei?"

„Ich sage die Wahrheit und bleibe selbstverständlich dabei."

„So bleibt mir nichts Anderes übrig, als Sie im Namen des Königs hiermit zu verhaften, bis sich dieser Widerspruch aufgeklärt hat."

Mario wurde bleich wie ein Todter. „Herr Staatsanwalt," begann er zitternd vor Aufregung, „ich bin ein unbescholtener Mann; Sie werden mich auf einen solchen Verdacht hin, der möglicherweise einen ganz zufälligen Ursprung hat, vielleicht auf einer Verwechslung, auf einem Irrthum beruht, nicht in's Unglück stürzen."

„Machen Sie keine überflüssigen Worte, Herr Marini. Ich thue meine Pflicht, weil ich sie thun muß, nicht weil Sie anderer Meinung sind als ich."

„Herr Staatsanwalt —" schrie Mario nochmals entsetzt.

„Kein Wort weiter. Sie werden später noch viel Gelegenheit haben sich zu vertheidigen. Herr Cardelli, veranlassen Sie die Inhaftirung dieses Mannes."

Cardelli drückte auf einen Knopf, und draußen ertönte eine elektrische Klingel. Gleich darauf traten zwei Carabinieri ein, bei deren Anblick Mario wie gebrochen in sich zusammensank. Er versuchte nochmals zu sprechen, hob seine Hände wie flehend empor, aber die Carabinieri faßten ihn auf einen Wink Cardelli's und führten ihn rasch ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Alte und der Junge.

Novelle von **Felix v. Stenglin.**

Mit Illustrationen von E. Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

Malchen Krug wischte das Schlafzimmer auf. Ihrer Mutter, der verwittweten Majorin, war das gar nicht recht.

„Wir haben doch das Mädchen dazu," äußerte sie mißbilligend.

„Wenn's mir nun aber Vergnügen macht!" versetzte Malchen, und der Schrubber flog hin und her, die Haare fielen dem jungen Mädchen vorn über's Gesicht, die Wangen rötheten sich.

„So! Und nun noch 'mal Wasser."

„Malchen! Du weißt, was der Sanitätsrath gesagt hat!" warnte die Mutter.

Malchen stand vor der alten Dame, in einer Hand den Eimer, in der anderen den Schrubber.

„Ich will aber!" sagte sie trotzig. „Der alte Sanitätsrath soll nur nicht immer —"

In demselben Augenblick ging ein Schatten an den Fenstern vorüber.

„Um Gottes willen, Malchen, da ist er schon!"

Das Wort erstarb dem jungen Mädchen auf der Lippe.

Wenige Sekunden darauf trat Sanitätsrath Waldener in's Wohnzimmer. Das Bild, das die beiden Damen

boten, hatte ſich gänzlich verändert. Frau Major Krug lag auf der Chaiſelongue, Malchen ſaß mit einer Handarbeit am Fenſter.

„Etwas blaß," ſagte der Sanitätsrath, die ältere Dame

anblickend und faßte ihren Puls. Sie begann sich zu entschuldigen. „Ich habe mir ein wenig in der Wirthschaft —"

„Zeigen Sie 'mal die Zunge. — Sieht schlecht aus. Haben Sie Beschwerden?"

„Wo?"

„Nun natürlich im Magen."

„Nein."

„Hm. Ich werde Ihnen etwas verschreiben."

Damit kam die schwarze Brieftasche zum Vorschein, und mit großer Geschwindigkeit wurde einer der dort verborgenen langen Rezeptzettel beschrieben.

Malchen behauptete, ihr werde schon übel, wenn sie nur einen dieser langen weißen Zettel sehe.

„Morgens, Mittags und Abends einen Eßlöffel voll," sagte der Arzt.

Unter dem thue er's nie, hieß es in Beileburg allgemein.

„Mama fühlt sich schon viel besser," warf Malchen nun ein. „Es war bei ihr wohl mehr die Gemüthsbewegung nach Papas Tode, als eine Krankheit —"

Ein geringschätziger Blick des Sanitätsraths traf das junge Mädchen. Dann strich er mehrmals mit der Hand über seine blonde Perrücke, die zu den darunter hervorschauenden grauen Haaren sehr wenig passen wollte, legte die Hände hinter dem Rücken zusammen und ging mit seinen schon etwas schlurfenden Schritten und mit vornüber geneigtem Kopf im Zimmer auf und ab.

„Die Unruhe ist noch nicht ganz von mir gewichen," klagte die Frau Major. „Oft kann ich des Nachts nicht schlafen."

„Sehen Sie!" antwortete der Sanitätsrath. „Keine Gemüthsbewegung — keine körperliche Anstrengung — Diät!"

„Darf ich eigentlich Wein trinken?"

„Mit Unterschied."

„Ja, aber welchen?"

Waldener überhörte die Frage. „Sie leiden an nervöser Dyspepsie," sagte er.

Nervöse Dyspepsie! Was das nun wieder war. Frau Krug wurde ganz angst und bange.

„Was ist denn das eigentlich?" fragte sie schüchtern.

„Keinen Kaffee! Kaffee ist Gift!" stieß der alte Arzt hervor.

„Und Thee?"

„Auch Gift."

„Was soll ich denn also trinken?"

„Viel Milch."

„Nach Milch schlafe ich schlecht."

„Nicht auf der linken Seite liegen."

„Ob ich nicht etwas Bier —"

Der Sanitätsrath blieb stehen. „Sie wollen sich wohl auf der Stelle umbringen?" fragte er scharf. Dann setzte er seinen Weg fort.

„Also kein Bier. Das ist schade. Was denn sonst?"

„Gerstenkaffee — Limonade!"

Malchen blickte auf. „Brr — Gerstenkaffee!" machte sie, sich schüttelnd.

Der Sanitätsrath hielt es wohl für an der Zeit, ihr ebenfalls seine Ueberlegenheit in's Gedächtniß zurückzurufen. Er trat zu ihr heran und hob ihren Kopf, indem er sie unter's Kinn faßte.

„Ihre Tochter hat eine ungesunde Röthe im Gesicht, Frau Major."

„O, das ist wohl nur vorübergehend," meinte Frau Krug und zitterte davor, daß der Arzt die Ursache von Malchen's Erhitzung erfahren könne.

„Nimmt sie die Pillen?"

„Regelmäßig."

„Hochgradige Bleichsucht. Alle Anstrengung meiden.“ Damit griff der Sanitätsrath nach Hut und Stock. „Morgen!“ sagte er noch und ging zur Thür.

Frau Krug erhob sich. „Ich wollte noch —“

„Bleiben Sie liegen!“ rief der Sanitätsrath ihr noch von der Schwelle mit einem strafenden Blick zu. Dann fiel die Thür in's Schloß.

„Nun geht er wieder, ehe ich ihn wegen meines Kopfwehs und wegen Deiner Diät gefragt habe!“ sagte die Frau Major fast weinerlich zu ihrer Tochter. „Und so viel andere Fragen wollte ich an ihn richten!“

Malchen war aufgestanden und hatte die Handarbeit auf den Tisch geworfen. „Ach, Mama, er tyrannisirt uns!“ rief sie unwillig aus.

„Wir brauchen ihn aber doch,“ meinte die Mutter kleinlaut. —

Der Sanitätsrath eilte weiter durch die Straßen der Stadt, die Hände auf dem Rücken, den Kopf vornüber gebeugt, ganz wie er in dem Zimmer der Frau Krug auf und ab gegangen war.

Jedes Kind in Beileburg kannte ihn, den Sanitätsrath Waldener. Seit Menschengedenken war er der Arzt des Städtchens. Einen anderen gab es nicht. Er schaltete wie ein Gott über dem leiblichen Wohl und Wehe seiner Mitbürger. Das Krankſein war in Beileburg noch viel schrecklicher als wo anders, denn Doktor Waldener mußte geholt werden. Man achtete ihn ungemein, aber man fürchtete ihn auch. That man nicht, was er verordnete, so konnte er unmenschlich grob werden. Und das imponirte. Er wußte sich unentbehrlich zu machen. Selten sagte er, was dem Kranken eigentlich fehle. Durch ihn war noch Keiner klüger geworden in ärztlichen Dingen; ein undurchdringliches Geheimniß umgab ihn und seine Kunst. Sodann hatte er die Eigenschaft, immer eine Anzahl von

Fragen seiner Patienten unbeantwortet zu lassen, zum Theil wohl, weil er keine Antwort darauf wußte, zum Theil aber auch, um sich den Leuten gegenüber nicht zu verausgaben. Sie mußten immer noch etwas von ihm erwarten, immer noch seiner bedürftig sein.

Um Geld war es ihm dabei weniger zu thun, denn Beileburg hatte ihn längst zum wohlhabenden Manne gemacht, und die Armen pflegte er umsonst zu behandeln; aber auf seinen Ruf als Arzt, auf seine Ueberlegenheit über die Mitbürger kam es ihm desto mehr an. Sehr mißtrauisch war er gegen alle Neuerungen auf medizinischem Gebiete, und mit den Ausdrücken „Charlatan" und „Schwindel" war er schnell bei der Hand. Dabei bemühte er sich kaum, das in seiner Kunst neu Entdeckte kennen zu lernen. Er ging in der Regel nur nach dem, was er in seiner Jugend gelernt hatte, war ein tüchtiger Wundarzt, der sehr gerne schnitt, und verordnete im Uebrigen Unmengen von Medizin. Hätte man alle Medizinflaschen, deren Inhalt er auf den üblichen langen Zetteln seinen Mitbürgern verschrieben hatte, aufeinander gestellt, dieser Riesenaufbau würde den Kirchthurm der alten Kirche in Beileburg gewiß um Vieles an Länge und Dicke überragt haben. Mehrere Apotheker waren durch ihn in Beileburg reiche Leute geworden.

Und so eilte er, auf seine Weise Segen spendend, an jedem Tage durch die Straßen und Häuser der Stadt — nun schon über dreißig Jahre lang.

Man kann sich denken, welchen Aufruhr es unter diesen Umständen hervorrief, als eines Tages an einem hübschen Hause der Vorstadt ein Porzellanschild erschien mit der Aufschrift:

„Dr. L. Wegener, praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer. Sprechstunden von 8—10 Vormittags und 4—6 Nachmittags."

Ein neuer Arzt, und noch dazu ein junger, hatte sich in Beileburg niedergelassen! Man fand, daß er ungeheuer viel Muth besitze. Im Uebrigen besprach man die Thatsache mit großer Vorsicht und Zurückhaltung. Es ließ sich ja nicht leugnen, daß Doktor Wegener eine liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit war, eine unzweifelhafte Bereicherung der Gesellschaft des Städtchens; aber sich von ihm behandeln lassen, das war doch eine andere Sache. Nicht, daß man seinem Können mißtraut hätte! Im Innersten hätten sogar Manche es mit Schadenfreude bemerkt, wenn dem Alten Abbruch geschehen wäre. Sie hatten sich zu oft ducken, zu oft seine Grobheiten über sich ergehen, zu oft sich von ihm wissenschaftlich mißhandeln lassen müssen. Aber dennoch waren sie zu sehr an ihn gewöhnt, zu sehr in Angst vor ihm, zu durchdrungen von seiner Unfehlbarkeit, als daß sie gewagt hätten, sich einem Anderen anzuvertrauen.

Doktor Waldener selbst äußerte sich über den neuen Kollegen gar nicht. Er schien ihn nicht zu bemerken. Nur war er neuerdings noch strenger, gereizter und despotischer geworden.

Trotz der geringen Aussichten auf Kundschaft im Ort war der junge Arzt meist guter Dinge. Die jungen Mädchen wallfahrteten mit Vorliebe nach seinem Häuschen in der Vorstadt, natürlich nur, um daran vorbei zu gehen und zu sehen, ob er wieder etwas Neues angepflanzt oder angestrichen oder einen neuen Zaun gezogen habe. „Zu reizend" war's nach dem Urtheil der weiblichen Jugend, den jungen Arzt selbst zu beobachten, wie er in seinem Garten arbeitete, und manch Eine mochte denken: das wird einmal ein guter Ehemann, der auch in der Wirthschaft gelegentlich mit anfaßt, und der vor allen Dingen häusliche Arbeiten aus eigener Erfahrung beurtheilen kann. Manche von den älteren Herrschaften fanden diese gewöhn-

lichen Arbeiten des jungen Herrn zwar nicht ganz passend, aber sie entschuldigten ihn damit, daß er noch keine Kundschaft habe und sich die Zeit doch vertreiben müsse.

In der That hatte Doktor Wegener nach zwei Monaten in der Stadt noch nichts zu thun gehabt, als die Heilung eines Armbruchs bei einem Nachbarssohn und einen Fall von Halsbräune bei einem Kinde ein paar Häuser weiter.

Diese beiden Fälle waren vielfach besprochen worden. Dem Knaben hatte er bereits nach fünf Tagen den Gypsverband abgenommen, und das kranke Kind hatte er durch Wasserbehandlung und frische Luft — ohne jede Medizin — geheilt. Bei den an des Sanitätsraths althergebrachte Kuren gewöhnten Bürgern hatte diese Behandlung kein übermäßiges Verlangen nach dem ärztlichen Rathe des jungen Doktors erweckt. Beide Fälle verliefen günstig, das mußte anerkannt werden, aber konnte das nicht Zufall gewesen sein? . . .

Eines schönen Tages im August ging Malchen Krug ihren gewohnten Weg im Stadtpark, wie man neuerdings das Gehölz vor dem Thore nannte. Diesen „mäßigen Spaziergang" durfte sie auf Befehl des Sanitätsraths nie unterlassen, und ausdrücklich war ihr der Stadtpark dazu vorgeschrieben worden. Ach, wie langweilig waren ihr schon diese alten Eichen und Buchen, die sie jeden Tag von Neuem betrachten mußte! Hätte sie doch einmal über's Feld gehen dürfen nach dem nächsten Dorfe! Doch das war nach Doktor Waldener's Ausspruch viel zu anstrengend für ihre bleichsüchtige Natur, und dann meinte er auch, es sei zu windig auf dem Felde.

Eigentlich sollte Malchen während dieser halben Stunde im Stadtpark nicht sitzen. Dennoch hatte sie sich heute auf eine Bank niedergelassen und blickte gedankenvoll vor sich hin, Striche und Figuren mit ihrem Schirm in den Sand zeichnend.

Darf ich mich ein wenig neben Sie ſetzen? (S. 71)

„Guten Tag, Fräulein Krug!“ sagte Doktor Wegener, der plötzlich, den Hut lüftend, vor ihr stand.

„Ah — Herr Doktor!“

„Darf ich mich ein wenig neben Sie setzen?“

„Bitte.“

„Sie gehen jeden Mittag hier spazieren, wie ich bemerkt habe.“

„Das haben Sie bemerkt?“

„Ja, und deshalb habe ich mich einmal aufgemacht, um Sie zu sprechen.“

„Sie sind offenherzig.“

„Wir haben uns neulich bei dem Gartenkonzert so hübsch unterhalten, daß mich das Verlangen trieb, diese Bekanntschaft fortzusetzen.“

„Ist es nicht ein wenig eigenthümlich, daß wir hier so allein —“

„Durchaus nicht. Es ist nur natürlich.“

„Meinen Sie?“

„Ich als Arzt muß das doch wissen.“

„Ja, wenn Sie meinen —“

„Warum verließen Sie denn das Konzert so frühzeitig?“

„Die Nachtluft ist mir verboten.“

„Diese wunderbar milde Sommerluft ist ja so rein und weich, daß sie jedem Kranken Balsam sein müßte, um wie viel mehr einem Gesunden!“

„O, ich bin gar nicht gesund,“ sagte Malchen wichtig.

„Sie scherzen!“

„Leider nein! Ach, es ist sehr traurig, schon in jungen Jahren so krank zu sein!“

„Sie machen mich ordentlich besorgt. Darf man denn fragen, was Ihnen fehlt?“

„Ich bin bleichsüchtig,“ erwiederte Malchen bestimmt und gefaßt, indem sie nun dem jungen Arzte in die Augen sah.

Ungläubig ſchüttelte dieſer den Kopf. „Bleichſüchtig? Sie? Sie ſehen ja aus wie das blühende Leben!“

Malchen erröthete.

„Als Arzt darf ich das doch ſagen!“ meinte Doktor Wegener entſchuldigend.

„Sie wiſſen wohl noch nicht, Herr Doktor, daß die Bleichſüchtigen oft, gerade wenn Sie ſehr krank ſind, blühend ausſehen?“

„Nein, das wußte ich noch nicht. Ich weiß nur, daß mit dem Worte ‚bleichſüchtig‘ unſäglicher Unfug getrieben wird. Wenn einem jungen Mädchen in gewiſſem Alter irgend etwas fehlt, dann wird es allemal auf Bleichſucht kurirt.

Was man nicht recht erkennen kann,
Das ſieht man ſtets als Bleichſucht an.

Wo thut's Ihnen denn weh, wenn ich fragen darf?“

„Weh?“

„Ja, wo ſpüren Sie denn etwas Krankhaftes an ſich?“

„Etwas Krankhaftes? Das ſpüre ich eigentlich gar nicht. Ich habe nur manchmal ſolche Beklemmungen. Mir iſt, als würde mir Alles zu eng, ich möchte athmen und athmen, und hinaus möchte ich in die Weite, Fußwanderungen machen über Berg und Thal. Aber dazu kommt's ja nicht. Ich ſitze zu Hauſe oder gehe im Stadtpark ſpazieren. Und dann wieder wird mir manchmal ſo wehmüthig um's Herz? Warum? Ich weiß es ſelber nicht. Ich möchte immer weinen. Und Kopfſchmerzen, ja richtig, Kopfſchmerzen hab' ich auch manchmal. Sehen Sie, das Alles iſt doch krankhaft.“

Doktor Wegener lächelte. „Und dagegen nehmen Sie wohl Stahlpillen?“ fragte er.

„Ja, regelmäßig Morgens, Mittags und Abends zwei.“

Doktor Wegener's Geſicht wurde ernſt. „Ich bedaure Sie!“ ſagte er dann. „In zwei Jahren werden Sie wirk-

lich bleichsüchtig sein und einen total verdorbenen Magen haben."

Malchen sann eine Weile nach. „Sie scherzen, Herr Doktor!" sagte sie dann. „Sanitätsrath Waldener würde mir doch gewiß nicht die Pillen verordnet haben —"

„Wenn Sie Ihnen nicht bekommen würden?"

„Ja, das meinte ich."

„Bekommen Sie Ihnen denn?"

„Bis jetzt noch nicht."

„Aha."

„Aber unser Sanitätsrath wird schon wissen, was mir noth thut!"

Malchen gerieth ordentlich in Eifer bei der Vertheidigung des alten Hausarztes, den sie im Stillen doch so oft einen Tyrannen schalt.

„Sie haben wohl großes Vertrauen zu Ihrem Sanitätsrath?"

„Wenigstens achte ich ihn als Arzt sehr hoch."

„Wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, werfen Sie die Pillen in's Wasser, gehen Sie jeden Tag so weit und so lange Sie wollen und leben Sie überhaupt so, wie es Ihnen am besten zusagt. Passen Sie 'mal auf, wie gesund das ist."

„Ich würde sehr Unrecht thun, wenn ich so handelte. Aus Ihnen spricht die Stimme des Versuchers. Nein, was sollten wir wohl ohne unseren Sanitätsrath anfangen. Und Mama erst!"

„Ihre Frau Mutter ist auch krank? Wie bedaure ich das!"

„Sie leidet an nervöser Dyspepsie. Was ist das eigentlich? Es klingt so gefährlich."

„Nervöses Magenleiden. Recht naturgemäß leben und geregelte Thätigkeit sind das Beste."

„Und Schonung, nicht wahr?"

„Nicht zu viel Schonung. Unsere Glieder sind dazu da, um benutzt zu werden. Sie welken und werden krank, wenn wir sie nicht benutzen. Aus falscher Schonung entstehen ebenso wohl Leiden wie aus übermäßiger Anstrengung. Vielleicht hilft eine Wasserkur."

„Ach!" Malchens braune Augen blickten verwundert auf den jungen Mann.

„Sie trauen mir wohl nicht?" fragte dieser und sah schelmisch auf Malchen.

Sie lächelte. „Ich will Sie einmal prüfen, ob Sie etwas verstehen," sagte sie dann.

„Sehr schmeichelhaft."

„Darf man bei nervöser Dyspepsie Wein trinken?"

„Wenn er gut ist, ja. Nur nicht im Uebermaß."

„Und Kaffee und Thee?"

„Je nachdem man daran gewöhnt ist."

„Aber Bier?"

„Gutes, altes Bier thut oft Wunderdinge."

„O, Sie wissen sehr wenig, mein Herr! Das Alles darf man nicht. Sie sind jedenfalls ein nachsichtiger Arzt."

„Das ist meine Pflicht."

„Und wie ist es mit Milch des Abends?"

„Bei angegriffenem Magen etwas schwer; wenn sie aber bekommt und ruhiger Schlaf darnach eintritt, dann —"

Jetzt war Malchen doch etwas erstaunt. Dieser junge Arzt errieth förmlich, was ihrer Mutter, die er noch nie gesehen, bekam und was nicht. Was für ein angenehmer Arzt er gewiß war! Gerade das, was man mochte, würde er verordnen. Aber Malchen zwang die Versucherstimme nieder. Wußte sie doch, daß im Leben das Angenehme nicht immer das Rechte ist.

„Würden Sie mir auch das Tanzen erlauben?" fragte sie plötzlich.

„Ich würde es Ihnen sogar dringend anrathen," erwiederte er zuvorkommend.

Ein freundlicher Blick aus Malchen's Augen traf den jungen Arzt. Er war doch zu nett! Dann sagte sie traurig: „Leider darf ich die bevorstehende Landparthie nach Neuenthal nicht mitmachen wegen des Tanzes."

„Wie? Und ich hatte mich schon so darauf gefreut!"

„Sie?"

„Ich wollte Sie eben jetzt um einige Tänze bitten."

Malchen versuchte vergebens, ihr Lächeln zu bemeistern. „Ja, sehen Sie," meinte sie dann und blickte keck auf, „das ist nun wieder nichts. Der Herr Sanitätsrath hat es dringend verboten."

„Meine Meinung ist, daß Sie sich nicht daran kehren sollten."

„Meine Meinung ist, daß ich es dennoch thun muß."

„Ich werde diesen Ihren Entschluß mit aller Macht bekämpfen."

Malchen stand auf. „Das dürfte Ihnen schwer werden."

„Wenn Sie mir nur Gelegenheit zum Kampf geben, das heißt, wenn Sie nach wie vor Ihre Mittagsspaziergänge hierher richten."

Um Malchens Lippen zuckte es wieder. „Ich kann nicht gut anders, da es mir verordnet ist," meinte sie.

„Das trifft sich nicht übel. Auch mir ist um dieselbe Stunde ein Spaziergang hier im Stadtpark verordnet worden."

„Auch von einem Arzte?"

„Von einem Arzte, den ich noch mehr schätze wie Sie den Ihren."

Wegener machte eine Verbeugung, und mit kurzem, nicht unfreundlichem Gruß wandte sich Malchen nach Hause.

Der „Kampf" zwischen den beiden jungen Leuten begann. Wenn Malchen mit Doktor Wegener im Stadtpark zusammentraf, nahm sie des alten Sanitätsraths Partei und zu Hause bei ihrer Mutter — die Partei des jungen Arztes. Dem Letzteren zuzugeben, daß er im Rechte sei, brachte sie nicht über's Herz, denn erstens stand sie noch zu sehr in geistiger Abhängigkeit von dem alten, „bewährten", so sicher auftretenden Sanitätsrath, und zweitens litt ihr jungfräulicher Trotz es nicht. Unmerklich gerieth sie aber daheim immer mehr in Gegnerschaft mit dem Hausarzt. Seine Pillen in's Wasser zu werfen, hielt sie zwar für ein sündhaftes Beginnen, doch nahm sie der Sicherheit halber jetzt nur noch eine anstatt zwei. Und nicht genug, daß sie selber nach und nach immer kritischer den Verordnungen des Sanitätsraths gegenüber stand, — sie träufelte auch in das arglose, vertrauende Gemüth der Mutter das Gift der Unbotmäßigkeit.

Wie hübsch aber wußte auch Doktor Wegener Alles einzukleiden und das Gemüth Malchen's einzunehmen für seine Anschauungen! Er war so gar nicht boshaft und unehrerbietig, wenn er von dem alten Sanitätsrath sprach. Er erkannte an, daß die Jungen noch viel einseitiger seien, als die Alten. Er wunderte sich gar nicht über die Eigenheiten des älteren Kollegen. Er sei ein Typus, wie er noch oft im Lande vorkomme. In jungen Jahren schon alleiniger Herr über die Gesundheit einer ganzen Stadt, ohne wissenschaftliche Anregung, keine Konkurrenz, kein Widerspruch, — wer hielte das aus, ohne Schaden an seiner Wissenschaft zu nehmen?

Als Muster stellte Wegener seinen eigenen Vater hin, der es, obwohl in ganz ähnlicher Stellung wie der Sanitätsrath, verstanden habe, mit der Zeit fortzuschreiten. Bei ihm vereinige sich reiche Erfahrung und nie rastendes Vorwärtsstreben. Außerdem sei er einer der liebenswürdigsten

Menſchen, die es gebe, und der wahre Freund ſeiner Kranken. Aber er ſei auch eine bevorzugte Natur.

„Der gute Sohn!“ dachte Malchen. Gewiß war der Vater nicht halb ſo muſterhaft, wie der Sohn ihn ſchilderte, aber es hatte etwas Rührendes, dieſe kindliche Bewunderung. Malchen mußte an den eigenen Vater denken, der ihr ſo früh entriſſen worden war, und ihre Augen wurden feucht. Auch ſie hatte ihren Vater ſehr geliebt und bewundert, und es war ihr, als ob ein unſichtbares Band ſich herüberſchlinge von dem jungen Arzte zu ihr.

Ja, ja, es ſchien Alles ſo ſchön und ſo natürlich, was der Verführer in Geſtalt Doktor Wegener's erzählte! Jede Natur müſſe anders behandelt werden, für dieſelbe Krankheit müſſe man ſehr verſchiedene Mittel anwenden, je nach der Perſon, um die es ſich handle. Die Art des Kranken müſſe der Arzt ſtudiren. Und weiter: ſo lange es gehe, ſolle man die Natur ſich ſelbſt helfen laſſen oder mit Mitteln helfen, welche den Körper nicht angreifen, wie Luft, Licht, Wärme, Waſſer, Bewegung. Sei Medizin nöthig, ſo ſolle ſie mit Maß angewendet werden. Wie verſtändlich das Alles klang! Gar nicht, als ob ein Arzt es ſagte. Vor Allem aber müßten, ſo meinte Doktor Wegener, die Menſchen lernen, ſich ſelbſt und ihren Körper beſſer zu beobachten und mehr ihr eigener Arzt zu ſein. Nie könne ja ein fremder Menſch den Körper und was ihm dienlich ſei ſo gut kennen lernen, wie Derjenige, der darin ſtecke. Allerdings dürfe dieſe Selbſtbeobachtung nicht in Pedanterie und Hypochondrie ausarten.

Eigenthümlich, dieſe Unterhaltung zu Zweien im Stadtpark, während die Sonne ſich durch die Zweige ſtahl und die Vögel zirpten und ſangen! Sah man dies Pärchen ſo inmitten der heiteren Natur ſitzen, ſo mochte man es für ein Liebespaar halten. Und doch, wie ernſt waren die Geſpräche zwiſchen Beiden!

Manchmal ſagte ſich Malchen, daß ihre Freude auf dieſe Mittagsſtunde, ihr Wohlgefallen an dieſen Plaudereien doch ganz ſeltſam ſei. Wie ſollte ſie ſich dieſen Umſtand erklären? Nun ja, zum guten Theil mochte er auf dieſen Wettkampf zurückzuführen ſein, in dem ſie gewinnen wollte. Ja, wollte ſie wirklich gewinnen? Nach und nach widerſprach ſie dem jungen Arzte nur noch der Form halber. Gewinnen? Ach nein! Sie hätte gern in dem Wettkampf verloren, ſo gern die Parthie mitgemacht und ſich von Doktor Wegener für alle Tänze engagiren laſſen. Aber leider war dazu gar keine Ausſicht. Der Sanitätsrath hielt ſie und ihre Mutter auf dem Leidensſtuhl feſt.

Eines Tages ſagte Malchen: „Warum wir uns wohl ſo von einem fremden Menſchen beherrſchen laſſen, Mama!“

„Liebes Kind,“ meinte Frau Krug, „wenn wir auch wollten, wie ſollten wir von ihm loskommen?“

„Wir ſchreiben ihm einfach ab,“ verſetzte Malchen entſchloſſen.

Das aber wollte Frau Krug nicht. „Nein, nein,“ erwiederte ſie, „daran iſt nicht zu denken. Er war Jahrzehnte lang der Arzt Deines Vaters, und wir haben ihm viel zu danken. Ihn fortſchicken, das geht unter keinen Umſtänden.“

„Dann wollen wir wenigſtens nicht mehr thun, was er uns verordnet.“

„Das iſt unmöglich! Ihm widerſprechen? Nein, ich brächt's nicht fertig.“

„Aber ich,“ dachte Malchen im Stillen und nahm ſich vor, an Stelle ihrer Mutter zu handeln.

Und abermals ſchlurfte der Sanitätsrath Waldener im Wohnzimmer der Frau Major auf und nieder. Dieſe ſaß auf einem Seſſel und hörte den Worten des alten

Herrn zu, die er halb vor sich hin sprach. Er mußte heute sehr geärgert worden sein, denn er schalt weidlich über die Menschheit im Allgemeinen und seine Mitbürger im Besonderen.

„Schwere Aufgabe — tagaus, tagein die Menschen zur Vernunft zu bringen — kein Dank — kein Verständniß!" Er blieb vor Frau Krug stehen. „Da möchte man lieber die Sache an den Nagel hängen."

Malchen blickte freudig auf. Sollte er die Absicht haben, das Feld zu räumen? Doch nein! Wie konnte sie das nur einen Augenblick denken! Grimmig fuhr der Alte fort: „Aber Sanitätsrath Waldener läßt nicht mit sich spaßen!" Dabei schrie er so laut und sprach so in Frau Krug hinein, daß diese sich ganz schuldbewußt vorkam und mit Wärme sagte:

„Nun, Herr Sanitätsrath, wir sind wahrlich nicht undankbar. Sie sind unermüdlich für unser Wohl thätig gewesen, und auch mit Erfolg. Malchen ist entschieden frischer seit einiger Zeit."

„Kommt von den Pillen," entschied der Sanitätsrath.

„Und auch ich befinde mich besser."

„Nicht zu übermüthig werden!" warnte Doktor Waldener.

„Mein Magen ist fast ganz gut."

Der alte Arzt lächelte überlegen. „Das verstehen Sie nicht. Ihr Magen ist leider total verdorben."

Die Frau Major fuhr fort: „Ich kann aber jetzt das Meiste vertragen."

„O, o, das ist böse!" brummte der Sanitätsrath und blieb vor der Dame stehen.

„Böse?"

„Ihr Magen reagirt nicht mehr."

„Aber —"

„Ich werde Ihnen Tropfen verschreiben."

Und die dicke schwarze Brieftasche, welche die langen weißen Zettel enthielt, kam zum Vorschein.

Jetzt beschloß Malchen einen Vorstoß zu wagen.

„Ich glaube," sagte sie, kaum im Stande, vor Aufregung ihrer Stimme einen festen Ton zu geben, „ich glaube, Mama müßte eine Weile mit der Medizin aufhören."

Fast hätte sie den Muth verloren, so erschrak sie über den vernichtenden Blick, den der Sanitätsrath ihr zuwarf. Doch sie blieb fest und fuhr fort:

„Nachdem Mama so weit hergestellt ist, müßte sie anfangen, sich abzuhärten, sich recht viel Bewegung zu machen und etwa eine leichte Wasserkur —"

Malchen hielt inne, denn der Sanitätsrath sah wahrhaft unheimlich aus. Die Augen glotzten wie erstarrt auf das junge vor ihm stehende Mädchen, der Mund blieb ihm vor maßlosem Erstaunen offen stehen.

„Aber Malchen!" sagte die Mutter. „Der Herr Sanitätsrath wird ja schon wissen —"

Der Arzt schüttelte das Haupt. „Unglaublich!" stieß er hervor, darauf setzte er seine Wanderung fort, nur ab und zu seltsam scharfe Blicke auf Malchen werfend. Dann begann er wieder eifrig vor sich hin zu reden. „Woher hat sie ihre Weisheit? Aus Journalen — populäre Aufsätze — Charlatanerie! Vergreift sich an der Wissenschaft. Auch die Hydrotherapie — ja, ja — soll eine Wissenschaft sein. Halte aber gar nichts von ihr. Im Wasser ist ja nichts d'rin, was soll denn da heilen! Reife erprobte Aerzte mit langjähriger Erfahrung mögen die Hydrotherapie hier und da als Hilfsmittel nebenher anwenden. Wird nicht gerade schaden. Nützen freilich auch nicht. Kenne das. Wasserkur! Der Ausdruck ist schon Schwindel.... Ja, ja, dies Einmengen von Laien ist der Verderb der ärztlichen Kunst!"

Der Sanitätsrath blieb vor Malchen ſtehen, blickte ſie ſtrafend an und ſagte ſcharf: „Ueberlaſſen Sie ruhig dem Arzte, der es gelernt hat, zu beſtimmen, was Ihnen gut thut. Vor allen Dingen ſollten naſeweiſe junge Mädchen ihren Mund nicht aufthun, ehe ſie gefragt werden!“

Und damit wanderte er weiter.

Malchen war beleidigt und eingeſchüchtert, aber eine Bemerkung mußte ſie doch noch machen. „Man kennt doch ſchließlich ſeinen eigenen Körper am beſten und weiß, was Einem bekommt und was nicht.“

Waldener lachte laut. Das klang fürchterlich. Noch nie hatte Malchen ihn lachen hören. Es war ein ſchrilles Auflachen des Zornes, der Wuth, der Verachtung.

Und abermals blieb er vor ihr ſtehen. „Wollen ſich ſelbſt behandeln? Wie? Sich ſelbſt? Kann ich mich denn ſelbſt behandeln? Kaum! Und Sie? Was ſind Sie denn? Wie? He?“

Und nun wandte ſich der Alte zur Mutter. „Ich werde ihr was verſchreiben,“ ſagte er und zog ſeine Brieftaſche hervor.

„Bemühen Sie ſich nicht —“ begann Malchen erregt.

„Aeh?“ machte Waldener, und ſein Geſicht drückte die größte Spannung aus.

Doch Malchen hatte einen ſtrafenden Blick ihrer Mutter aufgefangen. Sie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Der Doktor ſchrieb, die Frau Major war ſeufzend auf einen Seſſel geſunken, Malchen verſank in Nachdenken. Das freundliche Geſicht des jungen Arztes tauchte vor ihr auf, ſie ſah ſeine treuherzigen klaren Augen auf ſich gerichtet und blickte in das männliche, von braunem Spitzbart umrahmte Geſicht. Er hatte ſie ſo gern zum Tanzen engagiren wollen —

Und plötzlich platzte ſie heraus: „Nun, ſo geſund bin ich doch jedenfalls, daß mir das Tanzen nicht ſchadet,

und da wir zu der Parthie nach Neuenthal von verſchiedenen Seiten dringend aufgefordert ſind, werden Sie wohl nichts dagegen haben, wenn wir hingehen."

„Im Gegentheil!" erwiederte Waldener, jetzt wieder ganz ruhig. „Was ich mit Mühe gebeſſert habe, wollen Sie wieder auf's Spiel ſetzen! Tanzen iſt ein ungeſundes Vergnügen, beſonders im Freien. Ihre Mutter iſt auch noch viel zu ſchwach, um Sie zu begleiten. Nicht wahr?" ſagte er und trat dicht vor die geängſtigte Frau. „Sie fühlen ſich doch noch ſehr ſchwach?"

Frau Krug konnte dem durchbohrenden, ſtrengen Blick des Arztes nicht widerſtehen: „Ach ja!" erwiederte ſie. „Sehr ſchwach fühl' ich mich noch." Und wirklich, die Erregung war ihr in die Glieder gefahren. Sie hätte ſich in dieſem Augenblick kaum aufzurichten vermocht.

„Sehen Sie!" ſagte der Sanitätsrath faſt triumphirend zu Malchen. Und ſehr beſtimmt fuhr er fort: „Erſt geſund werden! Verſtanden?"

Schnell ergriff er Hut und Stock, und mit einem trockenen „Guten Morgen!" war er hinaus.

„Ach, das war ſchrecklich!" ſtöhnte Frau Krug. „Warum mußteſt Du ihn auch reizen!"

„Kannſt Du es denn noch aushalten, Mama?" rief Malchen.

„Es iſt ſchwer, Kind, in der That. Ich fühle, daß er mich kränker macht, anſtatt geſunder."

„Das entſcheidet. Wir müſſen ihn alſo abſchaffen."

„Abſchaffen?" Mit ungläubiger Miene ſah die Mutter ihre Tochter an.

„Wir müſſen eine Form finden. Es muß gehen. Wir bitten um die Rechnung und holen Doktor Wegener."

Das Wort war ausgeſprochen. Malchen fing an zu zittern, ihr war, als hätte ſie etwas Ungeheuerliches geſagt.

Doch wider Erwarten ſprang die Mutter nicht empor.

Sie blieb ſitzen und blickte nur ihre Tochter aufmerkſam an.

„Doktor Wegener? Den neuen Arzt?“ meinte ſie dann. „Was würde man wohl in der Stadt dazu ſagen!“

Nun bekam Malchen wieder Muth. „Ach, mag man ſagen, was man will! Zunächſt werde ich 'mal hier dieſe Zettel durchreißen.“ Malchen ergriff die beiden Rezepte, riß ſie in kleine Stücke und warf ſie in den Papierkorb.

Frau Krug ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Malchen! Wie kannſt Du dieſe Rezepte vernichten!“

Das erſchien der guten Dame geradezu frevelhaft.

Aber Malchen hatte ein wahrer Paroxysmus erfaßt. „Man kann Alles, was man will!“ erwiederte ſie und ſah ſich ſuchend im Zimmer um. Dann ſtürzte ſie auf ein Schränkchen zu, entnahm ihm eine Schachtel mit Pillen und ſchleuderte ſie in weitem Bogen aus dem Fenſter. „Gott ſei Dank, die bin ich los!“ rief ſie.

„Das Kind! Das Kind!“ jammerte Frau Krug.

„Jetzt kommt Deine Medizin an die Reihe,“ rief Malchen und wollte in's Schlafzimmer. Doch die Mutter trat ihr mit ausgebreiteten Armen in den Weg.

„Nein, das erlaube ich nicht.“

„Nun, dann ein anderes Mal!“ erwiederte Malchen. „Höre mich, Mutter. Wenn ich uns nun den alten Herrn vom Halſe ſchaffe, ohne daß es etwas Verletzendes für ihn hat, und ohne daß die Leute etwas Sonderbares darin finden können, kurz geſagt, wenn es als das natürlichſte Ding von der Welt erſcheint?“

„Das könnteſt Du machen?“ Frau Krug blickte zu Malchen hinüber, und ein Strahl von Lebensfreude brach aus ihren Augen und verſchönte das ganze ſchmale, bleiche Geſicht. „Und wann?“ ſetzte ſie voll Spannung hinzu.

Malchen umarmte ihre Mutter. „Bald, liebe Mutter! Vielleicht noch heute. Ja, ja, glaube mir nur. Und dann

lebst Du noch einmal auf, liebes Mutterchen, Du sollst es sehen."

Die Thränen traten in Malchen's Augen, als sie diese tröstenden Worte sprach. Dann eilte sie schnell hinaus.

— — — — — — — — — — — — —

„Zum Kampfe bereit?" fragte die fröhliche Stimme Wegener's, als er heute mit Malchen im Stadtpark zusammentraf.

Malchen schlug die Augen nieder.

„Nein, Herr Doktor," sagte sie nach einer kleinen Pause. „Ich kämpfe nicht mehr. Sie haben gesiegt."

„Ah!" Staunend, fragend sah der Arzt das junge Mädchen an. „Sie gehen mit?" fragte er darauf.

„Doktor Waldener hat mir's noch heute verboten. Aber ich denke, daß ich mich nicht daran kehren werde."

„Das ist brav. Und die Tänze?"

Malchen blickte lächelnd zur Seite, und der junge Mann faßte ihre Hand. Und so saßen sie eine ganze Weile stumm nebeneinander. Sie hatten nichts gesprochen, und doch wußten sie nun Alles.

Und abermals schien die Sonne durch die Zweige, und abermals sangen die Vögel ihr Lied. Und doch, wie viel schöner war das Alles heute! Ehe sie sich's versahen, lagen sie einander in den Armen. Nach einiger Zeit machte sich Malchen los.

„Wollen wir zu Deiner Mutter gehen?" fragte er zart.

„Ach ja! Du mußt nämlich wissen —"

„Was denn?"

„Ich habe es ihr so halb und halb versprochen —"

„Ich verstehe nicht."

„Ja, sieh, der alte Sanitätsrath war heute wieder unausstehlich, so daß ich zur Mutter sagte, wir müßten ihn abschaffen und Dich bitten. Mama aber wagte es nicht, der Leute wegen, weil noch Niemand zu Dir übergegangen

iſt. Da ſagte ich: wenn ich es nun ſo einrichte, daß es als etwas ganz Natürliches erſcheint? — Mama wußte ja nicht, was ich meinte, aber die Freude über die Möglichkeit ſah ich ihr an. Und — ſiehſt Du — deshalb wollte ich heute nicht kämpfen."

„Da ſieh Einer das Malchen an! Du wußteſt alſo —"

„Ich wußte, daß wenn wir nicht mehr kämpfen würden — nun ja — daß es dann ſo weit ſein würde —"

„Mein liebes Malchen! Freilich! Wir hätten uns gewiß ſchon längſt ausgeſprochen, wenn dieſer Wettkampf nicht geweſen wäre. Schade! Was für koſtbare Tage haben wir verſäumt!"

„O nein! Sie waren doch ſo ſchön!"

Ein Kuß beſiegelte das Wort.

„Aber nun laß uns gehen!" mahnte Malchen aufſpringend.

„Einen Augenblick noch!" bat der junge Arzt, faßte des Mädchens Hände und drückte ſie wieder auf die Bank nieder. „Ich muß Dir erſt etwas ſagen."

„Was denn?"

„Daß ich Dich unendlich lieb habe!" —

Und Wegener ging mit ſeiner Braut, der er den Arm geboten hatte, durch die Straßen der Stadt dem Hauſe der Frau Major zu. Die Bäckersfrau ſtand vor der Thür und grüßte mit eigenthümlich fragendem Blick, und die beiden Töchter des Paſtors blieben gar ſtehen und blickten dem Paare nach.*)

„Jetzt ſind wir verlobt, ob wir nun wollen oder nicht," ſagte der junge Arzt ſcherzend. „Die Stadt weiß es." —

Malchen wollte eine lange Rede halten, wenn ſie mit Doktor Wegener vor die Mutter treten würde. Aber als es ſo weit war, ſchlug ſie nur die Augen nieder und brachte

*) Siehe das Titelbild.

kein Wort hervor. So mußte Wegener ſich ſchon Muth faſſen.

„Da bin ich, gnädige Frau. Nehmen Sie mich zum Arzt, wenn ich bitten darf, und damit dies als etwas ganz Natürliches erſcheint, könnten Sie mich vielleicht auch — wenn Sie nämlich wollen — zum Schwiegerſohn nehmen ...“

Erſtaunt blickte Frau Krug bald auf ihre Tochter, bald auf den Arzt.

„Sie könnten ſagen,“ fuhr Letzterer fort, „ein Arzt ohne Praxis ſei keine gute Parthie. Aber ich habe ein kleines Vermögen und kann's eine Weile aushalten. Auch habe ich, ohne daß man's weiß, in der Umgegend und in der Stadt ſchon manchen Kunden. Es ſagt's nur Keiner. Und ich ſag' es auch nicht. Na, das Alles wird ſich ſchon machen.“

Die Frau Major begriff noch immer nicht.

„Ja — aber, wie kommt denn das?“ fragte ſie mißtrauiſch. „Meine Tochter hat ſehr eigenmächtig gehandelt — und ſo plötzlich —“

„Gar nicht plötzlich, gnädige Frau. Sie haben das Ereigniß Ihrem Hausarzt, dem Sanitätsrath Waldener, zu verdanken. Er hat mir ſozuſagen Ihre Tochter verordnet, indem er ſie jeden Mittag in den Stadtpark ſchickte. Und da ich mir den Aufenthalt dort auch geſundheitshalber verordnen mußte, ſo trafen wir uns täglich. Und daß wir uns lieben lernten, dafür konnten wir nichts. Entſchuldigen Sie nur, daß wir nicht eher gekommen ſind, aber es ging wirklich nicht, da wir ſelbſt es erſt ſeit heute wiſſen, daß wir verlobt ſind.“

Nun begriff Frau Krug endlich. Mit einem Seufzer zog ſie Malchen an ſich und küßte ſie auf die Stirn. Malchen hielt ihre Mutter feſt umfaßt und wiegte ſich mit ihr hin und her. „Nicht ſeufzen, Mama, nein!“ bat ſie.

„Ja, ja, das sagst Du so!“ erwiederte Frau Krug und sah den Bräutigam mit einem prüfenden Blicke an. Er mußte wohl gut bestanden haben, denn der Blick wurde zusehends freundlicher. Das nahm Wegener seinerseits wahr und gab der Mutter seiner Braut die bündigsten Versicherungen. Und es gelang seiner Frische und Natürlichkeit gar bald, die etwas verschüchterte Frau zu gewinnen. Nach einer Viertelstunde schon erklärte sie, jetzt mit dem Lächeln der Freude auf den Lippen, daß sie zu ihrem Schwiegersohn als Mensch wie als Arzt das größte Vertrauen habe, und er erwiederte: „Hoffentlich werde ich als Arzt nicht viel bei Ihnen zu thun haben, wenn ich meine Pflicht als Mensch erfülle. Liebe und Freude sind die beste Medizin.“

— — — — — — — — — — — — —

Es war am Tage der Landparthie nach Neuenthal. Doktor Wegener war gekommen, seine Braut und Schwiegermutter abzuholen, und diese legten soeben die letzte Hand an ihre Toilette.

Da eilte der bekannte Schatten an den Fenstern vorüber. Der Sanitätsrath kam, um einen Krankenbesuch zu machen.

Er wäre fast von der Schwelle wieder zurückgestolpert, als er die beiden Damen frisch und unternehmungslustig in Gesellschaft seines jungen Kollegen stehen sah.

Malchen sammelte sich zuerst. „Wir befinden uns so wohl heute, Herr Sanitätsrath,“ sagte sie, „daß wir, wie Sie sehen, Ihrem Rath entgegenhandeln. Sie nehmen uns das wohl nicht übel. Besonders da Ihr Herr Kollege hier uns begleiten wird —“

Ein kurzer Blick des Alten streifte Wegener. „Freilich! Freilich!“ sagte er dann unsicher. Er mußte erst nach Worten suchen. Dann fuhr er fort: „Sehr erfreulich. Sie sehen, konsequente Behandlung führt zum Ziel.“

Malchen mußte an die zerriſſenen Rezepte denken und lächelte.

Nun galt es, das richtige Wort zu finden, damit der

alte Herr merkte, wie man es in Zukunft mit ihm zu halten gedachte.

Die Frau Major ſtreckte ihm liebenswürdig lächelnd ihre Hand entgegen. „Wir danken Ihnen von Herzen für Ihre Jahre lange Fürſorge," ſagte ſie. Das ſollte ſo

eine Art Verabſchiedung ſein. Aber er ſchien nichts zu merken.

„Bitte!“ ſagte er nur trocken. Dann nahm er ſeinen gewohnten Gang durch's Zimmer auf. „Sehr erfreulich! Sehr erfreulich!“ murmelte er vor ſich hin.

Frau Krug mußte deutlicher werden. „Hier, mein künftiger Schwiegerſohn.“

Einen Augenblick blieb der Sanitätsrath ſtehen. „Schon Manches von Ihnen gehört.“

Das war ſeine ganze Begrüßung.

Wegener verbeugte ſich höflich. „Und auch ich von Ihnen,“ erwiederte er und hielt den Blick des älteren Kollegen aus.

Malchen's Mutter nahm wieder das Wort. „Nun ſind wir ja in der glücklichen Lage, in der Familie ſelbſt einen Arzt zu haben.“

Das mußte doch endlich wirken.

Waldener blieb vor ihr ſtehen. „Freilich,“ ſagte er, die Hände auf dem Rücken. „Aber das iſt egal. Ich bleibe Ihnen treu. Guten Morgen.“

Ehe man noch etwas erwiedert hatte, war er hinaus.

Frau Major Krug machte ein ſehr enttäuſchtes Geſicht.

„Aber, Mama!“ rief Wegener fröhlich. „Sie werden doch keine Furcht haben?“

„Nein!“ erwiederte ſie und ſchlug in die dargebotene Hand ihres Schwiegerſohnes ein.

„Aber nun kommt!“ mahnte Malchen ungeduldig. „Es iſt draußen ſo herrlich, und wir wollen den Tag recht genießen.“

„Und tanzen wollen wir,“ rief Wegener, „daß es eine Luſt iſt. Darf ich Sie um den erſten Walzer bitten, gnädige Frau? Ein Tanz im Freien iſt äußerſt geſundheitsfördernd.“

„Für mich?“

„Was fällt Dir ein, Leopold?“ eiferte Malchen scherzend, „Du hast mich zuerst engagirt.“

„Aber eine Extratour —“

„Die gestatte ich,“ sagte Malchen mit Würde. . . .

Und die ganze Gesellschaft von Beileburg sah mit Staunen, wie Doktor Wegener am Abend seine Schwiegermutter, die man stets für eine so kränkliche Dame gehalten hatte, im Tanze schwenkte.

Auch dem Sanitätsrath wurde das hinterbracht. „Hätt' ich doch nicht gedacht,“ bemerkte er, „daß meine Tropfen diese belebende Wirkung erzielen würden.“

Etwa acht Tage ließ Doktor Wegener vergehen. Dann machte er seinem älteren Kollegen, bei dem er früher nur seine Karte abgegeben hatte, einen Besuch und bot sich ihm zur Aushilfe an, wenn ihm gelegentlich seine Thätigkeit über den Kopf wachse.

„Hm!“ meinte Waldener ziemlich unwirsch, „Sie gedenken so allmälig meine Erbschaft anzutreten.“

„Ja, Herr Sanitätsrath, das ist meine Absicht.“

Der Sanitätsrath zog die Stirn kraus. Solche Offenheit war ihm doch noch nicht vorgekommen. „So!“ meinte er. „Dann aber machen Sie gefälligst nicht solche Kuren, wie sie mir verschiedentlich zu Ohren gekommen sind.“

„Herr Sanitätsrath,“ erwiederte Wegener höflich, aber bestimmt, „ich kurire auf meine Weise, wie Sie auf die Ihre. Sie haben Erfolge erzielt, woran ich nicht zweifle, aber auch ich habe sie erzielt. Die Hauptsache ist doch, daß die Leute gesund werden, auf die wissenschaftlichen Formeln kommt's nicht an.“

Einen Augenblick sah Waldener seinen jüngeren Kollegen prüfend an. Er konnte sich wohl der Wahrheit dieses Ausspruches nicht verschließen. Doch gefangen gab er sich

nicht. „Sie untergraben das Ansehen der Wissenschaft, indem Sie Mittel anwenden, die sich jedes alte Weib hätte erdenken können."

„Der gesunde Menschenverstand sitzt oft auch in alten Weibern, und die Wissenschaft hat schon unzählige Fehlgriffe gemacht."

„Hm." Dieser Mensch war sehr dreist. „Und wenn Sie die Leute derartig an den gesunden Menschenverstand gewöhnen, was bleibt dann für uns Aerzte zu thun? Dann werden wir ja überflüssig."

„Das ist richtig. Ich halte sogar dafür, daß es das Bestreben der Aerzte sein muß, sich mehr und mehr überflüssig zu machen."

„Wie?!" Das ging dem Alten doch über die Gemüthlichkeit.

„Nun ja," fuhr Wegener fort, „mich reizt es nicht, der gefürchtete, in Geheimnisse gehüllte Medizinmann zu sein, ich sehe vielmehr einen Ehrgeiz darin, das, was wir lernten, in möglichst weite Kreise zu tragen, der Freund und Berather meiner Patienten zu sein und sie zu stählen an Leib und Seele zum Kampf des Lebens. Und wenn wir wirklich einst ganz überflüssig werden sollten, weil Alle Bescheid wüßten, das wäre doch nur der Schade Einzelner, aber der Vortheil der Allgemeinheit. — Doch nie wird es dahin kommen. Es gibt leider immer noch so viel Fälle, bei denen wir unentbehrlich sind, und es wird im Uebrigen stets unselbstständige Menschen geben, die unseres Rathes und unserer Hilfe dringend bedürfen."

„Hm." Wieder war der Alte eine Weile stumm; dann sagte er knurrend: „Kommen Sie morgen Früh um zehn Uhr zu mir." Damit wandte er sich ab. —

Auch ohne Zuthun des Sanitätsraths fielen dem jungen Arzte jetzt mehr und mehr Kunden zu. Der Vorgang der Frau Major Krug und ihrer Tochter — wenn er auch

aus ganz eigenartigem Grunde erfolgt war — fand Nachahmung.

Sanitätsrath Waldener ſchlurfte zwar noch lange an den Häuſern entlang, aber ſeine Herrſchaft war gebrochen. Der Apotheker fing an, über die ſchlechten Zeiten zu klagen, und in die Bewohner der Stadt kam ein friſcher Zug von Lebensfreude.

Frau Krug und Malchen aber waren, nachdem ihre Naturen ſich allmälig vollkommen gekräftigt hatten, nur noch ſelten krank, da Wegener wirklich — wie er verſprochen — ſeine Pflicht als Menſch in der Familie ſo treulich erfüllte, daß der Arzt nicht oft zur Geltung zu kommen brauchte.

Die grüne Bettlerin.

Erzählung aus Bosniens jüngster Vergangenheit.

Von

Vinko Brlić.

---

1. (Nachdruck verboten.)

„Raglaj, 2. Auguſt 1889.

Meine liebe Schweſter!

Da ſitze ich alſo in meinem Palaſt als wohlbeſtallter Ingenieur für den Bau der bosniſchen Eiſenbahn. Von dieſer iſt allerdings noch nichts zu ſehen, ich muß die Strecke erſt feſtſtellen und ausmeſſen; die Gegend eignet ſich auch eigentlich wenig für die Anlage einer Bahnlinie, denn außer dem Flußthal der Narenta, das ſich hier und dort zu größeren Ebenen erweitert, gibt es ringsherum nichts als himmelhohe Berge. Mein Palaſt iſt ein Haus, wie es ſonſt die Eingeborenen bewohnen, das man aber für mich und mein Bureau eingerichtet hat, ein ſteinerner Bau von zwei Geſchoſſen mit einem pyramidenförmigen Dache, das aus gewaltigen Sprengſteintafeln zuſammengeſetzt iſt, denn eine andere Bedachung würde die Bora bald herunterwehen. Im Erdgeſchoß befindet ſich ein halbdunkler Raum mit einem niedrigen gemauerten Herd, auf dem das Holzkohlenfeuer brennt; das iſt die Küche.

Dann kommen zwei große Räumlichkeiten mit kleinen dichtvergitterten Fenstern, welche zur Aufbewahrung der Geräthschaften und als Bureau dienen sollen. Die Treppe zum Obergeschoß führt außen am Hause empor. Oben gibt es auch drei Räumlichkeiten, von denen die eine einen prächtigen Balkon hat. Von dort aus genießt man einen köstlichen Ausblick auf die Berge, und Du würdest dort Tage lang sitzen können, um das Landschaftsbild, das sich vor den Blicken aufthut, zu bewundern. Das größte Zimmer bewohne ich, weil es einen riesigen dreithürigen Wandschrank hat; es ist das frühere Haremszimmer des Türkenhauses, in den Fensteröffnungen sind aber jetzt kleine Glasscheiben angebracht, während sie früher durch dichte Gitterstäbe verschlossen waren, durch welche wohl die Haremsdamen hinaus, aber die Vorübergehenden nicht hineinblicken konnten. Mit einer Anzahl landesüblicher Teppiche, die hier gefertigt werden und sehr billig sind, mit einem Tisch, zwei Stühlen, einem Waschständer und einem eisernen Feldbett habe ich mich hier eingerichtet. Die Wohnung ist luftig, sonnig, bequem und trotz der ärmlichen Einrichtung behaglich; sie ist auch völlig sicher, obgleich sich an keiner Thür ein Schloß befindet. Diebstahl ist hier zu Lande unbekannt. Man schneidet aus Eifersucht, Rache, religiösem Haß oder anderen Motiven einem Gegner den Hals ab, oder man schießt ihn über den Haufen, aber Diebstahl ist unerhört, und wenn ein solcher vorkommt, so hat ihn sicher ein Fremder begangen. Das Haus ist rings von einem Garten umgeben, und diesen umschließt eine niedrige steinerne Mauer mit einem großen hölzernen Thor. Die Mauer ist bequem zu übersteigen, das Thor kann von Jedermann, der den Kniff versteht, auch von außen geöffnet werden, da es nur mit einem Holzriegel verschlossen ist. Aber, wie gesagt, ich bin hier ganz sicher.

Eine alte Bosniakin hält mein ganzes Haus in Ordnung. Sie ist bescheiden und hat außerdem noch eine ganze Anzahl anderer guter Eigenschaften. Mit der Landessprache komme ich recht gut fort, da ich Polnisch und Russisch kann, und das Bosnische ja nur ein slavischer Dialekt ist.

Die Reise bis hierher war langwierig und beschwerlich. Ich reiste mit einer Schaar Strafuni, einer Art geheimer Gendarmerie, denn es gibt in dem lieben Ländchen sehr viele Räuber. Du brauchst aber für mich nicht das Geringste zu fürchten. Diese Räuber sind von ganz besonderer Art, meist politische Flüchtlinge, welche sich jenseits der Grenze aufhalten und in größeren oder kleineren Schaaren herüber kommen, um zu rauben und zu plündern. Mit Kleinigkeiten befassen sie sich nicht, auf einzelne Personen haben sie es nicht abgesehen, sie überfallen ganze Dörfer, treiben das Vieh fort, rauben alle Schätze an Gold und Silber und sind innerhalb einer Stunde wieder verschwunden. Es ist außerordentlich schwer, dieses Räuberunwesen auszurotten. Die Bosniaken sind eben alle geborene Krieger und haben jetzt gar keine Gelegenheit mehr, wie früher unter türkischer Herrschaft, eine kleine Empörung gegen einen Pascha in Scene zu setzen. Blos um ihren Thatendrang zu befriedigen, werden sie zuweilen Räuber. Die österreichisch-ungarische Regierung hat in Bosnien schon Großes gethan, mit dem Räuberunwesen ist sie aber bis jetzt nicht fertig geworden. Dies liegt vor Allem daran, weil die Banditen zu viel Unterstützung bei der Bevölkerung finden. Ueberall haben sie nähere oder entfernte Verwandte und Freunde; diese gewähren ihnen Unterschlupf, warnen sie, schützen sie vor Ueberrumpelung, unterstützen sie auf der Flucht und beim Verkauf der Beute. So gilt zum Beispiel der gesegnete Ort, in dem ich mich aufhalte, für ein ganz besonderes Räubernest. Es gibt hier keine Familie unter den fünfhundert aus Mohammedanern

und Christen bestehenden Einwohnern, die nicht eines oder mehrere männliche Mitglieder unter den Räubern jenseits der Grenze hätte. Infolge dessen wird der Ort auch niemals von den Räubern gebrandschatzt. Unser Oberingenieur machte mich besonders auf diesen Vorzug meines Standquartiers aufmerksam.

Nöthig war das, denn Du solltest einmal die Kolonne von zwölf Kerlen sehen, die mir als Gehilfen zum Tragen der Instrumente, zur Anwendung der Meßketten und Nivellirlatten zugewiesen sind! Alle Altersklassen sind vertreten, und fast Jeder von ihnen ist interessant in seinem Wesen, in seiner Figur oder Nationaltracht und höchst originell. Aber ich vermuthe, der größte Theil meiner Gehilfen ist bereits einmal bei den Räubern gewesen. Wenn ich mit meiner Gesellschaft von Bosniaken in unserem harmlosen Vaterstädtchen plötzlich erschiene, so würde wahrscheinlich die ganze Bevölkerung Reißaus nehmen. Wundere Dich daher nicht, wenn Du einmal erfährst, daß ich vielleicht selbst ein Harambascha, das heißt ein Räuberhauptmann, geworden bin.

Aber nun bin ich in das Schwatzen gerathen und habe Dir gar nicht erzählt, wer denn eigentlich die „Strafuni" sind, mit denen ich hierher kam. Wie ich bereits erwähnte, finden die Banditen in der Bevölkerung außerordentlich viel Unterstützung. Die österreichischen Gendarmen und Truppen kommen stets zu spät, wenn irgendwo Räuber diesseits der Grenze auftauchen und plündern. Durch akustische und optische Signale von Bergspitze zu Bergspitze wird den Räubern der Anmarsch des Militärs von den befreundeten Landsleuten gemeldet. Wenn die Truppe ankommt, sieht sie die Banden schon wieder jenseits der Grenze, wo sie ihnen nichts mehr anhaben kann. Man hat nun beschlossen, dem Feind mit gleichen Waffen zu begegnen, mehrere hundert besonders tüchtiger Gendarmen

275438A

und Soldaten in die Landestracht zu ſtecken und ſie als Kaufleute, Viehhändler, Pilger, Reiſende im Lande herumziehen zu laſſen. Dieſe Strafuni halten ſich in größeren und kleineren Gruppen zuſammen, tragen, unter ihren Kleidern verborgen oder auf den Tragpferden, Revolver, Gewehre und Munition. Im geeigneten Moment ziehen ſie ihre Waffen hervor, legen eine ſchwarz-gelbe Binde um den linken Arm, die ſie als Beamte kennzeichnet, und ſind in dieſem Augenblicke Gendarmen und Polizei. Sie marſchiren getrennt und finden ſich, wenn es ſein muß, in größerer Stärke am beſtimmten Orte und zu beſtimmter Stunde zuſammen. Sie haben ihre Späher und ihre geheimen Boten, die ihnen die Befehle der Kommandeure überbringen, ſchlafen zum Theil im Freien und ſind auch Nachts unterwegs. Sie haben den Räubern bereits koloſſalen Schaden gethan und werden ihnen endlich doch noch vollſtändig den Garaus machen.

Mit einer ſolchen Schaar Strafuni alſo kam ich von Dolnja Tuszla hier an. Es waren ſechs Mann mit zehn Tragpferden, auf denen ſie angeblich getrocknete Zwetſchen transportirten. Die Packſäcke auf den Tragſätteln der Pferde enthielten aber die Waffen und außerdem Vorräthe für eines der Depots der Strafuni, das ſich hier in der Nähe befinden ſoll. Den ſonderbaren Namen Strafuni hat die Bevölkerung ſelbſt der geheimen Gendarmerie gegeben. Der Name kommt von dem deutſchen Streifen oder eine Streife machen.

Du ſiehſt, ich bin rings von Romantik umgeben, aber die Verpflegung iſt leider nicht beſonders gut. Ich bin meiſt auf Konſerven angewieſen, wenn ich nicht nach dem eine Meile entfernten Ort gehe, wo es im Offizierszimmer der Gendarmeriekaſerne gutes Eſſen gibt. Billig und vorzüglich ſind Wein und Kaffee. Ich arbeite viel, muß mich körperlich durch das Klettern in dem bergigen Terrain

ſehr anſtrengen und ſchlafe infolge deſſen wie ein Murmelthier. Für alle Fälle habe ich unter meinem Kopfkiſſen einen Revolver, aber alle Landeskenner haben mir verſichert, daß ich niemals dazu kommen werde, ihn gegen Jemand zu gebrauchen, wenn ich nicht ſelbſt die Schuld trage.

Mein Diener Franjo, ein prächtiger, achtzehnjähriger Burſche, kommt eben mit einem großen Dienſtbrief, den ein reitender Bote gebracht hat. Alſo auf Wiederſehen."

„Raglaj, 15. Auguſt 1889.

Liebe Schweſter!

Schon wieder ein Abenteuer im Lande der ritterlichen Räuber. Die Umgebung beſtimmt eben weſentlich des Menſchen Schickſal! Wäre ich noch länger bei der galiziſchen Bahn geblieben, ſo wäre ich vielleicht ein Trunkenbold oder ein Idiot geworden. Hier im Lande der Romantik habe ich es bis zum Helden gebracht. Die Leute ſagen es wenigſtens. Und das kam ſo.

Geſtern maß ich eifrig die neue Strecke aus am Ufer der Narenta. Der Fluß ſieht unter gewöhnlichen Verhältniſſen nicht beſonders impoſant aus, er iſt ſmaragdgrün und fließt raſch durch ein felſiges Bett voll Geröll und Unebenheiten. Die Ufer ſind ſteil und felſig, zum Theil ſind in den Felſenufern Höhlen zu finden, die man oft abſichtlich erweitert hat, um Zufluchtsorte für Vieh und Hirten bei Ungewittern und bei plötzlich hereinbrechender Bora zu ſchaffen. Wenn nach einem Wolkenbruch die Narenta um viele Meter anſchwillt, dann kann man auch wohl in dieſen Höhlen ertrinken, wenn ſie nicht Ausgänge nach der Erdoberfläche haben. Hier im Karſt gibt es ja überall Höhlen, die ſich in den Bergen und unter der Erde manchmal meilenweit hinziehen und die noch kein Menſch genügend ergründet hat.

In einer der Uferhöhlen spielten gestern, während ich in der Nähe arbeitete, eine Anzahl von Kindern aus unserem Dorfe, und eines davon war so unvorsichtig, in den Fluß zu stürzen. Es wurde vom Wasser augenblicklich fortgerissen, hatte aber die Geistesgegenwart, sich an einer Baumwurzel am Ufer festzuhalten. Das kleine Ding — es war ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren — schrie erbärmlich, auch die anderen Kinder erhoben ein Zetergeschrei. Ich wurde mit meinen Arbeitern auf den Unfall aufmerksam und eilte natürlich dem Kinde zu Hilfe. Ich hörte wohl, daß meine Leute ebenfalls ein lautes Geschrei erhoben, als sie sahen, daß ich mich an einer weniger steilen Stelle des Flußufers hinunterschwang, aber ich hörte nicht auf ihre Zurufe, sondern sprang ohne Ueberlegung in das Wasser. Erst als ich merkte, mit welcher Gewalt es mich faßte und fortriß, erkannte ich die Gefahr. In wenigen Sekunden war ich bis zu dem Kinde durch die reißende Strömung getrieben. Es gelang mir, die Kleine zu fassen, und dann kämpfte ich verzweifelt gegen die Strömung an, um eine günstige Uferstelle zum Heraussteigen zu erreichen. Es wäre mir vielleicht nicht geglückt, hätten mir meine Leute nicht eine Meßkette zugeworfen, die ich glücklich erfaßte und mich nun sammt dem Kinde an's Land arbeitete.

Männer und Frauen aus dem Dorfe waren inzwischen schreiend und jammernd herbeigeeilt, aber ihr Wehgeschrei verwandelte sich in ein wahres Triumphgeheul, als sie mich mit dem geretteten Kinde im Arm umringten. Es fehlte nicht viel und sie hätten mich auf den Schultern heimgetragen. Der serbische Pope kam und segnete mich, und der mohammedanische Imam*) sprach mir seinen Glückwunsch aus. Das wurde mir denn doch schließlich zu viel,

*) Geistliche.

und ich verlangte zu wissen, was ich denn eigentlich so Großes gethan hätte. Darauf wurde mir erzählt, daß dicht unterhalb der Stelle, wo das Kind sich festgehalten hatte, sich ein Strudel der Narenta befinde, der noch nie etwas wiedergegeben, was er je erfaßt. Ich habe also ganz merkwürdiges Glück gehabt, ein paar Schritte weiter flußabwärts hätten mich in den Tod geführt. Die Leute betrachten es als ein Wunder, daß ich und das Kind gerettet sind, und mich als einen Helden. Ich verspreche Dir aber feierlich, ich will mich auf weitere Kunststücke in der Narenta nicht einlassen!

Wie populär ich bin, das erfuhr ich noch am Nachmittage desselben Tages, indem ich von einer ‚Hadsch', einer Bettlerin, welche die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat und deshalb ein grünes Gewand trägt, um ein Almosen angesprochen wurde. Grün ist, wie Du weißt, die heilige Farbe des Mohammedaners, und von einer Hadsch angesprochen zu werden, eine Ehre. Die Bettlerin ist dicht verschleiert, wie alle Mohammedanerinnen, und trägt noch eine Gesichtsmaske aus Roßhaargeflecht über dem Schleier; sie ist geistesgestört, wie es scheint, aber das vermehrt in den Augen der Mohammedaner ihre Heiligkeit. Sie spricht sonst nur Mohammedaner um Almosen an, und sie zeichnete mich, nachdem ich ihr ein Silberstück geschenkt hatte, noch mehr aus, indem sie sich vor meiner Thürschwelle niedersetzte. Wenn in unserer lieben deutschen Vaterstadt der Bürgermeister und der Regierungspräsident auf der Schwelle unseres Hauses sitzen würden, wäre es kaum eine so große Ehre für euch, wie hier die Anwesenheit der halb blödsinnigen Bettlerin für mich.

Nachmittags gab es noch eine Ueberraschung. Der Vater des geretteten Kindes, ein Kaufmann Namens Radic, kam mit seiner ganzen Familie, um mir zu danken. Ich dachte zuerst an einen räuberischen Ueberfall, denn die

Familie beſteht aus nicht weniger als achtzehn Köpfen. Die älteſten und die jüngſten Familienmitglieder waren mitgekommen, um mir zu danken, und die älteſte Tochter des Hauſes überreichte mir nach Landesſitte und nach griechiſch-katholiſchem Brauch Brod und Salz, einige mit bunter Seide geſtickte Handtücher und mehrere ſelbſtgewebte Teppiche. Ich möchte wohl ein Maler ſein, um die eigenartige Schönheit der freundlichen Geberin Dir darzuſtellen. Ich war hingeriſſen von der Erſcheinung dieſes etwa ſiebzehnjährigen Mädchens.

Fürchte aber nicht, daß ich in eine romantiſche Schwärmerei verfalle oder mir eine leidenſchaftliche Neigung für die ſchöne Bosniakin in den Kopf ſetze. Zwiſchen einem Fremden und einer Eingeborenen beſteht eine unüberbrückbare Kluft. Wenn eine der Töchter des Landes einem Fremden nur ein wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo würde ihr dies allgemeine Anfeindung, ja Verachtung eintragen. Würde man gar entdecken, daß ſie ein Liebesverhältniß mit einem Fremden hat, ſo würde ſie von den Angehörigen augenblicklich getödtet werden. Mehrere ſolcher trauriger Fälle ſind während der Okkupation hier vorgekommen. Ländlich — ſittlich.

Nun aber etwas Erfreulicheres! Ich habe heute die Nachricht bekommen, daß ich einen Gehilfen in einem jungen Ingenieur bekomme, der ſchon morgen eintrifft. Ich muß Vorbereitungen für ſeinen Empfang und ſeine Unterbringung treffen. Leb' alſo wohl für heute."

„Raglaj, 30. Auguſt 1889.

Liebe Bertha!

Erſchrick nicht, wenn ich das Anſinnen an Dich ſtelle, hierher zu kommen. Könnteſt Du es ermöglichen, die Reiſe ſofort anzutreten, ſo wäre ich Dir von ganzem Herzen dankbar. Ich brauche eine Hausfrau, und da ich un-

beweibt bin, so habe ich nur Dich für diesen Posten in Aussicht. Also komm, ich bin sicher, es wird Dich nicht gereuen. Man lebt hier in einer ganz anderen Welt; man lernt den Orient von der liebenswürdigsten Seite kennen, ohne alle die Unannehmlichkeiten in den Kauf nehmen zu müssen, denen man in der Türkei oder in Egypten ausgesetzt ist. Das Leben ist interessant und billig. Wir würden uns herzlich freuen, Dich baldigst hier begrüßen zu können.

Ich sage wir, denn es hat sich ein neuer Hausgenosse zugefunden, mein Hilfsingenieur, mit dem keineswegs aufregenden Namen Waldmann. Er ist sehr jung, liebenswürdig und trägt zu meiner Erheiterung unendlich viel dadurch bei, daß er es versucht, die hiesigen Eingeborenen ganz so zu behandeln, als lebte er noch in seiner sächsischen Heimath. Da er gutmüthig ist, nimmt man ihm seine Schrullen nicht übel; aber es ereignen sich eine Unmasse von drolligen Vorfällen und Mißverständnissen.

Eigentlich müßte ich die grüne Bettlerin auch noch zu unserem Haushalt hinzurechnen, denn sie besitzt eine merkwürdige Anhänglichkeit an mein Haus. Sie schläft jetzt regelmäßig auf meinem Hofe. Dort steht ein Schuppen, der wahrscheinlich früher zur Aufbewahrung von Holz oder vielleicht als Unterkunft für einige Ziegen gedient hat. Sie hat sich häuslich darin eingerichtet, und ich denke nicht daran, sie zu stören. Sie ist manchmal zwei Tage fort; dann taucht sie wieder bei mir auf. Sie hat etwas Katzenartiges, indem man sie plötzlich an Orten erblickt, wo man sie am wenigsten vermuthet. Mein Schuppen ist ihr eigentliches Standquartier. Das Haus dagegen, in dem ich wohne, betritt sie um keinen Preis. Wahrscheinlich bin ich ihr doch als Ungläubiger eine etwas verächtliche Persönlichkeit.

Ich habe lange geschwankt, ob ich bei Radic einen

Gegenbesuch machen solle, nachdem die ganze Familie mir die Ehre angethan hatte, mich aufzusuchen und mich so reichlich zu beschenken. Ich bin schließlich zu dem hiesigen Popen gegangen und habe ihn um Rath gefragt. Er war der Ansicht, daß die Leute sich sehr geschmeichelt fühlen würden, und so legte ich denn Gala an, setzte meine Beamtenmütze auf und machte bei dem alten Radic einen Besuch. Der Mann ist Zwetschenhändler, und man hält ihn für recht wohlhabend. Ich hatte mich kurz vorher durch Franjo anmelden lassen, damit die Leute nicht durch mich überrascht würden, und der alte Radic empfing mich am Thor seines Gehöftes. Ich wurde nach den oberen Räumlichkeiten genöthigt und hier mit Kaffee und Cigaretten bewirthet. Sehr angenehm war es mir, daß auch die Damen des Hauses erschienen. Wenn ich schon das erste Mal von dem Anblick der ältesten Tochter des Radic entzückt gewesen bin, so war ich es diesmal noch mehr. Sie führt den poetischen Namen Katiza und scheint der Stolz des ganzen Hauses zu sein. Das kommt daher, daß sie in Serajewo erzogen worden und so gebildet ist, daß man nicht vermuthet, die Tochter eines einfachen Händlers, sondern eher die eines Paschas vor sich zu haben. Sogar ein Klavier gibt es im Hause des Radic und Katiza spielt sehr gewandt darauf. Wie herrlich wird es sein, wenn Du erst hier bist und an dem jungen Mädchen eine Freundin hast, die Dir die Langeweile vertreibt. Unsere gute Mutter, die ja in Karoline noch eine Pflegerin und eine Stütze hat, auch wenn Du nicht zu Hause bist, wird wohl gegen Deine Reise nichts einzuwenden haben.

In Hoffnung baldigen Wiedersehens schließe ich."

2.

Der Zug von Bosnabrod lief Nachmittags gegen vier Uhr in den Bahnhof von Serajewo ein. Eine Dame ent-

ſtieg demſelben, die ungefähr in der Mitte der zwanziger Jahre ſtand und einen einfachen grauen Reiſeanzug trug. Sie ſah ſich forſchend auf dem Bahnſteig um, als ſich ihr ein mittelgroßer Mann näherte, der einen grauen Lodenanzug trug und deſſen Füße in braune Schnürgamaſchen gehüllt waren.

„Fräulein Lindner?“ ſagte der Mann, indem er ſeinen Hut zog.

„Die bin ich,“ entgegnete die Dame.

„Mein Name iſt Waldmann. Ich bin der Kollege Ihres Herrn Bruders und von ihm beauftragt, Sie zu empfangen. Er konnte leider nicht abkommen, da er gegenwärtig die Verhandlungen mit den Grundbeſitzern wegen der Abtretung des Bodens an die Bahn zu führen hat. Außerdem mußte ich unter allen Umſtänden heute bei der Direktion in Serajewo ſein. Beide konnten wir unſeren Poſten nicht verlaſſen, und ſo war es wohl ſelbſtverſtändlich, daß ich um die Ehre bat, Sie, mein Fräulein, empfangen zu dürfen. Sie müſſen ſchon mit mir vorlieb nehmen. In zwei Tagen ſind wir an Ort und Stelle, und dann werden Sie Ihren Bruder wiederſehen.“

„Eine zweitägige Fahrt im Wagen haben wir noch vor uns?“ fragte Fräulein Lindner erſchreckt.

„Nicht ganz,“ entgegnete Waldmann. „Wir haben in Ihrem Intereſſe, mein Fräulein, beſchloſſen, daß Sie erſt morgen Früh die Reiſe fortſetzen ſollen. Im Gaſthof iſt bereits Quartier für Sie beſchafft, und von da werde ich mir erlauben, Sie morgen Früh mit unſerem Wagen abzuholen. Wir haben dann eine Fahrt von anderthalb Tagen vor uns, und können es ſo einrichten, daß wir in einem größeren Orte ein vorbereitetes Nachtquartier finden. Wollen Sie mir Ihren Gepäckſchein geben, damit unſer Franjo das Gepäck nach dem Gaſthof ſchaffen kann?“

Auf einen Wink Waldmann's erſchien ein junger Bosniak,

deſſen ſchlanke Figur mit dem ſcharf geſchnittenen Geſicht einen günſtigen Eindruck machte. Er verbeugte ſich vor Bertha und murmelte einige Worte der Begrüßung. Dann nahm er den Gepäckſchein und entfernte ſich, um das Gepäck zu holen.

Bertha Lindner ſtieg mit Waldmann in den Fiaker, auf deſſen Bock ſich dann Franjo zum Kutſcher ſchwang, und die Fahrt nach der Stadt wurde angetreten.

Es gibt Menſchen, die ſich vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an ſo ſympathiſch gegenüberſtehen, daß ſie ſich in Stunden näher rücken, als andere Leute ſelbſt bei täglichem Umgang innerhalb Monaten. So erging es Bertha und Waldmann. Als ſich Beide am Abend zum Abſchied die Hände reichten, waren ſie ſo vertraut miteinander, als hätten ſie ſchon ein Jahr zuſammengelebt. Sie freuten ſich Beide auf die bevorſtehende Wagenfahrt, und verſprachen ſich von der gegenſeitigen Geſellſchaft ſehr viel.

Mit Pünktlichkeit erſchien um fünf Uhr Früh ein kleiner Korbwagen, beſpannt mit zwei bosniſchen Pferden. Franjo ſaß als Kutſcher auf dem Bock, Waldmann und Bertha ſtiegen ein. Es war im September, die Tage waren noch ſehr heiß, aber während der Fahrt merkte man nicht allzuviel von der Hitze, auch kam man mehr und mehr in die Berge hinein, und aus den Schluchten und von den Höhen wehte ein erfriſchender Luftzug. Die neue Fahrſtraße war in vorzüglichem Zuſtande. Das Land ſah wie ein Garten aus. Trotz des Herbſtes blühten überall die Granatbäume, die Myrten-, die Feigen-, die Mandelbäume; die weiten Tabaksfelder waren mit blauen Blüthen überſchüttet, und auf den ſpärlich angebauten Flecken, die mit Mais beſtanden waren, ſah man die Ernte im vollen Gang.

Land und Leute gaben natürlich viel Geſprächsſtoff für die beiden Reiſenden; brachte doch faſt jede Viertelſtunde

etwas Neues für das Mädchen, das zum ersten Male im Lande war.

„Kennen Sie die Sprachen, die man hier zu Lande redet?" fragte Waldmann.

„Nein," erklärte Bertha, „aber ich will mir alle Mühe geben, sie zu erlernen. Mein Bruder spricht bosnisch, und so hoffe ich, in ihm einen guten Lehrer zu haben."

Waldmann lächelte. „Der Sprachunterricht scheint überhaupt seine starke Seite zu sein." Und als Bertha ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu: „Er gibt nämlich auch deutschen Sprachunterricht."

„So?" fragte Bertha erstaunt. „Wem denn?"

„Wir haben da einen ziemlich reichen und angesehenen Zwetschenhändler in unserem Nest, Namens Nadic, dessen Tochter Katiza ist die Schülerin Ihres Herrn Bruders. Er sagt, er lehre sie deutsch, damit das Fräulein im Stande sei, sich mit Ihnen zu unterhalten; aber ich glaube, er hätte seine Neigung zum Sprachunterricht auch gezeigt, wenn Sie nicht die Freundlichkeit gehabt hätten, hierher zu kommen."

Bertha Lindner dachte einen Augenblick nach.

„Sie haben augenscheinlich diese humoristische Art und Weise der Erklärung gewählt," versetzte sie, „um mich darauf vorzubereiten, daß ich meinen Bruder in einem Zustande der Verliebtheit antreffen werde."

Waldmann nickte und versetzte ernst: „So ist es, Fräulein Lindner, und ich möchte noch hinzufügen, daß die Sache sowohl für ihn, als für das Mädchen gefährlich ist."

„Mein Bruder schrieb mir schon von sehr traurigen Vorkommnissen, die durch derartige Neigungen zwischen Fremden und eingeborenen Mädchen entstanden sind; um so überraschter und bestürzter bin ich, zu hören, daß er sich selbst auf eine derartige aussichtslose Neigung einläßt. Sind Sie denn Ihrer Sache auch sicher?"

Waldmann zuckte die Achseln. „Wie weit das Verhältniß zwischen den Beiden geht, weiß ich nicht, mein Fräulein, aber Ihr Herr Bruder begeht schon dadurch ein Unrecht, daß er zu häufig Besuche im Hause des Radic macht, und sich jetzt darauf einläßt, mit Katiza zu musiziren und ihr Unterricht zu ertheilen. Ich habe zufällig einige Bemerkungen von Leuten aufgefangen, die zur Familie des Radic gehören, und weiß, daß Männer und Frauen gleichmäßig darüber entrüstet sind. Es ist also Gefahr im Verzuge, denn hier pflegt man seine Entrüstung nicht durch Worte, sondern durch Thaten kundzuthun. Sie glauben nicht, mein werthes Fräulein, wie sehr ich Ihre Ankunft ersehnt habe, denn ich hoffe, nun wird Alles wieder gut. Ich habe die feste Ueberzeugung, einige Worte von Ihnen werden genügen, um Ihren Herrn Bruder darüber aufzuklären, daß er das junge Mädchen und sich gefährdet. Ich für mein Theil konnte ihm einen derartigen Rath nicht geben, das wäre aufdringlich und dreist gewesen, und ich hätte es mir gefallen lassen müssen, wenn mich Ihr Herr Bruder schroff zurückgewiesen hätte."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufklärungen," versetzte Bertha sorgenvoll, „und werde mein Möglichstes thun. Hoffentlich geht die Gefahr diesmal noch vorüber."

3.

Dort, wo der Weg, der von Rogatitza nach Kalinovik führt, sich gabelt und einen Seitenweg nach Oblaj entsendet, steht ein Han,*) der sogenannte Tuste-Han. Er besteht aus einem steinernen Wohnhaus, einem Schuppen und einem Stall, und der Wirth, Bogomir Stojkowitz, haust hier mit seiner Familie in der Einsamkeit schon viele Jahre. Er ist ein frommer Serbe**) seiner Religion

*) Wirthshaus.

**) Griechisch-orthodoxer Katholik.

nach, aber ein echter Bosniak in seinem Aeußeren und in seinem Handeln. Wenn man seine kräftige Gestalt, sein scharfgeschnittenes Gesicht mit den stechenden Augen und der gebogenen Adlernase sieht, empfindet man etwas wie Unbehagen, etwas, was an die Nähe eines Raubthieres erinnert. Man würde es ohne Weiteres glauben, daß auch er ein Räuber ist, und zwar einer der schlimmsten, aber damit würde man ihm Unrecht thun. Er ist ein Feind der Räuber, und er gibt seinem Abscheu vor ihnen stets in den kräftigsten Redensarten Ausdruck. Die Räuber haben ihn allerdings erst vor wenigen Monaten überfallen und ihm sein Vieh fortgetrieben, „die Elenden, die Gott verdammen möge!"

Seit der Zeit ist natürlich Bogomir ganz besonders schlecht auf die „Hunde von Räubern" zu sprechen, und täglich schwört er ihnen Rache. Vielleicht ist es thöricht von ihm, sich auf's Neue durch seine Schimpfereien zu gefährden, denn die Räuber rächen so etwas, und der Han liegt recht einsam, aber Bogomir vertraut auf Gott und fürchtet Niemand.

Vom Tuste-Han hat man eine großartige Uebersicht über die ganze Gegend. Eine marschirende Kolonne, einen Zug von Tragpferden, selbst einen einzelnen Reiter oder Wanderer sieht man schon Stunden lang vorher, ehe sie die gewundenen Bergpfade emporgeklommen sind. Menschen und Thiere sind gewöhnlich so erschöpft, wenn sie die Höhe erreicht haben, daß ihnen eine Rast und eine Erfrischung sehr Noth thut, deshalb halten alle Reiter und Fußgänger, Kaufleute, Bettler, Soldaten oben an und genießen irgend etwas. Daher kommt es, daß der Han eine sehr gute Nahrung für Bogomir bietet. Er verdient sehr viel Geld hier, wenigstens nach Landesbegriffen, wo zwanzig Kreuzer genügen, um einen Menschen einen Tag lang zu erhalten. Um dieses Ver-

dienſtes willen nimmt er auch die Gefahren der Einſamkeit auf ſich.

Soeben iſt Bogomir ſehr beſchäftigt. Eine Militärabtheilung, geführt von einem Oberlieutenant, kehrt von einer mehrtägigen Streife in das Lager von Kalinovik zurück. Fünf Tage waren die Soldaten unterwegs, von Räubern aber haben ſie nichts geſehen. Und doch waren dieſe erſt geſtern in Rogatitza, wo ſie ſich allerdings darauf beſchränkten, Lebensmittel ohne Bezahlung zu holen. Als die Streifſtruppe nach dem Dorfe kam, waren die Räuber ſchon ſeit zwei Stunden fort.

„Es ſollen vierzehn Mann geweſen ſein," erzählte Bogomir dem Oberlieutenant, der auf der Bank vor der Thür des Hans ſeinen Kaffee ſchlürfte, während die Mannſchaften ſich an der anderen Seite der Straße gelagert hatten und ſich an dem Wein gütlich thaten, den ihnen Bogomir verkauft hatte.

„Woher wißt Ihr das?" fragte der Offizier.

„Geſtern, gleich nach dem Ueberfall, kamen Leute aus Rogatitza, die Holzkohlen nach dem Lager in Kalinovik brachten, und dieſe haben es mir erzählt. Im Dorfe hat Niemand Widerſtand geleiſtet, deshalb iſt auch Keiner verwundet oder getödtet worden."

„Die Leute ſind feig geweſen. Es waren mindeſtens zwanzig wehrhafte Männer im Orte, und die Frauen verſtehen auch, eine Flinte zu führen. Warum laſſen ſie ſich freiwillig ausplündern? Das macht die Banditen nur noch frecher!"

„Gospodine Kapitan!*) Was nützt denn der Widerſtand? Geſtern waren vierzehn von den räuberiſchen Hunden da, morgen können es vierzig ſein. Hätte man Einem von ihnen ein Haar gekrümmt, ſo wäre in wenigen Tagen eine

*) Herr Hauptmann.

furchtbare Rache über die Dorfbewohner hereingebrochen. Diese Bestien, die Gott mit Blindheit schlagen möge, halten ja Alle zusammen, wenn sie auch in verschiedenen Banden rauben und stehlen."

Der Oberlieutenant murmelte einen Fluch, denn er war wegen des Mißlingens seiner Streife nicht in rosigster Laune.

„Was ist denn das dort für ein Weib, das den Berg von Kalinovik herabgekrochen kommt?" fragte er dann.

Bogomir beschattete die Augen mit der Hand und sah nach der Gestalt, die ungefähr noch hundert Meter entfernt war.

„Das ist die verrückte grüne Bettlerin, die seit einiger Zeit hier herumstreicht. Ich sehe sie fast alle Tage hier vorüberkommen. Sie soll dem Imam in Oblaj ihre Papiere und arabischen Schriften aus Mekka vorgewiesen haben, und er hat den Mohammedanern gesagt, sie sei eine sehr fromme Person, beinahe eine Heilige. Sie lebt nur von Brod und Wasser und schläft nie unter einem Dache; sie ist übrigens ganz harmlos."

Die Gestalt der mohammedanischen Bettlerin kam jetzt nahe heran. Die Kleidung und der dichte Schleier ließen kaum die Umrisse der Figur sehen. Sie ging stark gebückt und schien, nach ihren schleppenden Schritten zu urtheilen, schon recht alt zu sein. Sie mußte aber noch über bedeutende Körperkräfte verfügen, denn das Herumsteigen in den Bergen ist keine Kleinigkeit. Sie beachtete weder den Offizier noch den Wirth, als sie bei dem Han vorbeischritt. Ebenso wenig schienen die lagernden Soldaten für sie zu existiren.

Da es der Landesbrauch will, daß man eine Türkin auf der Straße unbeachtet läßt und ein Gruß für sie etwas Beleidigendes hätte, nahm auch Bogomir von ihr keine Notiz.

Sie ſchritt den Berg hinunter und ſetzte ſich nur einmal zum Ausruhen nieder. Als ſie die Thalſenkung faſt erreicht hatte, ſchlug ſie einen ſteilen Fußpfad ein, der zur Linken zu einer Höhe emporführt, auf dem ſich ein Bogumilenfriedhof befindet.

Die Bogumilen waren eine religiöſe Sekte, welche in früheren Jahrhunderten auf die Geſchichte Bosniens außerordentlichen Einfluß gehabt hat, ein Gemiſch von Mohammedanern und Chriſten. Sie waren eine Zeitlang ſehr mächtig in Bosnien, wurden aber ſpäter von beiden Seiten ſcharf verfolgt, ſo daß nichts von ihnen übrig geblieben iſt, als ihre Friedhöfe, auf denen noch heute die gewaltigen Grabſteine das Erſtaunen aller Beſucher erregen. Es ſind Ungeheuer von fünf bis ſechs Meter Länge, drei Meter Höhe und drei Meter Breite, und es iſt unbegreiflich, wie dieſe mächtigen, aus einem Stück gefertigten Grabſteine durch das Gebirge, durch Sümpfe und ungebahnte Wege bis an ihre Beſtimmungsorte gebracht werden konnten. Die Grabſteine der Bogumilen ſind bedeckt mit künſtleriſchen Darſtellungen, mit Reliefs und vertieften Figuren, welche Kriegsſcenen, Jagdabenteuer und ſo weiter darſtellen, und auf denen heute noch der Hirſch und der Steinbock im Bilde zu finden ſind, während dieſe Thiere in Bosnien und der Herzegowina längſt nicht mehr vorkommen.

Ein ſolcher Bogumilenfriedhof mit ſeinen koloſſalen Steinen bietet dem Beſchauer das Abbild trauriger Oede und Verlaſſenheit. Für den Eingeborenen haben dieſe Stätten etwas Grauſiges. Er glaubt, daß dort böſe Geiſter umgehen. Die grüne Bettlerin jedoch ſchien dieſen Aberglauben nicht zu theilen. Sie ſchritt zwiſchen den Steinen dahin und ſuchte ſich eine ſchattige Stelle hinter einem beſonders mächtigen Grabmal aus, blickte ſich zunächſt vorſichtig um, fuhr darauf mit der braunen, knöchernen Hand tief in eine Spalte des zerklüfteten Grabſteins hinein und

zog eine kleine schwarze Tasche hervor, welche aus Glanzleder hergestellt war.

Die Bettlerin setzte sich dann nieder, so daß sie von keiner Seite beobachtet werden konnte, und entnahm dem Täschchen ein kleines Notizbuch. Sie schlug dasselbe auf und fand ein weißes Blättchen lose zwischen die anderen Blätter des Buches gelegt, das sie herausnahm und aufmerksam durchlas, um es dann unter ihrer Kleidung zu verbergen. Hierauf zog sie einen Bleistift heraus und schrieb in das Notizbuch eine lange Reihe von sonderbaren Zahlen, einzelnen Buchstaben, Kreuzen, Chiffren, Fragezeichen und so weiter. Arabisch war das auf keinen Fall. Sie überlas noch einmal die sonderbaren Schriftzüge, dann klappte sie das Notizbuch zusammen, steckte es wieder in die Ledertasche und versenkte diese in die Höhlung des Bogumilengrabsteins. Endlich holte sie unter ihrem weiten grünen Kleide und dem mantelartigen Ueberwurf einen schwarzen, länglichen Gegenstand hervor, mit dem sie sich zu schaffen machte.

— — — — — — — — — — — —

Oben auf der Höhe beim Tuste-Han war die rastende Soldatenabtheilung wieder aufgebrochen. Sie marschirte den Berg hinauf, von dem aus es ziemlich steil hinunter nach dem Lager von Kalinovik geht, und bald war der letzte Mann hinter dem Bergrücken verschwunden.

Bogomir hatte der marschirenden Kolonne lange nachgesehen. Als er sie weit entfernt wußte, trat er hinter den Ziegenstall, der seitwärts vom Gebäude stand, und durch den er allen Blicken von der Straße her entzogen wurde. Er hielt beide Hände vor den Mund und stieß einen Schrei aus, wie er als Signal in allen Bergländern üblich ist.

Weit drüben auf einer Bergspitze erschien die Gestalt eines Mädchens. Trotz der Entfernung hob sie sich scharf

und deutlich vom Himmel ab. Das Kind ſtand offenbar auf einer Gomila, das heißt auf einem künſtlich zuſammengetragenen Steinhaufen, wie man ſolche auf allen hervorragenden Punkten der bosniſchen Berge findet.

Als das Mädchen auf der Gomila erſchien, begann Bogomir eine höchſt eigenthümliche Telegraphie. Er ſtreckte die Arme bald ſenkrecht, bald wagrecht von ſich, gab bald mit dem rechten, bald mit dem linken Arm Zeichen, dann blieb er, den linken Arm ausgeſtreckt in der Richtung haltend, in der die Militärkolonne abmarſchirt war, ſtehen.

Ein lauter Jauchzer der Kinderſtimme drang zu ihm herüber. Dann wendete ſich das Mädchen, das eine Tochter Bogomir's war, welche Schafe und Ziegen auf einem Berge hütete, nach der entgegengeſetzten Richtung, und begann mit gellender Stimme ein Lied zu ſingen.

Es iſt ſtaunenswerth, über welche Lungenkraft die Bergbewohner in Bosnien, der Herzegowina und Montenegro gebieten. Dieſe Lungenkraft befähigt ſie zur Unterhaltung von Bergſpitze zu Bergſpitze auf eine Entfernung, die unglaublich erſcheint. Durch Singen, durch Rufen, durch Jauchzen laſſen ſich auf dieſe Weiſe Signale geben, die ſich binnen wenigen Minuten weit fortpflanzen. Würde man das Thal, das zwiſchen den beiden Bergkuppen liegt, durchſchreiten müſſen, ſo würden darüber vielleicht zwei oder drei Stunden vergehen. Durch das Schreien von Kuppe zu Kuppe wird eine Nachricht in wenigen Minuten weit verbreitet.

Bogomir kehrte nunmehr befriedigt in ſeinen Han zurück. Er wäre vielleicht weniger ruhig geweſen, hätte er bemerkt, daß die grüne Bettlerin hinter dem Grabſtein den kleinen Feldſtecher, mit dem ſie Bogomir beobachtet hatte jetzt zuſammenſchob und unter ihrem Kleide verbarg. Dann ſtieg ſie von dem Bogumilenfriedhof wieder herunter und ſchlug den Weg nach Raglaj ein.

4.

Bertha Lindner war mit sehr gemischten Gefühlen in das Haus ihres Bruders eingezogen. Sie hatte es geahnt, daß eine Leidenschaft für Katiza von ihrem Bruder Besitz ergriffen habe, und sie fürchtete für ihn, denn er hatte ihr ja selbst geschrieben, wie gefährlich ein Liebesverhältniß zwischen einer eingeborenen Bosniakin und einem Fremden sei. Als ihr Bruder an sie schrieb und sie aufforderte, zu ihm zu kommen, wußte sie, daß es nicht allein ihre Gesellschaft war, die er wünschte, sondern ihre Anwesenheit sollte ihm den Verkehr mit Katiza erleichtern. Die Erklärung Waldmann's während der Wagenfahrt nahm ihr den letzten Zweifel daran, ob ihre Vermuthung richtig sei, und sie wußte jetzt, daß sie schweren Sorgen entgegenging.

Sie kannte ihren Bruder Fritz nur zu gut, er war ein energischer und eigenwilliger Charakter, und es würde schwer halten, ihn durch einfaches Zureden von seiner Neigung abzubringen. Sie sagte ihm kein Wort von dem, was sie wußte, als sie ihn begrüßte. Sie hielt es für klüger, gar nicht über die Neigung des Bruders zu sprechen, bis er sie selbst zu seiner Vertrauten mache. Sie sagte sich auch, sie müsse erst den Gegenstand der Neigung ihres Bruders Fritz kennen lernen.

Dieser Wunsch wurde bald erfüllt, denn Fritz konnte es kaum erwarten, bis er seine Schwester mit Katiza bekannt gemacht hatte. Er führte sie schon am Morgen nach ihrer Ankunft in das Haus des Zwetschenhändlers.

Als Bertha vor Katiza stand, als sie das Erröthen des lieblichen Mädchens sah, wußte sie, daß auch diese den Bruder liebe. Mit größter Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit wurde Bertha empfangen und fühlte sich vom ersten Augenblick an zu Katiza hingezogen. Die Unterhaltung war ja ohne Hilfe des Bruders nicht möglich; aber ein

Blick und ein Händedruck sagen auch zwischen Frauen genug. Eine schwesterliche Neigung entwickelte sich zwischen Katiza und Bertha vom ersten Tage an, und als Bertha auf dem Nachhausewege sah, wie glücklich ihr Bruder darüber war, daß Katiza auch ihre Neigung im Sturm erobert hatte, hätte sie es nicht fertig gebracht, ihm auch nur ein Wort der Warnung, ein Wort des Vorwurfs zu sagen. Sie war im Gegentheil stolz auf ihn, daß seine Neigung auf dieses herrliche Mädchen gefallen war.

Als sie am Abend mit Waldmann allein auf der Veranda im Oberstock des Hauses saß, während Fritz noch im Bureau beschäftigt war, fragte der junge Ingenieur: „Sie haben heute Fräulein Katiza kennen gelernt. Was sagen Sie nun?"

Der gute Waldmann war nicht wenig erstaunt, als Bertha ihm erklärte, sie finde die Neigung ihres Bruders durchaus gerechtfertigt und werde alles Mögliche thun, um seine Werbung zu unterstützen. Er schüttelte bedenklich den Kopf.

„Das habe ich nicht erwartet," sagte er ganz melancholisch, „ich hoffte, eine Bundesgenossin in Ihnen zu finden, und nun sind Sie eine Gegnerin geworden. Ich gönne Jedem sein Glück und wünsche Ihrem Herrn Bruder besten Erfolg in seiner Werbung um Katiza. Aber die Sache läuft nicht glatt ab, das werden Sie sehen."

„Ja, aber ich bitte Sie, warum sollen zwei Menschen, die so füreinander geschaffen sind, wie mein Bruder und dieses junge Mädchen, nicht zusammenkommen? Es sind schon andere Sachen möglich geworden. Das Vorurtheil dieser Bosniaken wird auch zu überwinden sein."

„Stellen Sie sich das nicht so leicht vor."

„Nein, Herr Waldmann. Aber bange machen gilt auch nicht."

„Nun, wie Sie meinen, Fräulein Lindner. Dann werde

ich wenigstens den Kopf oben und die Augen offen behalten, damit Sie nicht mit in's Unheil kommen."

— — — — — — — — — — — — —

Zu einer Erklärung zwischen Katiza und Fritz Lindner war es übrigens bisher noch nicht gekommen, aber sie wußten Beide, daß sie sich liebten; ihre Blicke, der leise Händedruck, den sie tauschten, sagten ihnen genug. Ist die Bosniakin leidenschaftlich, so ist sie doch auch scheu und zurückhaltend selbst dem geliebten Mann gegenüber. Und Fritz hielt eine gewisse Sorge davor zurück, das entscheidende Wort zu sprechen; denn wohl fühlte er, daß er an einem Abgrund dahinwandle, und er Katiza noch mehr als sich selbst gefährde. Er war fest entschlossen, die Besuche im Hause des Radic einzuschränken. Er hatte jetzt die Schwester in Raglaj, und diese konnte die Besuche Katiza's empfangen, ohne daß dies Aufsehen erregte. Wenn Katiza bei der Schwester war, konnte Lindner sie auch sehen, und für die Bevölkerung, die ihn scharf beobachtete, und insbesondere für die Verwandtschaft Katiza's fiel jeder Grund zum Zorn gegen das Mädchen und gegen ihn fort; daß die beiden Mädchen Freundschaft miteinander schlossen, darin konnte Niemand etwas finden. So glaubte wenigstens Fritz, und dieser Gedanke hatte ihm auch den Wunsch in die Feder diktirt, die Schwester bei sich zu sehen.

Ganz gegen seinen Willen sah er sich jedoch schon am Tage nach Bertha's Besuch bei Radic gezwungen, das Gehöft des Zwetschenhändlers abermals aufzusuchen, um mit ihm ein entscheidendes Abkommen wegen des Grund und Bodens für die Eisenbahn zu treffen. Er traf Radic nicht zu Hause, aber die Frau bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, da Radic nur nach dem Felde hinausgeritten sei.

Im Oberstock des Hauses war ein Empfangszimmer mit einigen Wiener Möbeln, mit Teppichen und einem

Klavier ausgestattet. Hier fand er Katiza und blieb auch bald mit ihr allein, da die Mutter als eifrige Hausfrau in der Wirthschaft zu thun hatte. Sie verstand ja doch nichts von der Unterhaltung zwischen der gebildeten Tochter und dem Fremden.

Lindner hatte nicht Platz genommen, sondern stand nahe der Thür, die zur Veranda des Hauses führte. Katiza stand neben ihm, und soeben trafen sich ihre Blicke. Kein Wort sprachen ihre Lippen, aber ihre Augen redeten deutlich genug. Es war ein Augenblick stillen Genießens, ein Augenblick beseligenden Bewußtseins gegenseitiger Liebe.

Da zerriß ein scharfer Knall die Luft, eine Kugel fuhr pfeifend zwischen Katiza und Fritz hindurch und schlug über dem Klavier in die Wand. Laut schrie Katiza und warf sich im nächsten Augenblick an die Brust des Geliebten. Wem hatte die Kugel gegolten, ihm oder ihr? Beide waren gleich erschrocken.

Als könnte er sie jetzt noch schützen, umfaßte Fritz die Gestalt des Mädchens und zog sie an sein Herz. Im nächsten Augenblick jedoch fuhren sie wieder auseinander. Sie dachten daran, daß sie noch immer in der Nähe des Fensters standen, durch welches der Schuß gefallen war. Sie horchten, ob Niemand aus dem Hause sich dem Zimmer nähere. Aber daß ein Schuß innerhalb des Dorfes und in der Nähe eines Hauses fällt, ist in Bosnien, wo jeder Mensch Waffen trägt, nichts Seltenes. Täglich hat jeder Waffentragende Gelegenheit, auf Raubzeug zu schießen und gerade unmittelbar in der Nähe des Hauses. Man beachtet also einen Schuß nicht besonders.

Eine Zeitlang standen sich die beiden Liebenden stumm gegenüber. Dann näherte sich Fritz dem erröthend zu Boden blickenden Mädchen und sagte ihr, sie umfangend und an sich ziehend: „Daß ich Dich liebe, weißt Du. Aber die Gefahr, in die ich Dich bringe, ist groß. Die erste

Warnung ist mir soeben zu Theil geworden. Sprich, Katiza, fürchtest Du die Gefahr?"

„Nein," rief sie leidenschaftlich. „Nicht für mich! Sterben für Dich ist Seligkeit, leben ohne Dich Hölle."

Man hörte einen Schritt draußen auf der Holztreppe. Radic kam, und Katiza verschwand. Der Händler besprach mit Lindner geschäftliche Angelegenheiten, und Fritz entfernte sich eine halbe Stunde später, ohne Katiza wieder gesehen zu haben. In tiefe Gedanken versunken ging er nach Hause. Er wußte jetzt, daß eine Katastrophe bevorstand.

In seinem Bureau fand er auf seiner Schreibmappe einen dreieckig zusammengelegten Zettel, der mit Mundlack an einer Stelle verschlossen war. „Ingenieur Lindner" stand mit deutschen Schriftzügen darauf.

Fritz betrachtete diese Schriftzüge erstaunt. Waldmann und seine Schwester waren nach seiner Annahme die beiden einzigen Personen im Orte, die deutsch schreiben konnten. Beide hatten keine Veranlassung, mit ihm schriftlich zu verkehren. Auch war es ihre Handschrift nicht. Mit einer gewissen Unruhe riß er den Zettel auf. Darin stand folgende Warnung:

„Gehen Sie fortan nicht mehr ohne Revolver aus und vermeiden Sie es, ohne Begleitung zu sein. Lassen Sie unter keinen Umständen Ihre Schwester allein ausgehen."

Das war Alles. Fritz hätte früher vielleicht über diese Warnung gelächelt, aber der Schuß, der soeben auf ihn abgegeben worden war, erinnerte ihn zu eindringlich daran, daß er sich in einer Gegend befand, wo ein Menschenleben einen sehr geringen Werth hatte.

Eine Stunde lang ging er ruhelos in seinem Bureau auf und ab. Erst dann setzte er sich zu seiner Arbeit. Und Abends, als er mit Bertha und Waldmann nicht auf der Veranda, sondern unten im Garten saß, war er auffallend schweigsam. — — —

Mitternacht war vorüber. Der Mond ſtand ziemlich tief. Er verbarg ſich mehr und mehr hinter den Blättern des Olivenwäldchens, das ſich am Bergabhang gegenüber der Veranda des Lindner'ſchen Hauſes hinzog. Je tiefer der Mond ſank, deſto mehr breiteten ſich die Schatten des Wäldchens nach dem Hauſe zu aus.

Am Rande dieſes Wäldchens ſaß regungslos eine Geſtalt, die mit Intereſſe das Vorrücken des Schattens beobachtete. Als die Dunkelheit bis dicht an das Haus gekrochen war, erhob ſich die Geſtalt eines ſchlanken Mannes und ſchritt vorſichtig, mit katzenartiger Lautloſigkeit auf die Veranda des Hauſes zu. Nach zwei bis drei Schritten blieb der Mann jedesmal ſtehen und lauſchte mit weit vorgeſtrecktem Kopfe. Man hörte aber nichts als das Rauſchen des Windes in den Oelbäumen, den Schrei eines Nachtvogels und aus der Ferne das Brauſen der Narenta. Eine heilige Stille lag über Berg und Fluren.

Bis zu einem Gebüſch ſchlich er und hob hier mit einiger Kraftanſtrengung etwas vom Boden empor. Es waren zwei lange Stangen, welche er auf beide Schultern nahm, und mit denen er vorſichtig weiterſchritt. Jetzt ſtand er dicht unter der Veranda. Eine der Stangen, die vom Fußboden bis zur Veranda reichte, ſetzte er an, dann ebenſo lautlos die zweite.

Der Mann, welcher die Kleidung eines Bosniaken trug, faßte noch einmal prüfend nach dem Meſſer, das hinten am Gurt in der Scheide herabhing. Prüfend griff die Hand nach dem Revolver, welcher vorn in einem breiten Ledergurt ſteckte. Dann legte er ſich auf die beiden nebeneinanderſtehenden Stangen und begann ſich an ihnen emporzuziehen. Zoll um Zoll hob er ſich, und in wenigen Minuten mußte er auf dieſem Wege die Veranda erreicht haben.

Es gehörte große Kraft und Gewandtheit dazu, um

ſich ſo an den beiden Stangen, welche die Stelle einer Leiter vertraten, emporzuarbeiten, aber die Muskeln und Sehnen eines Bosniaken ſind aus Stahl.

Jetzt war der Mann dicht unter der Veranda. Er hob die rechte Hand, um das Geländer zu faſſen. In dieſem Augenblick traf ihn ein ſchwerer Schlag an den Kopf, der ihn bewog, den erhobenen Arm ſinken zu laſſen und eilfertig an den beiden Stangen herunterzurutſchen.

Einen Augenblick überlegte der Mann noch; dann griff er nach ſeinem Hinterkopf und im nächſten Augenblick ſah er an ſeinen Fingern Blut. Ein Steinwurf hatte ihn getroffen; er kam von dem Olivenwäldchen her, und es mußte eine kräftige, ſichere Hand ſein, die den Wurf gethan hatte.

Wuth über den Angriff und darüber, entdeckt zu ſein, kämpften wohl in dem Verletzten mit dem Bewußtſein, daß er kein Aufſehen und keinen Lärm machen dürfe, da er ſonſt verrieth, daß er auf verbotenem Wege war. Er hatte im erſten Zorn den Revolver aus dem Gürtel geriſſen, ſteckte ihn aber wieder ein, nahm die beiden Stangen fort, trug ſie nach dem Gebüſch zurück, wo ſie vorhin gelegen hatten, und verſchwand im Dunkel des Waldes.

Als am anderen Morgen Fritz in ſeinem Bureau eintraf, kam Franjo, ſein getreuer Diener, um zu melden, daß die Arbeiter zum Dienſt angetreten ſeien.

„Wie ſiehſt Du denn aus?“ fragte Fritz den ſchlanken Burſchen, den er ſehr gern hatte.

Franjo zuckte die Achſeln. „Bin gefallen, Gospodine,“ verſetzte er, „geſtern Abend beim Nachhauſegehen. Es iſt nichts weiter.“

„Du haſt gewiß zu viel Rothwein getrunken,“ ſagte Fritz ſcherzend.

Franjo lächelte, als wolle er zugeben, daß er ein wenig über den Durſt getrunken habe.

„Es ist nichts weiter," wiederholte er noch einmal, „in einigen Tagen ist das wieder gut." Dann nahm er die Befehle Lindner's in Empfang und ging zu den Arbeitern hinaus, um ihnen mitzutheilen, daß Waldmann erst eine Stunde später mit ihnen aufbrechen werde.

5.

Der alte Radic schien in sehr ärgerlicher Stimmung. Er saß in einem Zimmer seines Hauses allein mit seinem Schwager Dragutin. Dieser hatte eben eine längere Rede beendet und schien von Radic eine Antwort zu erwarten.

Radic zögerte noch eine ganze Weile, bis er sagte: „Es ist mein liebstes Kind, Schwager, und ich kann nicht zugeben, daß gewaltsam mit ihr verfahren wird. Ich bin doch auch Vater und habe die Gefühle eines Vaters."

„Wie Du doch so thöricht sprichst," antwortete Dragutin, „wer will ihr denn etwas thun? Wir haben ja nichts Böses gegen sie vor; sie soll nur von dem Schwaba getrennt werden, oder willst Du dulden, daß der gute Ruf Deiner Tochter durch diesen Laffen zerstört wird?"

„Er kommt jetzt gar nicht mehr in mein Haus."

„Um so schlimmer! Jetzt geht Katiza zu der Schwester des Schwaba, und im ganzen Dorfe ist man entrüstet darüber."

„Wer wagt es, schlecht von meiner Tochter zu sprechen?" fuhr Radic auf.

„Wer, wer? Alle Leute! Natürlich in's Gesicht wird es Dir Niemand sagen, denn Du bist ein Mann, den man achtet, das heißt natürlich, so lange Du Ordnung in Deinem Hause hältst. Aber horche nur herum, wie die Leute sprechen. Du mußt Ordnung in Deinem Hause schaffen; die ganze Familie kommt in Schande."

„Und wenn er sie nun heirathet? Er ist ein ehren-

hafter, anständiger Mann. Ich habe viel mit ihm zu thun gehabt."

Dragutin sah ganz entsetzt aus. „Ich glaube, Du bist verrückt. Die bösen Geister haben Deinen Kopf verdreht. Willst Du wirklich Deine Tochter an einen Fremden, an einen Ungläubigen fortwerfen?"

„Er ist ein Christ."

„Aber er hat nicht den wahren Glauben, und wir wollen keinen Fremden. Im Namen der ganzen Familie, welche gestern bei mir versammelt war, erkläre ich Dir, die Sache muß ein Ende nehmen, oder wir werden unsere Pflicht thun. Er stirbt und Katiza mit ihm. Besser eine Todte in der Familie, als eine Elende, die Schande über uns bringt. Das ist mein letztes Wort, Radic. Du hast mich gezwungen, Dir zu drohen; aber ich stehe vor Dir im Namen der ganzen Familie. Zwölf Männer haben gestern Abend bei mir auf das Kreuz geschworen, daß sie die Schande nicht länger dulden werden. Katiza muß fort und darf hierher nicht mehr zurückkehren. Es ist das Beste, sie wird verheirathet; dann hört alles Gerede auf, und sie ist sicher vor dem Schwaba. Ihr Gatte wird sie schon zu schützen wissen."

„Es ist aber meine Tochter, über die ihr hier bestimmt," versetzte Radic finster.

„Wahrlich, wenn man nicht wüßte, wer Du bist, Radic, würde man glauben, Du wärest kein Bosniak! Sind wir nicht Alle zusammen eine Familie, gehörst Du und Deine Tochter nicht zu uns, sind wir nicht eines Blutes, muß nicht Jeder für den Anderen eintreten mit Leib und Leben? Und Du willst so thun, als hätten wir Dir und Deiner Tochter nichts zu sagen? Du bist selbst halb ein Schwaba, schon längst wissen wir es. Aber hüte Dich, Radic! Es gibt Manchen in unserer Familie, der schon längst Deine Freundschaft mit den Fremden mit scheelen Augen ansieht.

Du weißt, offene Feinde zu haben ist eine Ehre; aber Feinde zu haben in der Verwandtschaft, unter den Leuten vom eigenen Blut, ist gefährlich."

Radic schwieg eine Weile. Er schien die Drohungen Dragutin's sehr gut zu verstehen. Ebenso wie es in Bosnien eine Blutrache gibt, deren Gesetze die Familie verpflichten, den gewaltsamen Tod eines ihrer Angehörigen zu rächen, so gibt es ein Blutgericht in der Familie, welches unwürdige Mitglieder ohne Weiteres zum Tode verurtheilen kann. Hunderte der blutigsten Tragödien haben sich innerhalb der Familien abgespielt, wenn ein männliches oder weibliches Mitglied vom Wege des alten Herkommens oder des Gebrauches abwich und seine eigenen Pfade gehen wollte. Ein Schuß aus dem Hinterhalt, ein Dolchstich folgt sicher einem solchen Blutgericht. Der Thäter wird selten entdeckt, denn die Familie schützt ihn mit allen Mitteln.

Nach einer Pause erklärte Radic: „Was soll ich thun?"

„Katiza muß fortgebracht werden, bis der Schwaba beseitigt ist. Mit Rücksicht darauf, daß er Dein Kind rettete, wollen wir es in Güte versuchen. Er soll durch Drohungen gezwungen werden, von hier fortzugehen, und fügt er sich nicht, nun, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn er sein Leben einbüßt. Katiza aber muß verheirathet werden, und zwar bald. Wir haben beschlossen, Dir vorzuschlagen, sie dem Jacim Radosav zur Frau zu geben."

„Dem Jacim?" fragte Radic erstaunt, „der nicht ein Dach über seinem Kopfe hat? Dem Harambascha?"*)

„Er hat ein Dach über dem Kopf und zwar ein sehr gutes. Er ist des Räuberlebens überdrüssig. Er hat so viel verdient, daß er sich drüben in Serbien ein Haus und

*) Räuberhauptmann.

einen Acker gekauft hat. Er ist sogar wohlhabend und vor Allem gehört er zu unserer Verwandtschaft."

„Ich werde mir die Sache überlegen," versicherte Radic, dem augenscheinlich daran lag, Zeit zu gewinnen.

„Wir wollen Dich auch nicht drängen; Du hast ja Zeit mit der Entscheidung. Aber ich bestehe darauf im Namen der Familie, daß Katiza fortgebracht wird. Rufe sie; ich werde ihr mittheilen, daß ihre Tante in Kalinovik schwer erkrankt ist, und sie auffordern, sofort mit mir dorthin zu gehen. Unterwegs bringe ich sie zu Bogomir. In seinem Han sucht sie Niemand. Bogomir ist einer der Unserigen; er ist ein Freund und Genosse des Jacim. Dort ist sie in sicheren Händen, und kein Härchen wird ihr gekrümmt."

„Schwöre mir auf das Kreuz, Dragutin, daß ihr kein Leid geschieht."

„Ich schwöre es Dir," sagte Dragutin und berührte das kleine Kreuz, das er aus seinem Gürtel zog. „Es soll ihr nichts geschehen, wenn sie vernünftig ist. Natürlich, wenn sie einen Fluchtversuch machen sollte, so würde sie uns zwingen, sie zu fesseln."

„Man wird es mir doch gestatten, meine Tochter zu besuchen?" sagte Radic.

Dragutin lächelte. Eine solche väterliche Zärtlichkeit kam ihm kindisch vor.

„Gewiß," erwiederte er, „wenn Du nichts gegen den Beschluß der Familie thun willst. Nun rufe Katiza. Befiehl ihr, einige Sachen mitzunehmen und sich auf eine mehrtägige Abwesenheit einzurichten." —

Eine halbe Stunde später ritt Dragutin neben Katiza auf der Straße nach Kalinovik in die Berge hinein. Es war am Nachmittag, und man mußte scharf zureiten, wenn man noch vor der Nacht nach Kalinovik kommen wollte. Katiza saß nach Männerart zu Pferde, und ihre kleinen

Füßchen, die aus den weiten rothen Pluderhosen hervorsahen, verschwanden fast in den breiten, kastenförmigen Steigbügeln. Sie war eine sichere Reiterin und hatte nichts dagegen, daß ihr Onkel die kleinen bosnischen Pferde lange Zeit traben ließ.

Das Paar begegnete Niemand auf der Straße. Nur in der Nähe des alten Bogumilenfriedhofes sahen sie die grüne Bettlerin auf dem Boden liegen. Sie war wohl, von der Hitze des Tages ermattet, eingeschlafen.

Bogomir stand vor seinem Han und blickte nach Katiza und ihrem Begleiter aus. Er hatte ja die Beiden schon seit einer halben Stunde von seiner Warte aus bemerkt.

Als er die Verwandten erkannte, begrüßte er sie mit fröhlichem Zuruf.

„Wir wollen absteigen," sagte Dragutin zu Katiza, „und bei Bogomir einen Augenblick verweilen. Du kannst mit seiner Frau sprechen, und ich habe mit ihm etwas zu bereden." —

Eine Stunde später ritt Dragutin allein, ein lediges, gesatteltes Pferd am Zügel führend, hinunter nach Kalinovik. Hinter dem Han begegnete er abermals der grünen Bettlerin, die sich, wie es schien, mühsam ebenfalls nach Kalinovik schleppte. — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Hause, in welchem sich das Bureau und die Wohnung der Eisenbahningenieure befand, hielt ein Reiter sein Pferd an. Es war eine große, kraftvolle Gestalt in dem Kostüm der Montenegriner von jenseits der Grenze. Er trug die schwarzen Kniehosen, die rothe Oberweste, die auf ihrem Vordertheil ganz und gar mit Golddraht bestickt ist und so gleichzeitig einen Panzer bildet; unter der Weste eine grünseidene Jacke und auf dem Kopf die schwarze, niedrige Seidenmütze ohne Schirm. Seine Unterschenkel waren nicht wie landesüblich mit bunten Tuchstreifen umwunden, sondern steckten in derben Stiefeln.

Er band sein Pferd an einen Pfosten des Thores und betrat den Hof. Hier stieß er zuerst auf Franjo, der gerade aus dem Bureau Lindner's kam.

„Ist der Beamte Lindner zu sprechen?" fragte der Montenegriner.

„Ich glaube, er ist in seinem Hause," antwortete Franjo; „wollt Ihr ihn sprechen, so nennt mir Euren Namen, damit ich Euch anmelde."

„So sagt ihm nur, ich käme wegen der Arbeiter, welche für die Eisenbahn gebraucht werden; die Direktoren aus Serajewo schicken mich."

Franjo verschwand im Hause und kam nach einiger Zeit wieder, um dem Montenegriner zu sagen, daß Lindner ihn erwarte.

Bald darauf stand die hohe Gestalt des Fremden dem Ingenieur gegenüber. Der Montenegriner wartete, bis Franjo das Zimmer verlassen hatte, dann näherte er sich Fritz und sagte leise in deutscher Sprache: „Ich heiße Wölfing und bin Hauptmann der Strafuni. Ich habe mit Ihnen eine dienstliche Verabredung zu treffen. Es kann uns doch hier Niemand belauschen?"

„Nein, Herr Hauptmann, besonders nicht, wenn wir leise sprechen."

— — — — — — — — — — — — —

Am Abend saßen Bertha, Waldmann und Fritz auf der Veranda des Hauses zusammen, und Letzterer schien sehr nachdenklich.

„Sie könnten eigentlich morgen einmal zu Radic gehen und ihn fragen, ob er uns nicht das leerstehende Haus, das dicht neben dem seinen liegt, vermiethen will," sagte er zu Waldmann. „Es kommen nämlich dreißig Eisenbahnarbeiter hier an. Die Direktion hat slavonische Arbeiter engagirt, dieselben sind jetzt schon in Serajewo angekommen. Wir werden zwar mit den Erdarbeiten erst in vierzehn

Tagen beginnen können; indeß kann man die Leute nicht in Serajewo laſſen, wo ihr Unterhalt zu koſtſpielig iſt."

„Ganz wie Sie wünſchen, Herr Lindner," erklärte Waldmann; „wie viel ſoll ich denn ungefähr für das Haus bieten?"

„Bieten Sie ihm zehn Gulden Miethe monatlich. Das iſt für hieſige Verhältniſſe außerordentlich viel. Fragen Sie ihn auch gleich, ob er uns Heu für die Lagerſtätten ablaſſen kann. Wie mir der Bauunternehmer, der bei mir war, mittheilt, haben die Arbeiter Decken; aber die Slavonier ſind nicht gewöhnt, wie der Bosniak, auf harter Diele oder auf Steinen zu ſchlafen. Sehen Sie zu, daß wir morgen ſchon den Kontrakt abſchließen können, denn übermorgen treffen bereits die Arbeiter ein. Wir werden wegen der Verpflegung der Leute keine Umſtändlichkeiten haben, denn für dieſe ſorgt der Unternehmer."

Fritz ſchwieg, und merkwürdigerweiſe zeigten die beiden Anderen gar keine Luſt, das Geſpräch fortzuſetzen. Indeß ſchien er noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Liebe Bertha," begann er, ohne ſeine Schweſter dabei anzuſehen, nach einer Weile, „es wäre mir recht lieb, wenn Du auf einige Tage von hier fortgingeſt."

Bertha und Waldmann ſahen überraſcht auf.

„Ich muß," fuhr Fritz fort, „auf einige Tage nach Serajewo. Herr Waldmann wird nächſter Tage die Vermeſſungen auf dem anderen Ufer der Narenta beginnen, infolgedeſſen auch ſein Quartier anderswo aufſchlagen müſſen, Du wäreſt alſo hier ganz allein im Hauſe. Ich hätte daran gedacht, Dich bei Radic unterzubringen, aber Katiza iſt verreist; ihre Tante in Kalinovik iſt erkrankt. Du weißt, daß nur eine Meile von hier ſich die Gendarmeriekaſerne befindet. In dieſer könnteſt Du für einige Tage Aufenthalt nehmen bei der liebenswürdigen Frau des Oberlieutenants, mit dem ich ſehr gut bekannt bin. Du fällſt

den Leuten nicht zur Last; die Dame freut sich im Gegentheil, für einige Tage Gesellschaft zu haben. Sie hat mir erst neulich erklärt, sie würde schon längst zu Dir gekommen sein, aber sie hat zwei kleine Kinder, die sie nicht allein lassen will. Ich denke, Du brichst morgen gegen Mittag auf. Ich werde für Dich ein Reitpferd mit einem Stuhlsattel und einen Führer besorgen; ebenso ein Packpferd, auf das Du Deine Sachen aufladest."

Nach dieser Rede, die Fritz ziemlich stockend herausgebracht hatte, erhob er sich plötzlich und erklärte: „Ich muß noch einmal nach meinem Bureau, ich habe einen Bericht nach Serajewo zu machen." Dann entfernte er sich so eilfertig, daß Bertha gar nicht dazu kam, zu antworten.

Waldmann und Bertha sahen einander an.

„Verstehen Sie das?" fragte Bertha.

Waldmann zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Alles, was Ihr Herr Bruder erzählt hat, kommt mir absonderlich vor. Ich habe bisher noch keine Ahnung davon gehabt, daß ich auf eine andere Station komme, habe nichts davon gewußt, daß Ihr Herr Bruder verreist und weiß auch nichts von seiner Bekanntschaft mit dem Oberlieutenant der Gendarmerie und dessen Gattin. Ihr Herr Bruder sprach aber mit einer Bestimmtheit, die wohl durch zwingende Gründe veranlaßt ist. Jedenfalls ist es das Beste, wenn Sie während unserer Abwesenheit wo anders Aufenthalt nehmen. Es wäre doch gar zu einsam für Sie, hier allein im Hause zu wohnen, zumal Sie die Landessprache nicht sprechen und sich daher mit Niemand in's Einvernehmen setzen können."

Waldmann machte eine kleine Pause; dann fuhr er fort:

„So wären wir denn glücklich Alle wieder auseinandergerissen, nachdem wir wenige Tage zusammengelebt haben. Wer weiß, wann wir wieder zusammentreffen."

„Warum sind Sie so pessimistisch, Herr Waldmann? Es handelt sich doch nur um eine Trennung von wenigen Tagen. Ich finde überhaupt, Sie sind in letzter Zeit sehr verändert und sehr schweigsam geworden. Kommt das daher, weil Sie der einzige Vernünftige hier im Hause sind?"

Waldmann seufzte tief und sagte mit komischem Pathos: „Sie haben gut spotten, Fräulein. Jetzt machen Sie sich auch noch lustig über mich. Das ist grausam von Ihnen."

„Aber Herr Waldmann, ich glaube gar, Sie werden melancholisch," rief Bertha lustig. „Was ist denn mit euch Männern geschehen? Mein Bruder ist geheimnißvoll und sonderbar, und Sie setzen eine Miene auf, als drücke auch Sie ein furchtbares Geheimniß. Was gibt es? Heraus damit! Sie wissen, ich bin weder ein kleines Kind, noch ein zimperliches Ding, das sofort in Ohnmacht fällt. Also heraus mit der Sprache!"

„Wahrhaftig, Fräulein Bertha, ich weiß von nichts," erklärte Waldmann. „Aber ich empfinde eine gewisse Unruhe. Diese plötzliche Trennung verstimmt mich."

„Jedenfalls wird es meinem Bruder sehr angenehm sein, wenn er erfährt, mit welcher Treue Sie an ihm hängen, so daß es Ihnen schwer fällt, sich nur auf einige Tage von ihm zu trennen."

Waldmann stieß wieder einen Seufzer aus und entgegnete: „Natürlich, es handelt sich ja nur um Ihren Herrn Bruder. O, Fräulein Bertha, wie kann man so boshaft sein! Aber so ist es immer; wenn die Frauen erst merken, daß ein Mann —"

Waldmann schwieg und sah Bertha an.

„Was denn?" fragte Bertha, „warum beenden Sie den Satz nicht?"

„Weil es Unsinn war, was ich sagen wollte."

„Selbsterkenntniß ist der erste Schritt zur Besserung."

Waldmann ſtand plötzlich auf, trat hinter den Stuhl Bertha's und ſagte: „Nun wollen wir aber das gegenſeitige Necken aufgeben. Bertha, wollen Sie mein Weib werden? Entſchuldigen Sie dieſe unvermittelte Frage; aber wir trennen uns, und ich weiß nicht, wann wir uns wiederſehen. Ich muß Gewißheit haben."

— — — — — — — — — — — — —

Als eine halbe Stunde ſpäter Fritz wieder auf dem Balkon erſchien, trat ſeine Schweſter mit hochgerötheten Wangen auf ihn zu und ſagte: „Fritz, ich habe mich ſoeben mit Waldmann verlobt."

6.

Katiza war nicht wenig erſtaunt, als ſie in Tuſte-Han bei Onkel Bogomir in ein Zimmer geleitet wurde, in dem ſich weder die Frau noch die Kinder Bogomir's befanden.

Dragutin und Bogomir hatten draußen eine Beſprechung, dann traten Beide in das Zimmer und führten Katiza über den Hof bis zu einem einzeln ſtehenden Gebäude, welches früher als Vorrathsraum für Mais und Zwetſchen gedient hatte. In dem oberen Raume dieſes Schuppens, der keine Fenſter, ſondern nur ein paar ſchmale, ſchlitzartige Oeffnungen in der Wand dicht unter der Decke hatte, machten ſie Halt.

„Wo iſt die Tante?" fragte Katiza, welche ſich nicht zu erklären wußte, weshalb man ſie in dieſen Raum führte.

Dragutin blieb vor der geſchloſſenen Thür ſtehen, und Bogomir ſagte drohend: „Sie verzichtet darauf, eine Unwürdige zu ſehen, welche ihr Blut, ihre Religion und ihr Volk verräth. Du biſt hier auf Beſchluß der Familie, und dieſe handelt im Einverſtändniß mit Deinem Vater. Du wirſt hier ſo lange bleiben, bis Du zur Vernunft gekommen biſt. Es gibt nur eine Möglichkeit, die Schande, die Du über die Familie gebracht haſt, abzuwenden, indem Du die Gattin des Jacim Radoſav wirſt! Er begehrt

Dich zum Weibe. Willigst Du ein, seine Frau zu werden, so bist Du frei, und die Hochzeit findet sofort statt. Versuche es nicht, uns zu trotzen, denn die ganze Familie steht Dir gegenüber, und wir sind Bosniaken. Weigerst Du Dich, so wird Dir nach drei Tagen der Kopf des Schwaba gebracht werden, der Dein Liebhaber werden wollte. Du kannst ihn retten, wenn Du Dich dem Wunsche der Familie fügst! Ich schwöre es Dir auf das Kreuz und bei allen Heiligen, daß wir Wort halten. Glaube ja nicht, daß Dir die Flucht möglich ist, oder daß Dir irgend welche Hilfe von außen kommen kann! Schreien hier hilft Dir nichts und würde nur dazu führen, daß Du gebunden und geknebelt wirst! Nun fasse Deine Entschlüsse!"

Die beiden Männer gingen hinaus und schlossen die Thür von außen mit einer eisernen Querstange ab. Katiza war allein. Sie setzte sich auf die Decken und Teppiche, die in der Ecke des Raumes lagen, nieder und dachte nach. Sie war vertraut genug mit den Gewohnheiten ihrer Landsleute, um zu wissen, daß die Drohungen, die Bogomir gegen sie ausgestoßen hatte, keine leeren seien. Wohl wußten die Bosniaken, daß wenn sie die Hand an einen Beamten oder Offizier legten, dies von der österreichischen Behörde schwer gerächt werden würde, natürlich aber nur, wenn der Thäter entdeckt wurde. Katiza wußte, daß in ihrer Blutsverwandtschaft sich Leute befanden, die zu den Räubern jenseits der Grenze gehörten; diese konnten Nachts das Haus, in welchem Lindner wohnte, überfallen, ihn ermorden und wieder über die Grenze flüchten.

Konnte sie die Verantwortung tragen, Schuld an dem Tode des Geliebten zu sein? Wenn sie ihn aber rettete, indem sie auf alle Bedingungen ihrer Verwandten einging, so wurde sie die Frau eines Mannes, den sie nur einige Male flüchtig gesehen hatte, und der ihr geradezu widerwärtig war! Die Heirathen in Bosnien werden allerdings

meist geschlossen, ohne daß man die Mädchen fragt, ob ihnen der Freier genehm ist. Aber Katiza war unter deutschem Einflusse erzogen worden, und dies hatte ihre Lebensanschauungen gewaltig verändert. In heftigem inneren Kampfe durchwachte sie die Nacht. —

Am andern Tage stand Bogomir vor der Thür des Hans und hielt Rundschau in der Umgegend, als die grüne Bettlerin den Weg von Rogatitza herauf kam. Sie schleppte sich in der furchtbaren Sonnengluth nur mühsam vorwärts.

„Ein vernünftiger Mensch, besonders eine so alte Frau, würde sich jetzt nicht auf der Straße aufhalten!" brummte Bogomir für sich. „Sie muß wirklich verrückt sein!"

Die Bettlerin kam näher und näher. Ihre Schritte wurden langsamer und kleiner. Als sie dicht vor der Thür des Haus war, brach sie plötzlich zusammen und fiel zu Boden. Bogomir wollte hinzuspringen, aber er besann sich, daß er als Mann die Mohammedanerin nicht anfassen dürfe. Er rief in das Haus hinein den Namen seiner Frau, und diese kam auf seinen Ruf herausgestürzt.

„Stehe der Bettlerin da bei, sie scheint von der Hitze etwas schwach geworden zu sein."

Die ältliche, schon stark verblühte Frau Bogomir's eilte der Niedergesunkenen zu Hilfe und richtete sie auf.

„Wasser," krächzte die Bettlerin hinter ihrem Schleier und unter der Gesichtsmaske hervor.

„Sie will Wasser trinken," sagte Bogomir's Frau zu ihrem Gatten, „sie muß sich dabei entschleiern, ich werde sie in das Haus hineinnehmen."

Die Bosniakin richtete die grüne Bettlerin auf und unterstützte sie, während diese in das Haus hineinwankte. Sie blieb hier hinter der Hausthür sitzen und trank in der dunklen Ecke hinter der Thür in langen Zügen Wasser, wobei sie nur ein wenig ihren Schleier lüftete. Sie krächzte

dann ihren Dank und sprach wirres Zeug, von dem die Frau Bogomir's nur so viel verstand, daß die Bettlerin sehr müde sei und sich ausruhen wolle. Die Frau wollte der Bettlerin einen Platz im Hause anweisen, aber diese schüttelte mit dem Kopfe und ging nach dem Hof. Dort stand ein Schuppen, der an die Hinterwand des Hauses angebaut war, und in dem Maisstroh und Heu lagerte. Auf dieses warf sich die Bettlerin nieder und fiel sofort in einen todtenähnlichen Schlaf. Als Bogomir, bevor er sich Abends zur Ruhe legte, noch einmal nach ihr sah, lag sie noch immer auf demselben Fleck. Der Bosniak machte das Hofthor von innen durch einen Riegel zu und ging dann in seine Kammer.

Als er am Morgen wieder herunter kam, fand er die Bettlerin noch immer auf derselben Stelle. Sie war indessen jetzt wach, und als sie ihn bemerkte, erhob sie sich, murmelte wiederholt: „Hvala! Hvala!“ (Danke! Danke!) und entfernte sich. Bogomir rief ihr nach, ob sie etwas Speise wünsche, aber sie schüttelte mit dem Kopfe und ging weiter.

— — — — — — — — — — — —

Als Katiza am zweiten Morgen ihrer Gefangenschaft aus unruhigem Schlafe erwachte, fand sie ein zusammengelegtes Blatt Papier neben ihrem Lager. Sie griff neugierig nach demselben. Das Papier enthielt in serbischer Sprache die Worte: „Thut Alles, was Eure Verwandten von Euch verlangen. Eure Freunde sorgen für Euch. Lindner ist in Sicherheit. Fürchtet nichts, es wird Alles gut!“

Wie war dieses Papier in den Raum gekommen, in dem sich Katiza aufhielt? Bei Nacht war Niemand gekommen, denn Katiza hatte nur leise und unruhig geschlafen und hätte das Eintreten jedes Menschen gehört. Sie war sogar von einem Geräusch erwacht, welches wie das Rascheln

eines Papieres klang. War das vielleicht das Papier gewesen, welches neben ihr lag?

Kam dieses Papier mit der Nachricht wirklich von geheimnißvollen Freunden, oder war es eine List ihrer Verwandten? Doch von diesen konnte Keiner schreiben, auch hätte man sie jedenfalls nicht über das Schicksal Lindner's beruhigt. Mit der Drohung, daß er das Leben verlieren würde, wollte man ja den größten Zwang gegen sie ausüben.

Katiza beschloß, nachdem sie ungefähr eine Stunde nachgedacht hatte, den geheimnißvollen Freunden zu gehorchen, und als Bogomir eine Stunde später kam, um ihr Speise und Trank zu bringen, erklärte sie ihm unter Thränen, sie wolle sich allen Wünschen der Familie fügen.

Bogomir belobte sie wegen dieses verständigen Entschlusses, sagte ihr aber, sie müsse noch bis zum nächsten Tage bei ihm bleiben, weil sie dann erst von den männlichen Mitgliedern der Familie abgeholt werden könne. Er brachte dann seine Frau herbei, und diese begrüßte erst jetzt die Nichte, welche am nächsten Tage anscheinend in Friede und Freundschaft aus dem Hause schied, um in das des Vaters zurückzukehren. . . .

Als Katiza, begleitet von Bogomir, Dragutin und einigen anderen männlichen Familienmitgliedern, vom Tuste-Han zurückkam, erklärte sie sich auch dem Vater gegenüber bereit, den ihr aufgedrungenen Freier anzunehmen. Damit verschwand für Radic die letzte Rücksicht und jede Spur von Widerstand gegen die Beschlüsse der Familie. Auch er gab seine Einwilligung. Bei Nacht und Nebel kam der zukünftige Schwiegersohn zum ersten Male in das Haus, und nun wurde in Gegenwart der männlichen Verwandten, ohne daß Katiza oder irgend eine andere weibliche Person dabei war, Alles besprochen, was auf die Hochzeit, auf die Mitgift und so weiter Bezug hatte.

Die Sache sollte sehr beschleunigt werden, in einer Woche sollte die Hochzeit stattfinden. Dispens von dem kirchlichen Aufgebot konnte man sich für Geld beim Popen erkaufen. Die Hochzeit sollte nach Landesgebrauch in großem Style stattfinden, und Jacim erzählte triumphirend, wie man alle Vorbereitungen getroffen habe, um die Gendarmerie und die Truppen zu täuschen. Die Gendarmen sollten aus der Kaserne durch eine falsche Meldung nach einer meilenweit entfernten Ortschaft gelockt werden, weil dort angeblich ein räuberischer Ueberfall bevorstehe. Jacim wollte mit allen seinen Genossen auf der Hochzeitsfeier erscheinen und bei Einbruch der Nacht mit der jungen Frau wieder auf serbisches Gebiet zurückkehren.

Katiza war sehr erstaunt, als sie erfuhr, mit welcher Geschwindigkeit sie verheirathet werden solle. Sie hatte sofort bei der Rückkehr in das Elternhaus erfahren, daß sowohl Lindner als seine Schwester und Waldmann den Ort verlassen hatten, um erst nach acht Tagen wiederzukehren. Dann war die Hochzeit vorüber, wenn die unbekannten Freunde nicht rechtzeitig einschritten.

Eine Erbschaft aus dem Lindner'schen Hause hatte Katiza gewissermaßen übernommen. Die grüne Bettlerin hielt sich jetzt beständig im Gehöfte des Radic auf, wenn sie nicht unterwegs war. Natürlich wurde ihr hier ohne Weiteres Unterkunft gewährt, zumal sie gar keine Bedürfnisse hatte und Niemand lästig fiel.

Daß noch nicht alle Hoffnung verloren war, erfuhr Katiza daraus, daß sie hin und wieder kleine Zettel an Orten fand, die sie nur allein betrat. Diese Zettel enthielten gewöhnlich nur wenige Worte: „Muth," stand darauf, „Deine Freunde wachen!" Oder: „Lindner ist in Sicherheit, Du wirst mit ihm vereinigt werden."

Im Hause kümmerte man sich um Katiza verhältnißmäßig wenig. Die Mutter hatte alle Hände voll mit den

Vorbereitungen zur Hochzeit zu thun, bei der man mindestens hundert Gäste erwartete. Auch Nadic war wenig zu Hause. Er hatte Einkäufe zu machen und die Lieferungen für die neu angelangten slavonischen Arbeiter zu besorgen, deren vollständige Verpflegung er übernommen hatte. Sie bewohnten ein leerstehendes Gehöft dicht neben dem seinigen. Es waren harmlose Burschen, die eines Tages mit ihrem gesammten Arbeitsgeräth eingerückt waren, sich sehr ruhig verhielten und mit der Bevölkerung gar nicht verkehrten. Nur der Unternehmer, der die dreißig Arbeiter führte, verhandelte mit Nadic und ließ sich wohl auch hin und wieder in der Schänke des Dorfes sehen, um dort ein Glas Mostarer Wein zu trinken. Gewöhnlich war er aber nicht im Dorfe, sondern reiste im Lande herum, da er auch, wie er erzählte, an anderen Stellen Arbeiter untergebracht hatte.

So rückte der Tag der Hochzeit näher und näher.

7.

Während Bertha in der Gendarmeriekaserne als Gast der Oberlieutenantsgattin weilte, war Fritz, begleitet von Franjo, nach Kalinovik in das Barackenlager der österreichischen Truppen übergesiedelt und hatte dort sein Bureau für den Bau der Station Kalinovik-Rogatitza eingerichtet.

Er fand so viel Arbeit vor, daß er gar nicht dazu kam, an seine persönlichen Angelegenheiten zu denken. Nur wenn er sich zur Ruhe legte, konnte er ungestört an Katiza denken. Er glaubte, sie sei bei ihrer Verwandtschaft in Kalinovik und freute sich, in ihrer Nähe zu sein. Er hoffte, sie in den nächsten Tagen vielleicht durch Zufall zu treffen. Sich ihr ohne Weiteres zu nähern, ging nicht an, auch durfte er nicht an sie schreiben. Aber in einem so kleinen Orte trifft man sich ja leicht.

Der verkleidete Strafunihauptmann Wölfing hatte ihm

mitgetheilt, daß dreißig Strafuni, als Eisenbahnarbeiter verkleidet, in Raglaj stationirt werden sollten, und daß er ihm empfehle, seine Schwester wie auch Waldmann aus Raglaj für die nächsten acht Tage zu entfernen, sich selbst aber nach Kalinovik in Sicherheit zu bringen. Es werde zu einem Zusammenstoß zwischen den Strafuni und den Räubern kommen, und bei einem Gefecht im Orte habe man die Kugeln nicht in seiner Gewalt. Lindner hatte die Nothwendigkeit der Entfernung eingesehen und ging, wie wir wissen, um so lieber auf die Vorschläge des Strafunihauptmanns ein, weil er glaubte, daß auch Katiza in Kalinovik sei. —

Es war am Abend des zweiten Tages im Lager von Kalinovik, als Franjo eintrat und dem Ingenieur meldete, der Arbeiterunternehmer sei draußen und wünsche ihn zu sprechen.

Hauptmann Wölfing im Kostüm eines Montenegriners trat ein und reichte Lindner die Hand.

„Ich gratulire Ihnen," sagte er.

„Und wozu?" fragte Lindner erstaunt.

„Daß Sie glücklich hierher gekommen sind, denn Ihr Leben hat an einem seidenen Faden gehangen."

„Nicht möglich! Wer sollte mir unterwegs etwas haben anthun wollen? Allerdings, ein Versuch ist ja gemacht worden, mich zu erschießen."

„Ja, und Sie können sich für diesen Versuch bei Ihrem Diener Franjo bedanken. Er war es, der den Schuß auf Sie abgefeuert hat, als Sie sich im Hause des Radic befanden. Der biedere Franjo hat es auch versucht, Sie Nachts in Ihrer Wohnung zu überfallen, ist aber von einer unserer vertrauten Persönlichkeiten gestört worden. Diese vertraute Persönlichkeit war es auch, welche sah, daß Franjo den Pistolenschuß in das Haus des Radic abfeuerte."

„Was sagen Sie? Franjo, den ich für den treuesten und anhänglichsten Burschen hielt!"

Wölfing lächelte. „Sie kennen unsere Bosniaken eben noch nicht genügend, Herr Ingenieur. Wenn sie recht ergeben thun, muß man sich vor ihnen am allermeisten hüten. Ergebenheit und Kriecherei liegen nicht im Charakter des Bosniaken; er ist im Gegentheil eher hochfahrend. Wenn er sich entschließt, demüthig zu werden, so ist das eine Maske bei ihm. Franjo wird übrigens im Lager nichts mehr gegen Sie unternehmen, denn der Grund seiner Feindschaft gegen Sie ist ja fortgefallen, da Fräulein Katiza Radic den ihr von der Familie bestimmten Mann heirathet."

„Das darf nicht geschehen!" fuhr Fritz auf.

„Ich bitte, noch einen Augenblick, Herr Ingenieur," lächelte Wölfing. „Die Hochzeit soll am Donnerstag stattfinden, aber beruhigen Sie sich. Wir haben diese Angelegenheit für unsere Zwecke ausgenutzt, und ich versichere Ihnen, nach meiner festen Ueberzeugung sind binnen wenigen Tagen die Verhältnisse so geregelt, daß Sie ungefährdet um die Hand Katiza's bei ihrem Vater anhalten können. Unsere Strafuni in Raglaj werden das ganze Räubernest ausnehmen. Ich verlange aber von Ihnen, daß Sie sich meinen Anordnungen fügen, daß Sie mit keinem Laut verrathen, was ich Ihnen gesagt habe. Sie gefährden sonst nicht nur Ihr Leben und das Leben des jungen Mädchens, sondern auch das meiner sämmtlichen Untergebenen."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, mich Ihren Anordnungen zu fügen und zu schweigen, falls Sie mir versprechen, daß Katiza vor der Heirath mit dem aufgedrungenen Freier gerettet wird."

„Das kann ich Ihnen versprechen. Und nun reinen Mund! Ich habe Sie in's Vertrauen gezogen, weil ich

fürchtete, daß Sie von der bevorstehenden Hochzeit Katiza's etwas erfahren würden, und durch eine unzeitige Rückkehr nach Raglaj alle meine wohl vorbereiteten Pläne über den Haufen werfen und Katiza aufsässig machen könnten, welche jetzt glaubt, daß sie mit Ihrer Einwilligung sich den Wünschen ihrer Verwandtschaft fügt."

Mit raschen Worten schilderte Hauptmann Wölfing dann die Gefangennahme Katiza's und setzte lächelnd hinzu: „Ihr Leben hat damals, ohne daß Sie es wußten, so in Gefahr geschwebt, daß kein Kenner der Verhältnisse auch nur noch einen Kreuzer dafür gegeben hätte. Wenn nicht unsere Vertrauensperson in Ihrer Nähe gewesen wäre, hätte man Sie höchst wahrscheinlich längst ermordet. Diese Vertrauensperson, die Sie noch kennen lernen werden, hat uns unbezahlbare Dienste geleistet. Sie hat es verstanden, die wichtigsten Gespräche, die sich auf die Familie Radic und Katiza bezogen, zu belauschen. Die Bosniaken haben die Eigenthümlichkeit, sehr laut zu sprechen, sobald sie glauben, unbelauscht zu sein. Diese Vertrauensperson hat Katiza auch veranlaßt, auf den Heirathsplan einzugehen. Und nun komme ich zu dem Hauptzweck unserer Vorbereitungen. Am Hochzeitstage Katiza's werden in Raglaj zwei große Räuberbanden, die uns seit länger als einem Jahre zu schaffen machen, als Hochzeitsgäste zusammenkommen. Ich hebe die ganze Gesellschaft auf, und der Herr Bräutigam wird nicht mit Katiza, sondern mit des Seilers Tochter Hochzeit machen."

„Aber Katiza befindet sich mitten in der größten Gefahr!"

Wölfing zuckte die Achseln. „Mein lieber Herr, wir nehmen ja alle Rücksicht auf das junge Mädchen und Ihre Gefühle, aber diese Sache kommt doch für uns erst in zweiter Reihe. Unsere Hauptaufgabe ist die Aufhebung der Räuber. Doch beruhigen Sie sich. Die Vertrauens-

person, welche über Sie gewacht hat, steht auch dem jungen Mädchen zur Seite und wird sie im Augenblicke der Gefahr zu schützen wissen. Ich habe dafür gesorgt, daß Radic und seinen nächsten Familienangehörigen nicht das Geringste zu Leide geschieht. Und nun leben Sie wohl. In wenigen Tagen ist Alles entschieden. Ich hoffe auf besten Erfolg in Ihrem und in meinem Interesse."

8.

Oben am Tuste-Han machte eine sonderbare Karawane Rast. Sie bestand aus Reitern und Fußgängern, zusammen über dreißig Personen, sämmtlich Mohammedaner, wie das ihre Turbane, die hochrothen Fez und die bunten Leibgürtel andeuteten. Sie hatten zahlreiche Packpferde bei sich. Zwei Pferde trugen zwischen sich auf einer Art Bahre ein verschnürtes, längliches Packet, das mit einem grünen Tuche überdeckt war.

Bogomir, der den Zug schon aus der Entfernung hatte kommen sehen, wußte wohl, um was es sich handle; wurde doch an der Spitze des Zuges eine kleine grüne Fahne getragen. Das in grünes Tuch gehüllte Packet zwischen den beiden Tragpferden enthielt also die Leiche eines frommen Mohammedaners, der testamentarisch bestimmt hatte, in Mekka begraben zu werden.

Mekka ist der heiligste Ort der Welt für den Mohammedaner. In Mekka begann der Prophet seine Lehre zu verkünden, zu Mekka befindet sich der heilige Stein in der Kaaba. Die Religion macht es dem Mohammedaner zur Vorschrift, wenigstens einmal im Leben nach Mekka zu pilgern. Anwartschaft auf die Seligkeit und auf alle Freuden des mohammedanischen Paradieses erlangt, wer in Mekka begraben wird. So sparen Hunderte von frommen Mohammedanern ihr Leben lang Geld zusammen, um später ihren Leichnam in Mekka begraben zu lassen. Die Leiche

wird einbalsamirt, fest verschnürt und so bis zur Küste gebracht, dann zu Schiff bis nach Dschidda am Rothen Meer, von wo aus Kameelkarawanen die Leichen, die sich angesammelt haben, nach Mekka befördern. Wer eine solche Leiche auf der Reise begleitet, erwirbt sich ebenfalls Anspruch auf das Paradies und verrichtet ein frommes Werk. Aber auch Derjenige, der nur eine Strecke weit einer solchen Leiche das Geleite gibt, erwirbt sich Verdienste, daher sich außer den Verwandten und Freunden auch noch immer Fremde anschließen. So auch hier. Bogomir erfuhr, daß sich in dem Packet zwischen den beiden Tragpferden der Körper eines reichen mohammedanischen Handelsmannes aus Dolnja Tusla befinde. Die Leiche sollte bis nach Cattaro transportirt und dort auf einen Dampfer verladen werden.

Die Mohammedaner tranken Kaffee und ruhten sich eine Stunde aus. Als sie dann aufbrechen wollten, erklärte Bogomir, er wollte sich ihnen anschließen, denn er müsse auch nach Raglaj, wo an demselben Tage eine große Hochzeit stattfinde. Der Führer des Leichenzuges ließ sich die Begleitung gern gefallen, zumal er in der Gegend nicht genau bekannt war. Er wollte, um dem Hochzeitszug nicht zu begegnen, mit der Leiche um den Ort herumziehen, soweit dies möglich sei, und Bogomir versprach, ihn richtig zu geleiten.

— — — — — — — — — — — —

Ganz Raglaj befand sich in Aufregung wegen des Hochzeitsfestes. Eine solche Familienangelegenheit interessirt das ganze Dorf.

Katiza wurde schon in früher Morgenstunde geschmückt und harrte der Ankunft des Bräutigams, der gegen Mittag eintreffen sollte. Der Zug des Bräutigams sollte Katiza, für welche ein Pferd mit prachtvollem Sattelzeug bereit stand, im Hause des Vaters abholen. Dann sollte sofort

der Weg nach der Kirche, die am anderen Ende des Dorfes stand, eingeschlagen werden. Nach der Trauung in der Kirche, die nach griechisch-orientalischem Ritus ziemlich lange dauerte, sollte sich der Hochzeitszug zurück in das Haus des Radic begeben, hier das Festmahl stattfinden, und gegen Abend das neuvermählte Paar mit seinen Begleitern aus dem Dorfe wieder abziehen.

Franjo hatte von Lindner Urlaub erhalten und war ebenfalls im Dorfe. Am frühen Morgen dieses Tages ritt er davon und bis in die Nähe der Gendarmeriekaserne, versteckte sich hier in einem Olivenwäldchen und wartete. Gegen neun Uhr Vormittags sah er eine ziemlich starke Abtheilung Gendarmerie in westlicher Richtung abmarschiren; in der Kaserne schienen nur die nothwendigen Posten zurückzubleiben.

Die List der Räuber war also geglückt, die Gendarmerie ließ sich durch eine von Dragutin ersonnene falsche Meldung nach einer Gegend locken, wo sich angeblich an diesem Tage Räuber zeigen sollten.

Franjo kam in raschester Gangart zurückgejagt und meldete lachend, die dummen Schwabas seien abgezogen. Dragutin und Franjo machten sich dann zu Pferde auf, um dem Hochzeitszuge entgegenzureiten und dem Bräutigam und seinen Genossen die Mittheilung zu bringen, daß die Luft rein sei. Es wurden trotzdem noch an dem Eingange des Dorfes Posten aufgestellt, welche Meldung thun sollten, wenn sich irgend etwas Verdächtiges dem Orte nähere. Die Räuber waren vierzig Mann stark, sämmtlich wohlbewaffnet und beritten, und es hätte schon eine starke Gendarmerie- oder Militärtruppe dazu gehört, um ihnen ein erfolgreiches Gefecht zu liefern. Die Annäherung einer solchen hätte man aber natürlich schon Stunden lang vorher gesehen oder erfahren, und so war Alles unbesorgt.

Eine Viertelstunde hinter dem Dorfe trafen Dragutin

und Franjo auf die Bande, die der Hochzeit ihres bisherigen Anführers beiwohnen wollte. Die Fülle der bunten Farben, in die die Leute sich gekleidet hatten, blendete fast das Auge. Auf ihren Raubzügen hatten sie kostbare Stoffe genug erbeutet, feinstes Tuch und beste Seide waren zu den Kleidungsstücken und Leibgürteln verwendet worden. Reiche Gold- und Silberstickereien fehlten nicht, ebenso wenig goldene und silberne, mit Edelsteinen besetzte Schmuckstücke. Die Waffen waren sämmtlich kostbar mit Gold eingelegt, und jede einzelne ein Prachtstück.

Dragutin und Franjo begrüßten Jacim, einen ungefähr dreißigjährigen Bosniaken von schlanker, kräftiger Gestalt mit einem keineswegs unsympathischen Gesicht, das nur durch zwei Narben etwas entstellt war.

Vor dem Dorfe wurde noch einmal Halt gemacht. Franjo und Dragutin sprengten in das Dorf hinein, um sich zu erkundigen, ob Alles in Ordnung sei. Sie trafen hier auf Bogomir, der ihnen mittheilte, daß der Leichenzug des Mohammedaners, um nicht mit dem Hochzeitszug zusammenzustoßen, um das Dorf herum marschire. Die Ankunft des Zuges war von dem Posten schon gemeldet worden; Bogomir brachte aber Aufklärung und Beruhigung.

Am Eingange des Dorfes erwartete eine Musikbande mit einer großen Kesselpauke, die sich ebenso wie die Musikanten auf einem Pferde befand, den Zug und setzte sich an dessen Spitze. Bogomir und Dragutin ritten jetzt rechts und links von dem Bräutigam, Franjo eilte voran nach dem Hause des Radic. Die Begleiter schossen ihre blindgeladenen Gewehre ab, sangen, jauchzten und schrien, und der Zug bewegte sich so in das Dorf hinein.

Das Haus des Radic befand sich fast in der Mitte desselben. Eine Strecke führte der Weg am Ufer der Narenta hin, das hier steil abfiel, an der anderen Seite befand sich ein ziemlich abschüssiger Bergabhang.

Das Schießen, das Schreien und das Jauchzen hielten immerfort an. Dies war auch die Ursache, daß die in der Mitte und am Ende des Zuges reitenden Begleiter des Bräutigams nicht gewarnt wurden, als der Zug in dem Augenblick, wo er aus dem Hohlweg herauskam, vor sich auf der Straße dreißig Mann in zwei Gliedern stehen sah, die am linken Arme die schwarzgelbe Binde der Strafuni trugen und die Gewehre regelrecht im Anschlag hatten. An der Spitze stand Wölfing.

„Ergebt euch!" schrie der angebliche Arbeiterunternehmer im Kostüm des Montenegriners, an dessen linkem Arme ebenfalls die schwarzgelbe Binde prangte.

Der Zug stockte, aber Niemand machte Miene, dem Befehle des Strafunioffiziers zu folgen. „Steigt vom Pferde! Legt die Waffen nieder!" befahl er noch einmal.

Dragutin hatte die Pistole aus dem Halfter des Pferdes gerissen und feuerte sie in der Richtung der Strafuni ab. In demselben Augenblick kommandirte Wölfing Feuer, und eine Salve krachte den Räubern entgegen, der sofort eine zweite und dritte Salve folgte.

Eine große Anzahl der Räuber stürzte, die Anderen in der Mitte und am Ende des Zuges bemerkten jetzt erst, welche Gefahr ihnen vorn drohe. Sie rissen die Pferde herum und jagten zurück. Schon glaubten sie in Sicherheit zu sein, als sie die Straße durch den Leichenzug versperrt fanden, dessen Mitglieder ebenfalls mit schußfertigem Gewehr dastanden, sich durch die schwarzgelbe Binde am linken Arm als Strafuni entpuppten und sie ebenfalls mit einem Hagel von Kugeln empfingen.

In der nächsten Viertelstunde bot dieser Theil des Dorfes ein schreckliches Bild. Die Einwohnerschaft flüchtete entsetzt in die Häuser, Schüsse krachten unablässig, Menschen und Pferde fielen. Aber es wurde erbittert gekämpft, denn die Räuber schlugen sich mit dem Muthe der Ver-

zweiflung. Drei von ihnen entkamen, die ihre Pferde im Stich ließen und auf Wegen zwischen den Gehöften, die ihnen allein bekannt waren, in's Freie gelangten. Die anderen Räuber wurden sämmtlich erschossen oder fielen schwerverwundet in die Hände der Strafuni.

— — — — — — — — — — — —

In dem Augenblicke, in welchem Katiza aus der Ferne den dumpfen Klang der Kesselpauken hörte, welche die Ankunft des Bräutigams verkündeten, bemächtigte sich ihrer eine furchtbare Angst.

Wo waren denn die heimlichen Freunde, die ihr helfen wollten? In kurzer Zeit war der Bräutigam vor der Thür, dann ging es nach der Kirche, und in einer Stunde war sie die Gattin Jacim's.

„Zu spät, zu spät!" schrie es in ihr.

Da trat plötzlich die grüne Bettlerin in das Zimmer Katiza's und sagte: „Muth, bald bist Du frei!"

Erstaunt blickte Katiza auf die Bettlerin. In diesem Augenblick schrie eine Stimme draußen: „Verrath, Verrath! Strafuni im Dorf!" Und richtig! Man hörte das Laufen einer Kolonne von Männern, und als Katiza an das Fenster sprang, sah sie die angeblichen dreißig Eisenbahnarbeiter mit Gewehren in der Hand im Laufschritt vorübereilen. Die schwarzgelbe Binde an ihren Armen verrieth ihre Bestimmung.

Da wurde die Thüre aufgerissen, und Franjo stürzte herein.

„Verrath, Verrath!" schrie er nochmals.

Sein Blick fiel auf die grüne Bettlerin. Mit einem Wuthschrei sprang er schnell auf sie zu.

„Du bist die Verrätherin! Seit langer Zeit habe ich Verdacht gegen Dich!"

Er riß der Bettlerin die Gesichtsmaske und den Schleier herunter. Entsetzt taumelte er zurück. Ein fürchterliches

Antlitz starrte ihm entgegen, ein Gesicht ohne Nase, mit roth unterlaufenen Augen, ein Kopf ohne Ohren!

Laut auf schrie Katiza vor Entsetzen, als sie dieses gräßliche Antlitz sah, gleichzeitig krachte draußen eine Salve. Dieser Ton weckte Franjo aus seiner Erstarrung. Er riß den Handschar aus dem Gürtel und rief: „Auch Du bist eine Verrätherin, Katiza! Du bist mit den Schwabas im Bunde! Draußen mordet man die Unseren! Stirb, Elende!"

Ueber Katiza's Haupt schwebte der Handschar Franjo's, aber er fiel nicht nieder. Die grüne Bettlerin hatte einen Revolver unter dem Gewande hervorgezogen, und durch den Kopf geschossen stürzte Franjo todt zu Boden, gerade in dem Augenblick, da Radic voll Schreck in das Zimmer seiner Tochter stürzte. Draußen fiel Schuß auf Schuß, und Kampfgeschrei und Fluchen töute herauf.

„Was ist hier geschehen?" fragte Radic entsetzt.

„Der da hat seinen Lohn!" sagte die grüne Bettlerin mit heiserer Stimme und wies auf Franjo's Leiche. „Eure Tochter wollte er tödten. Heute nicht zum ersten Male. Einmal hat er bereits nach ihr geschossen, als sie mit dem Ingenieur dort am Fenster stand. Ich sah ihn. Er wollte auch Nachts in das Haus des Ingenieurs steigen, um ihn zu ermorden. Ich hatte ihn beobachtet und störte ihn durch einen Steinwurf."

„Wer bist Du?" fragte Radic, während er seine Tochter schützend in seine Arme nahm.

„Der österreichische Korporal Prazak. Ich liebte ein Mädchen, so schön wie Katiza, auch eine Bosniakin. Ihre Brüder waren Räuber. Als ich eines Tages im Hause der Geliebten war, kamen ihre Brüder und tödteten sie vor meinen Augen. Mir schnitten sie Nase und Ohren ab und ließen mich in meinem Blute liegen. Da habe ich, als ich wieder zu mir kam, den bosnischen Räubern Rache geschworen. Ich trat in den Dienst der Strafuni

und durchzog die Gegend in der Verkleidung einer Hadsch. Die Vernichtung der Räuberbande am heutigen Tage ist mein Werk!"

Stolz hatte der Unglückliche diese Worte gesprochen. Radic und Katiza standen stumm.

Draußen wurde das Kampfgetöse schwächer, die Schüsse seltener.

Prazak fuhr fort: „Ich rettete auch Eure Tochter vor dem ihr drohenden Schicksal. Ich bin es gewesen, der Nachts die schriftliche Nachricht in den Kerker Katiza's gebracht, indem ich auf das Dach des Schuppens im Tuste-Han stieg und das Blatt Papier vermittelst eines langen Maisstengels durch die Fensterritze in der Mauer schob. Ihr werdet mir danken, Radic, daß ich Euch von der räuberischen Verwandtschaft befreite, denn Ihr seid ein vernünftiger Mann und begreift die neuen Zeiten."

Draußen war es still geworden. Wölfing trat in das Zimmer.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Prazak," sagte er, der grünen Bettlerin die Hand reichend. „Im Namen des Kommandos theile ich Ihnen mit, daß Sie mit Feldwebelsrang und Offizierspension den Abschied erhalten können. Aus dieser Gegend müssen Sie doch fort, denn die Rache würde sich vor Allem gegen Sie richten."

„Ich will nach Serajewo, Herr Hauptmann, und mir die Erlaubniß erbitten, den Schleier und das Gewand einer Mohammedanerin fernerhin tragen zu dürfen. Ich kann dann unerkannt über die Straßen gehen, ohne daß die Leute sich vor meinem Gesicht entsetzen!"

„Es ist gut, Prazak. Wir werden das noch besprechen." Dann wandte sich Hauptmann Wölfing an Radic. „Ich habe sechs Verwundete unter meinen Leuten, ich hoffe, Ihr werdet mir in Eurem Hause Unterkunft für sie gewähren!"

Radic sprach seine Bereitwilligkeit aus.

„Ich schicke einen reitenden Boten in das Lager von Kalinovik," bemerkte dann lächelnd Wölfing zu Katiza. „Wenn Sie einen Brief für Herrn Ingenieur Lindner mitgeben wollen, so beeilen Sie sich mit dem Schreiben."

— — — — — — — — — — — —

* Nicht nur die Niedermetzelung der Räuberbande machte einen gewaltigen Eindruck auf die Bevölkerung, sondern vor Allem die geheimnißvolle und so erfolgreiche Art und Weise, in welcher die Strafuni ihren Plan vorbereitet hatten. Die moralische Wirkung war ungeheuer. Schon am nächsten Tage baten fünfzig Räuber, die jenseits der Grenze waren, um Gnade und um die Erlaubniß, in die Heimath zurückkehren zu dürfen, um hier als friedliche Bürger zu leben.

Die Bevölkerung begann einzusehen, daß kein Auflehnen gegen die Gesetze mehr fruchtete, und das Räuberunwesen hörte auf.

Jacim, Bogomir und Dragutin waren im Kampfe gefallen. Bogomir's Han wurde von der Behörde der Wittwe abgekauft und in eine befestigte Militärstation umgewandelt.

Lindner und Katiza, sowie Bertha und Waldmann knüpften schon bald nachher den Bund für's Leben. Sie wohnen jetzt in Deutschland.

In Bosnien und der Herzegowina gibt es keine Räuber mehr. Die Strafunitruppe konnte bereits im Jahre 1892 aufgelöst werden.

Eine Fahrt auf der Brennerbahn.

Reiseerinnerungen von **H. Will.**

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere bildet die Hochfläche des Brenner (2034 Meter) mit den Quellen der nach Norden strömenden Sill und dem in südlicher Richtung fließenden Eisack. Ueber den Brenner führt die tiefe Gebirgseinsenkung des Brennerpasses, durch den einst schon die römischen Legionen zogen, da er die große Römerstraße von dem deutschen Norden nach dem welschen Süden bildete. Im Mittelalter hieß der Weg die „Kaiserstraße", und er ist bis in die neuere Zeit, zumal seit er unter Maria Theresia neu hergestellt worden war, einer der belebtesten Straßenzüge geblieben. Auch Goethe ist einst von Innsbruck über den Brennerpaß gen Italien gezogen und vermerkte damals in seinem Tagebuche: „Von Inspruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben."

Ueber 25,000 Fuhrwerke passirten jährlich die Brennerstraße: schwere Lastwagen, leichte Postkutschen und Stellwagen bis herab zum armseligen Dörcherkarren, und Hunderte von Gasthäusern und Fuhrmannsherbergen fanden jederzeit reichlichen Verdienst durch den nimmer rastenden

Verkehr des deutschen Handels mit der Levante und den italienischen Provinzen.

Diese niedrigste aller Alpenstraßen, die das ganze Jahr passirbar ist, verläßt bei Innsbruck das Innthal, um längs der Sill aufwärts zur Brennerhöhe zu führen und sich dann in raschem Gefälle durch das Eisackthal nach Brixen niederzusenken. Es war am 23. August 1867, als die Eröffnung der Brennerbahn plötzlich eine durchgreifende Umgestaltung des Verkehrs-

Der Brennersee.

wesens auf der alten Völkerstraße des Brenners herbeiführte. Die schöngebaute Chaussee, die jetzt nur noch aus strategischen Rücksichten leidlich in Stand gehalten wird, verödete, die Wirthshäuser blieben leer, das ganze Wipp- und Eisackthal trauerte, und die Kinder sangen:

„Wohin man thut schauen,
Wo die Eisenbahn geht,
Weitum nur mehr Jammer
Und Elend besteht!

Uns bleibt jetzt halt nichts mehr
Als die bittere Noth,
Die Eisenbahn frißt uns
Das tägliche Brod!“

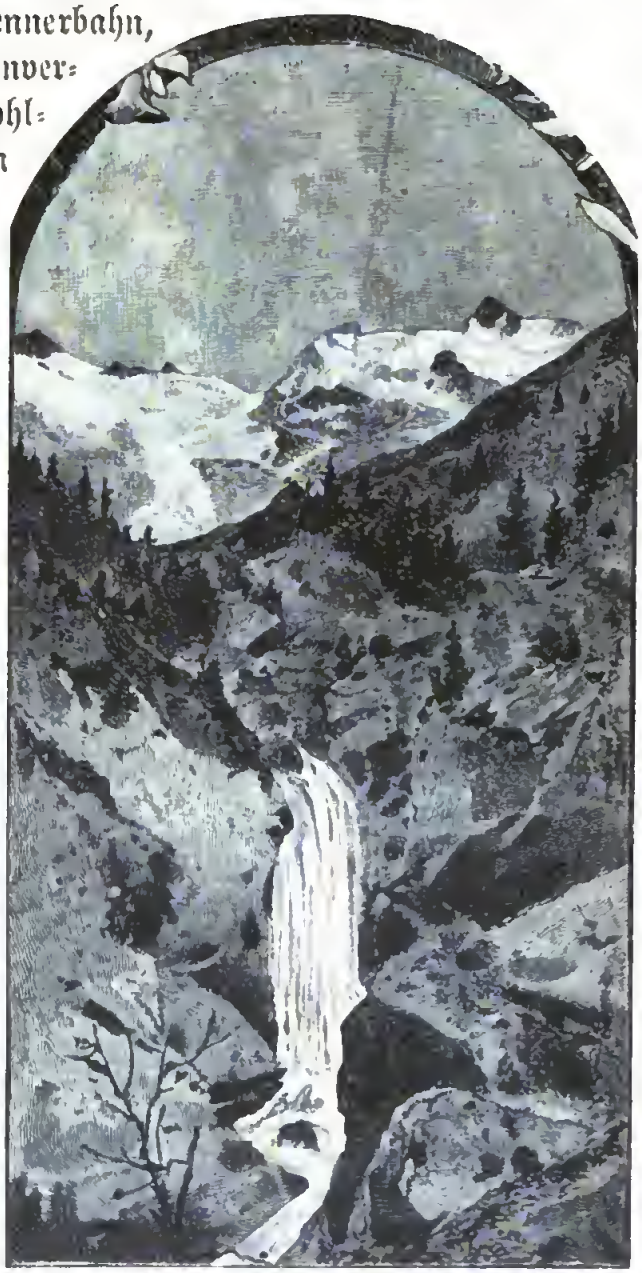
Fast der ganze Güterverkehr wurde den schwerfälligen Achsen der Lastwagen abgenommen und ging auf die Bahn

Ueberschüttung des Ortes Pontigl.

über, der altgewohnte Verdienst von der pustenden Lokomotive hinweggeblasen, und es dauerte lange, bis die schwerfälligen Alpenbewohner sich in die neuen Verhältnisse schickten und aus der so verhaßten Eisenbahn Nutzen zu ziehen begannen.

Jetzt haben sich die Verhältnisse in erfreulicher Weise geändert. Die vom Norden kommenden Bahnzüge bringen

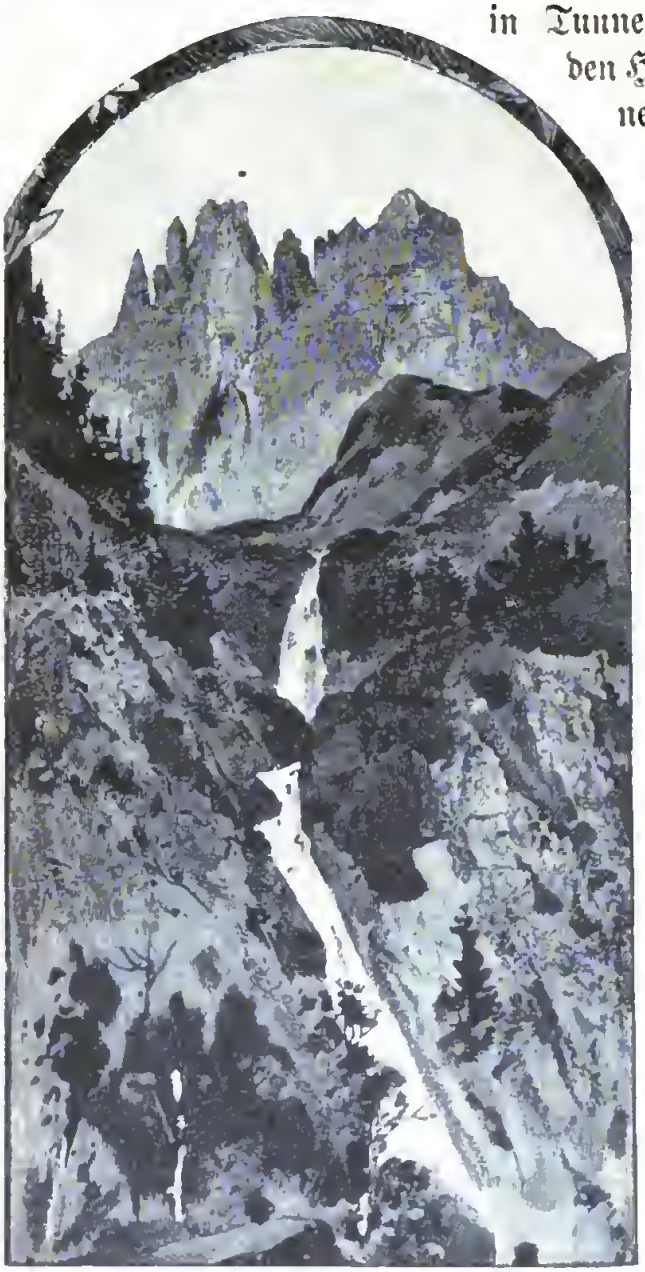
alljährlich während der Reisezeit ganze Schaaren von Ausflüglern und Sommerfrischlern in die Thäler und Standorte an der Brennerbahn, und der Fremdenverkehr bringt den Wohlstand wieder, den man mit der Eröffnung der Bahn für immer vernichtet wähnte.



„Die Hölle".

Im Jahre 1864 wurde von der Oesterreichischen Südbahn der Bau begonnen und nach den Entwürfen Karl v. Etzel's durch den Oberingenieur Thommen ausgeführt. Die Brennerbahn hat von Innsbruck bis Bozen eine Länge von 125 Kilometer. Sie durchfährt 27 Tunnels und folgt, nach Beseitigung der größten Terrainschwierigkeiten, im Allgemeinen dem Laufe der alten Kunststraße. Sie erreicht mit 1367 Meter die größte Höhe über dem Meere einer Adhäsionsbahn in Europa

und überschreitet diese Höhe in offener Bahn, während alle übrigen europäischen Alpenbahnen ihren Scheitelpunkt in Tunnels passiren. Für den Handel ist die Brennerbahn von größter Bedeutung, die sie auch durch die Gotthardbahn nicht eingebüßt hat, da sie nach wie vor die kürzeste Verbindung zwischen der östlichen Hälfte von Deutschland und Italien darstellt.



Der Tribulaun

Der Reisende, welcher nur die Bahn kennen lernen will, kehrt in Gossensaß oder Sterzing wieder um und kann diese Tour bequem als Tagespartie von Innsbruck aus abmachen. Gerade auf dieser Strecke liegen aber auch zahlreiche genußreiche und für längeren Aufenthalt sehr geeignete Standorte, die wir dem Leser vorzuführen gedenken.

Von Innsbruck fahren wir quer durch das Innthal

schnurgerade gegen Süden, vorüber an den langgestreckten Baulichkeiten des reichen Prämonstratenserklosters Wilten, und mitten durch den aus der Tiroler Kriegsgeschichte berühmten Berg Isel, auf dem sich jetzt Natter's Hofer-Denkmal erhebt, mittelst eines 662 Meter langen Tunnels. Gleich darauf braust der Zug schon durch den Sonnenberger Tunnel (330 Meter), setzt über die Sill auf einer hochgewölbten Steinbrücke und fährt dann auf künstlichen Dämmen stetig aufwärts, an den Abhängen des Patscherkofels (2214 Meter). Gegenüber erblicken wir die ver-

Das älteste Haus im Pflerschthale.

ödete Brennerstraße, überragt von der zerklüfteten Serles- oder Waldraststpitze.

Nach Durchfahrung des großen und kleinen Ahrenwaldtunnels (152 und 32 Meter) zeigt sich rechts jenseits der Sill das Schupfenwirthshaus, in dem der „Sandwirth von Passeier" während der Kämpfe am Berg Isel sein Standquartier hatte, und der Weiler Unterauberg beiderseits des Ruezbaches, über den die Stephansbrücke führt. Dort ist der Eingang in das Stubaithal mit seiner großartigen Gletscherwelt. Nun folgen zwei Tunnels, welche wegen der Brüchigkeit des Gesteins und der steten Bergrutschungen riesige Schutzbauten nöthig gemacht haben.

Auf der Station Patsch verlassen die Reisenden, welche das Stubaithal besuchen wollen, die Bahn, die nun den

längsten Tunnel der Strecke, den Mühlthaltunnel (950 Meter), und noch zwei kleinere Durchbohrungen passirt und dann Matrei erreicht. Der freundlich an der Sill gelegene Marktflecken hat sich infolge wiederholter Feuersbrünste stetig verjüngt; ein Haus trägt die Inschrift:

„In 30 Jahren, will's Gott vollendt,
Das vierte Mall ganz abgebrendt,
Jesum Mariam anvertraut
Und wiederumben aufgebaut." (1779.)

Auf einem Serpentinfelsen, den der zuletzt durchfahrene Tunnel durchbricht, thront Schloß Trautson, Stammsitz der Herren v. Matrei, jetzt dem Fürsten Auersperg gehörig. Eine kurze Fahrt bringt uns nach Steinach, einer stark besuchten Sommerfrische an der Mündung des vom Habichtsferner abgeschlossenen Gschnitzthals. Von hier steigt die Bahn wieder mächtig empor, die Lokomotive keucht an der linken Berglehne hinan, und in großen Windungen geht es der Sattelhöhe zu. Wir durchfahren abermals verschiedene Tunnels und erreichen dann die Station Gries am Brenner und zugleich einen der landschaftlichen Glanzpunkte der Bahn. Tief unten liegt das gleichnamige Dorf, gegen Südwesten genießt man einen schönen Einblick in das Obernberger Hochthal mit seinem Alpensee, dahinter ragt der Pflerscher Tribulaun empor, ein gewaltiger Bergriese mit schimmernder Krone.

Nur langsam kommt die Maschine vorwärts wegen der starken Steigung. Tief unten rechts sieht man die Sill und die einsame Poststraße, welche sich durch die Engpaßklamm emporwindet, welche die Tiroler 1703 siegreich gegen die Truppen Max Emanuel's behaupteten.

Plötzlich taucht ein blaugrüner Wasserspiegel auf: der kleine Brenner- oder Dornsee, in eine grüne Mulde eingebettet, und dann ist die Brennerhöhe erreicht, nachdem wir von Innsbruck bis hier eine Steigung von 788 Meter

überwunden haben, was man deutlich an der merklich dünneren Luft spürt. Auf dem Brenner sind wenig Häuser. Das bedeutendste ist das bei dem Brennerkirchlein gelegene alte Posthaus, dessen eine Dachtraufe den Regen zur Sill, die andere zum Eisack abfließen läßt, der nun auf der ferneren Fahrt unser Begleiter wird.

Das Pflerschthal.

Die nächste Station ist Brennerbad mit vortrefflicher Heilquelle und zwei Gaststätten; es wird auch als Luftkurort viel besucht. Den hier weilenden Sommergästen bietet sich Gelegenheit zu zahlreichen Ausflügen und lohnenden Bergbesteigungen, so auf den Krazentrager (2995 Meter), den Wolfendorn (2772 Meter) und das Schlüsseljoch (2230 Meter).

Gossensaß.

Das Hühnerspiel oder die Authorspitze (2746 Meter) wird gewöhnlich von dem einsamen Weiler Pontigl aus bestiegen, in dem das Wildwasser des Eisack schon oft Verheerungen angerichtet hat.

Allmälig geht es nunmehr nach Süden abwärts, zunächst auf einem riesigen Damm im Flußbett des hier regulirten und dadurch gezähmten Eisack, weiterhin durch zwei Tunnels auf die Schneide des Gebirgszuges, wo die Station Schelle-

berg liegt. Hier öffnet sich das Thal und wendet sich rasch nach Süden. Tief unter unseren Füßen sehen wir bereits die nächste Station Gossensaß auf der Thalsohle liegen, während die Bahnlinie, um dorthin zu gelangen, erst nach Westen mit einem großen Kehrtunnel in das

Schloß Straßberg.

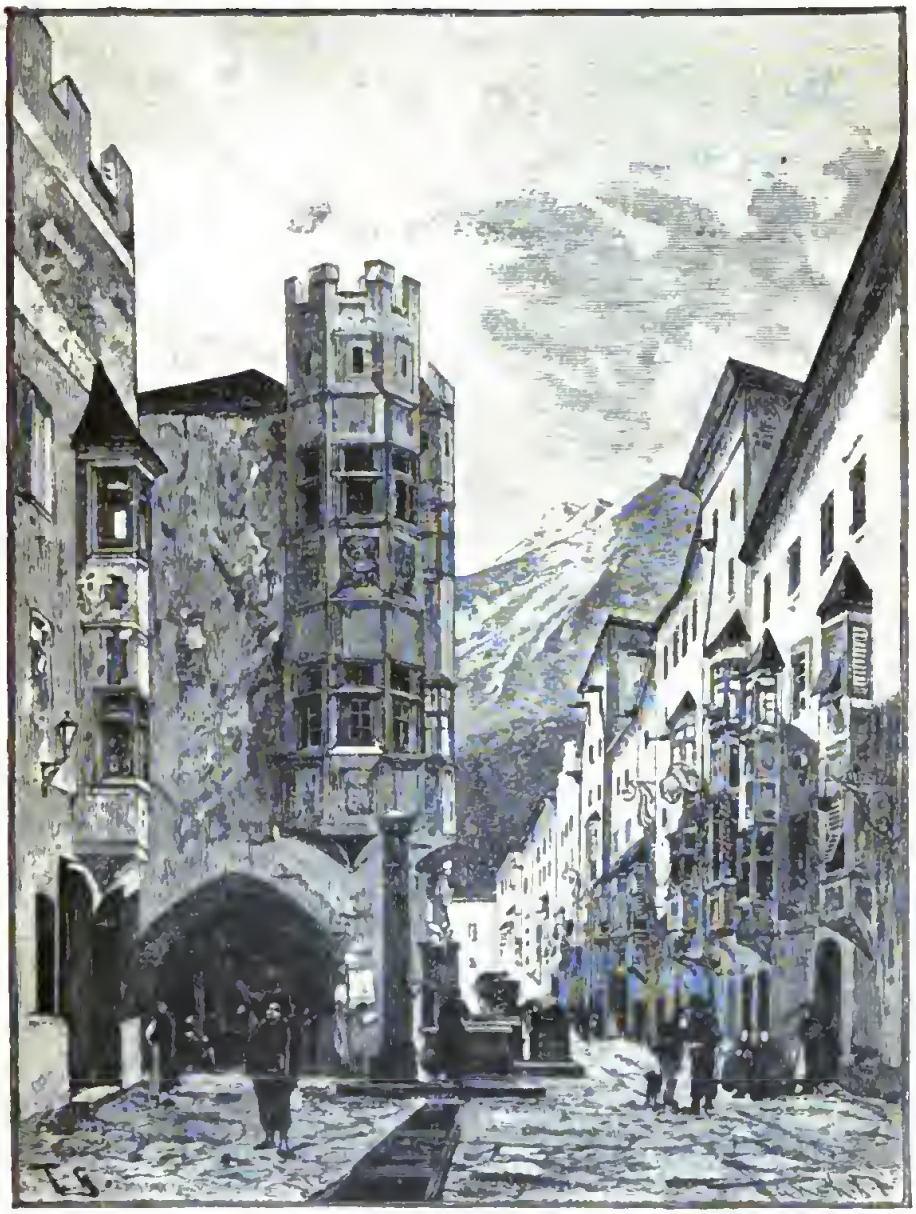
Pflerschthal ausbiegt und sich dann wieder ostwärts wendet. Wenn man nicht mit einem Schnellzug fährt, kann man daher unbedenklich auf Station Schelleberg aussteigen und zu Fuß nach Gossensaß hinunter gehen, wobei man unterwegs eine schöne Aussicht in das Pflerschthal hat. Man behält dann noch Zeit genug, um vor dem Einlaufen

des Zuges im Bräuhaus von Gossensaß einen Trunk zu thun.

Das wegen seiner Milde vielgerühmte Pflerschthal bildet einen der beliebtesten Ausflüge von Gossensaß aus. Trotz der hohen Lage und der Nähe der zahlreichen Gletscher hält die riesige Schutzmauer, die sich in der Richtung von Westen nach Osten ununterbrochen von der Weißspitze bis gegen Schelleberg, von der sogenannten Hölle bis zu den westlichen Häusern von Gossensaß erstreckt, den Nordwind von ihm ab. Das hat als Erster schon der alte Staffler hervorgehoben, welcher schrieb: „Westlich von Gossensaß öffnet sich das sonnige Thal Pflersch, in ziemlich gerader Richtung, zwei Stunden lang ganz eben, dann immer aufsteigend bis zu den meergrün herabblickenden Eiswänden des Ferners Stuben. Es erfreut sich im Verhältniß zu seiner hohen Lage und zur Nähe der Eisberge, einer besonderen klimatischen Milde, weil durch eine lange Reihe hoher, kahler Felsenwände gegen die Nordstürme sichergestellt, und wegen seiner niedrigen waldreichen Berge gegen Süden dem freien Zuge der lauen Südwinde geöffnet. Der Schnee schmilzt in diesem Thale früher, und der Sommer ist hier wärmer als in den meisten Seitenthälern des Landes, weil die Sonne durch den Strahlenreflex von dem Kalkstein der Nord-

Mühle auf dem Wege nach Schloß Straßberg.

gebirge doppelte Kraft erhält.“ Wenn der Südwind aber über die Ferner ſtreicht und das Eis löst, dann gewinnt



Sterzing.

mitunter der für gewöhnlich ganz ſanftmüthig dahinplätſchernde Gletſcherbach eine Kraft, daß er Alles, was ihm in den Weg kommt, niederreißt und zerſtört.

Dafür zeugt beiſpielsweiſe das verfallene Anweſen,

welches als das älteste Haus im Pflerschthale gilt. Es ist einer solchen Katastrophe zum Opfer gefallen und theilweise zerstört worden; seitdem steht es unbewohnt. Fünf Stunden weit zieht sich dies lange, fruchtbare Hochgebirgsthal mit seinen sauberen, freundlichen Häuschen und kleinen Gehöften hin, um dann seinen malerischen Abschluß in der Schneespitze (3176 Meter) zu finden. Man betritt es bei der Bahnhaltestelle Außer-Pflersch vor Gossensaß, von wo der Fahrweg über Ast nach Anichen führt. Hier erblickt man zur Rechten den Pflerscher Tribulaun (3096 Meter) in seiner ganzen Großartigkeit, und in dem folgenden Orte Boden oder Inner-Pflersch, wo der Fahrweg aufhört, enthüllt sich dem Wanderer bereits die ganze Majestät der Pflerscher Eiswelt. Nahe bei Hinterstein bewundert man den gewaltigen Sturz des Thalbaches, der „die Hölle" genannt wird und als Wetterprophet gilt: „Wenn die Hölle raucht, gibt's gutes Wetter." Ein steiler Pfad führt empor zur Furtalpe, wo der Pflanzenwuchs aufhört; weiterhin herrscht nur noch das Eis-, und ein Gletscherhintergrund von prächtiger Wirkung lohnt für den Aufstieg. Bis hierher vermag jeder rüstige Fußgänger vorzudringen, um einen Einblick in diese erhabene Eiswelt zu gewinnen. Diejenigen, welche in die schimmernden Schründe selbst vordringen wollen, können zur Magdeburger Hütte (2422 Meter) aufsteigen, um dann in zweieinhalb Stunden die Schneespitze zu erreichen.

Doch kehren wir nunmehr nach Gossensaß zurück, das am Fuße des wegen seiner weiten Rundschau berühmten Hühnerspiels liegt, und eine der ersten und besuchtesten Sommerfrischen in Tirol und den ganzen österreichischen Alpen bildet. Der alte, aber sich von Jahr zu Jahr durch ansehnliche Neubauten verschönernde Ort war einst weltberühmt durch seine reichen Bergwerke, die ältesten in Tirol. In dem alten Namen Gozzensaze haben die Gelehrten einen

ehemaligen „Gothensitz“ entdecken wollen, und die Sage läßt hier sogar Wieland den Schmied seinen kunstreichen Hammer schwingen. In Scheffel's Ekkehard berichtet Herr Spazzo, wie er in jungen Jahren auf seiner Fahrt nach Welschland auch nach dem Dörflein Gotensaß oder Gloggensachsen gekommen sei, „so aus den Zeiten Herrn Dietrich's von Bern dort inmitten alter Lärchenwälder wie ein Versteck steht. An den Rücken des Berges gelehnt war zu äußerst ein burgartig Haus, davor lagen viel Eisenschlacken und sprühte ein Feuer drinnen und ward stark gehämmert. Da rief ich den Schmied herfür, daß er mein Roß beschlage, und wie sich Niemand rührte, that ich einen Lanzenstoß nach der Thür, daß sie sperrweit auffuhr, und that dabei einen starken Fluch mit Mord und Brand und allem Bösen: so stund plötzlich ein Mann

Altes Gerichtsgebäude in Sterzing.

vor mir mit zottigem Haar und schwarzem Schurzfell. Und war ich sein kaum ansichtig, so war auch schon meine Lanze niedergeschlagen, daß sie zersplitterte wie sprödes Glas, und eine Eisenstange über meinem Haupt geschwungen, und an des Mannes nackten Armen sprangen die Sehnen hervor, als könnt' er einen Amboß sechzehn Klafter tief in die Erde hineinschmettern." Dieser Grobschmied erzählt dem Spazzo nun in seiner Weise von dem kunstreichen nordischen Helden „Wieland", der auf seiner Wanderung den Brenner erreichte, wo ihm vom König Elberich die Waldschmiede angewiesen wurde.

Parthie aus dem ältesten Theile von Sterzing.

Die meisten Fremden, welche nur die Brennerfahrt genießen wollen, kehren schon bei Gossensaß wieder um, doch wir dehnen unsere Fahrt noch bis zu der in raschem

Der Sprechenſtein.

Fluge erreichten nächsten Station Sterzing aus. Sterzing, wohin der Weg an der Ruine Straßberg und einer äußerst malerischen Mühle vorüberführt, liegt in einer grünenden und blühenden Gegend, die zu den anmuthigsten von Tirol gehört, inmitten üppiger Wiesen, dunkler Tannenwaldungen, freundlicher Dörfer und verfallender, ehemals hochberühmter Burgen, von denen besonders bemerkenswerth

Der Reifenstein.

die beiden trutzigen Schlösser Sprechenstein und Reifenstein. Einst war Sterzing ein durch die Erschließung der Silberadern in den nahen Thälern und den durchgehenden Handelsverkehr reich gewordener Ort, aber mit dem Eingehen der Bergwerke und durch die Brennerbahn verlor es alle Bedeutung. In neuerer Zeit hatte der Ort viel durch das südlich von ihm sich ausdehnende berüchtigte Sterzinger Moos (Moor) zu leiden, das dem stauenden Gewässer des Pfitscher- und Gailbaches mit ihren Zuflüssen seinen Ursprung verdankt. Beinahe schien sich die alte Volksprophezeiung erfüllen zu wollen:

„Hall versinkt,
Innsbruck verbrinnt (verbrennt),
Sterzing ertrinkt."

Da gelang es im Jahre 1877, die Trockenlegung des Mooses durchzusetzen, wodurch eine gewaltige Bodenfläche dem lohnenden Anbau erschlossen wurde. Nun weiß man aber nicht, was fürderhin mit den „alten Deandln" geschehen soll, die der Volkwitz in diesen nassen „Tuifelsgrund" verbannte. Sie mußten dort Haarlinset (Leinsamen) aufstößeln, Bachscheiter reitern, d. h. große Holzscheite sieben, Ameisen ringeln und was dergleichen geistvolle Beschäftigungen mehr sind. Ihr Beten besteht in einer kläglichen Litanei, wobei die Vorbeterin singt: „Mi reut's, daß i nöt g'heirat' hab'," worauf die Uebrigen einfallen: „Mi aa (auch), mi aa!" Eine sehr beliebte Volksbelustigung ist das von den Burschen eines Dorfes aufgeführte Ueberführen der „alten Jungfern" auf einem sogenannten Mooswagen in den Moosgrund, wobei das in ganz Tirol bekannte „Sterzinger Mooslied" gesungen wird.

Sterzing selbst ist ein hochinteressantes Städtchen, dem man immer noch den alten Reichthum anmerkt. Aeußerst lohnend ist eine Wanderung durch seine alterthümlichen erkerreichen Straßen, wo man auf Schritt und Tritt auf malerische Häuser mit spitzigen Dächern, thurmähnlichen Ausbauen und finsteren Bogengängen trifft. Besonders bemerkenswerth ist das alte Gerichtsgebäude und das Rathhaus, sowie die an Erinnerungen an die Römerzeit reiche Kirchenmauer. Der Ort empfiehlt sich dem Touristen, der Zeit zum Weilen hat, durch seine eigenartige Behaglichkeit zu längerem Bleiben, zumal er gleichzeitig mit seinen vielen hier einmündenden Thälern eine Menge von dankbaren Ausflügen in die Stubaier und Zillerthaler Gebirgswelt bietet.

Die Herstellung der Stahlfedern.

Ein technischer Spaziergang. Von **Adolf Classen.**

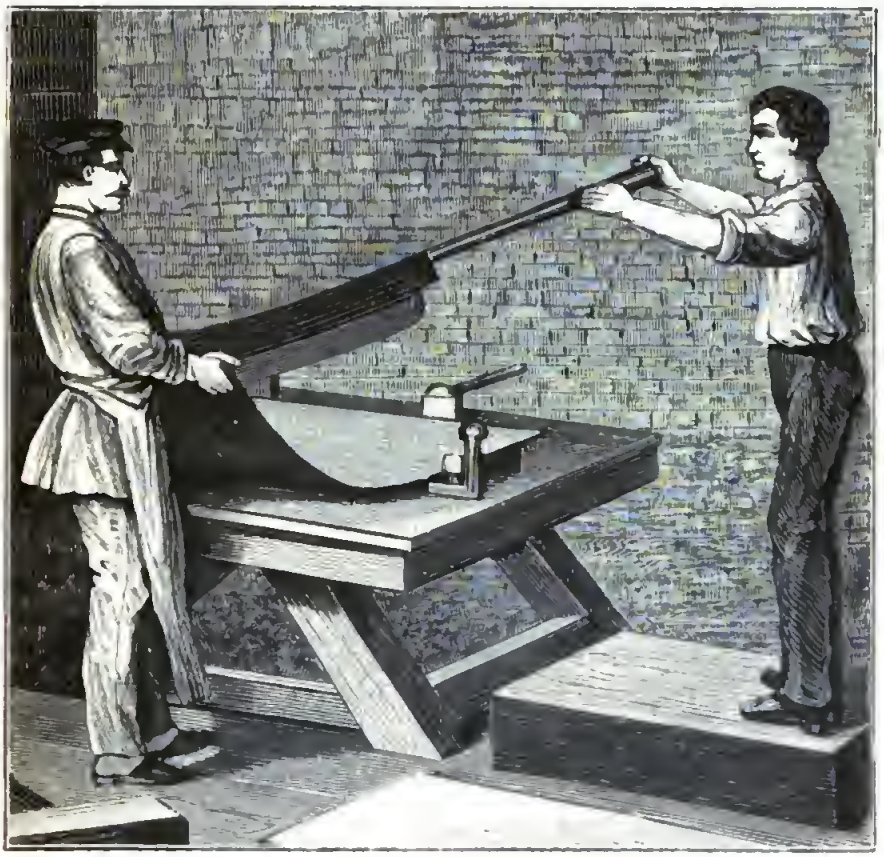
Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Als man im Alterthum zuerst den Versuch machte, Schriftzüge oder Zeichnungen durch Auftragen gefärbter Flüssigkeiten hervorzubringen, hat man sich ohne Zweifel dabei zugespitzter Hölzer bedient. Die Enden solcher Stifte zerfaserten mit der Zeit, und dadurch kann wohl der Gedanke erzeugt worden sein, aus Haaren und Borsten Pinsel anzufertigen. Diese gestatteten freilich nur das Auftragen verhältnißmäßig dicker Farbstoffe, da wässerige Lösungen zu flüssig waren, um auf solche Art deutliche und gleichmäßige Striche hervorzubringen. Ein viel besseres Hilfsmittel für diesen Zweck bot das Schilfrohr, das man in ähnlicher Weise zuschnitt, wie unsere Gänsekiele, mit denen wohl die älteren unserer Leser in ihrer Jugend noch geschrieben haben.

Das beste Schreibrohr (calamus) bezog man aus Egypten, Knidos und vom anaitischen See, wie uns Plinius berichtet. Man bediente sich desselben namentlich, wenn der metallene Griffel zu scharf oder schneidend war, der auf der eigentlichen Tafel von Wachs u. s. w. gebraucht wurde; man schrieb mit dem Schreibrohr deswegen nament-

lich auf dem aus Papyrus hergeſtellten egyptiſchen Papier und auf Pergament. Die Tinte, deren die Alten ſich bedienten, war eine Art Tuſche aus Ruß, Gummi und Waſſer; wenn man etwas Weineſſig zuſetzte, ſo wurde ſie faſt unauslöſchlich. Dieſe Tinte, die auch in verſchiedenen



Das Schneiden des Stahles in Streifen.

Farben hergeſtellt wurde, blieb bis zum 12. Jahrhundert in Gebrauch, wo die unſerige aufkam.

Dazumal war man ſchon längſt zur Benutzung der Federſpulen oder Poſen übergegangen, die ein anonymer Schriftſteller des 5. Jahrhunderts erſtmals erwähnt. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch hat ſich dann der Gänſekiel die Oberherrſchaft in den Schulen und im täglichen Leben zu erhalten gewußt, bis ihn in der erſten

Hälfte unseres Jahrhunderts die jetzt fast ausschließlich gebräuchliche Stahlfeder zu verdrängen begann. Es tauchten zwar auch schon früher Versuche auf, Federspulen aus Horn, Schildpatt und ähnlichen Materialien herzustellen, allein sie erwiesen sich sämmtlich als unpraktisch. Auch aus Metall wurden bereits im 16. Jahrhundert Federn in Nürnberg angefertigt, allein man kam ebenfalls bald wieder davon ab.

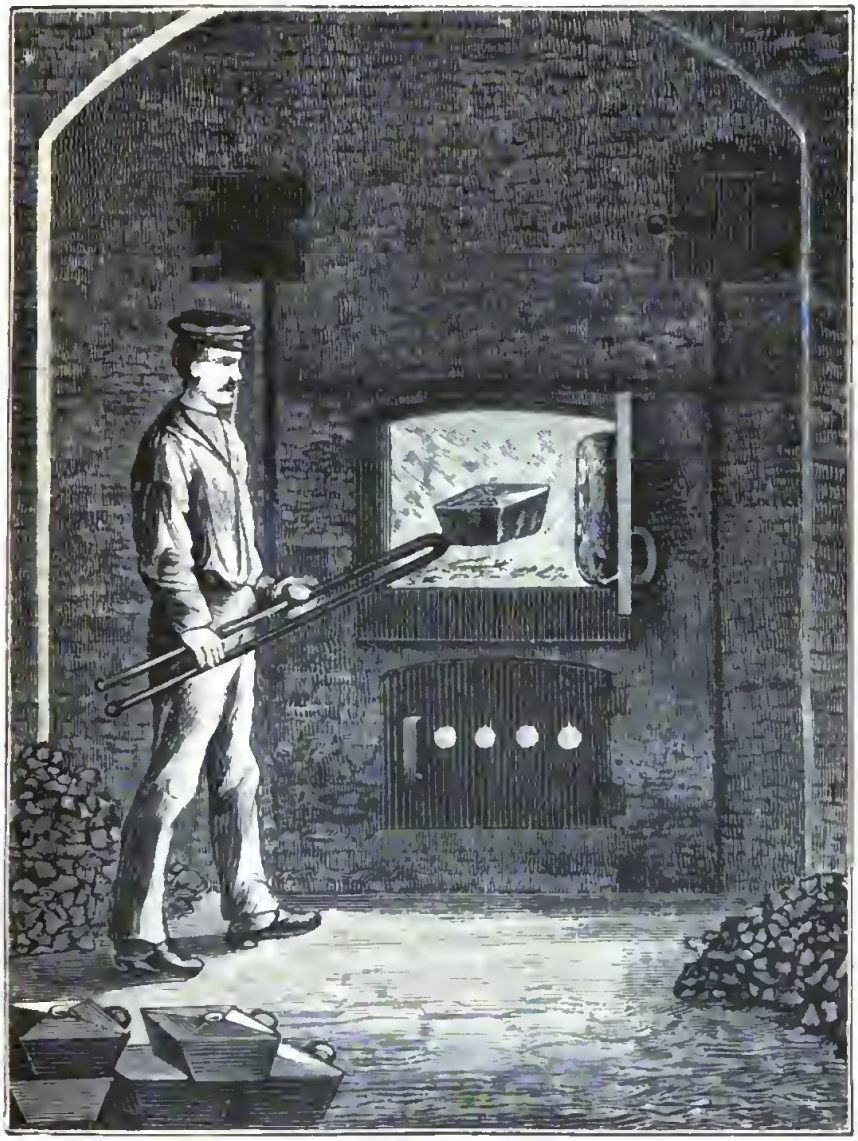
Die Anfertigung von Federn aus Stahl hat ihren Ursprung und bis zur Gegenwart auch noch ihren Hauptsitz in der englischen Fabrikstadt Birmingham. Dort soll ein gewisser Wise um das Jahr 1803 die ersten Stahlfedern gemacht haben, allein es dauerte noch etwa zwanzig Jahre, bis die Fabrikation eine gewisse Bedeutung erlangte, und der Gebrauch von Stahlfedern allgemeiner wurde.

Ebenso mannigfach wie interessant sind die Manipulationen und Prozesse, die ein Stück Stahl zu durchlaufen hat, bis die daraus gefertigten Federn in den Handel gebracht werden können. Wir wollen diese Fabrikation dem Leser im Nachfolgenden zu schildern versuchen. Das vorzüglichste Material dazu ist der aus bestem schwedischen Eisen hergestellte Gußstahl wegen seines feinen Kornes. Nur zu den geringeren Federsorten wird wohl auch minderwerthiges Material genommen.

Meist kommt der Stahl in großen Tafeln oder in brettstückartigen Blöcken aus den Stahlwerken, und in den Stahlfederfabriken muß man daher diese Stücke zuerst in schmale Leisten oder Streifen sägen. Hierauf folgt das sogenannte Einsetzen, indem die Streifen in eisernen Einsatzkästen zehn bis zwölf Stunden lang in einem Steinofen der vollen Weißglühhitze ausgesetzt werden. Dadurch verliert das Material seine Härte und wird biegsam gemacht. Die Streifen werden alsdann gereinigt und können nun-

mehr auf den Streckwerken zu Blechen von Papierſtärke ausgewalzt werden.

Sie gehen zu dieſem Zwecke zwiſchen verſchiedenen

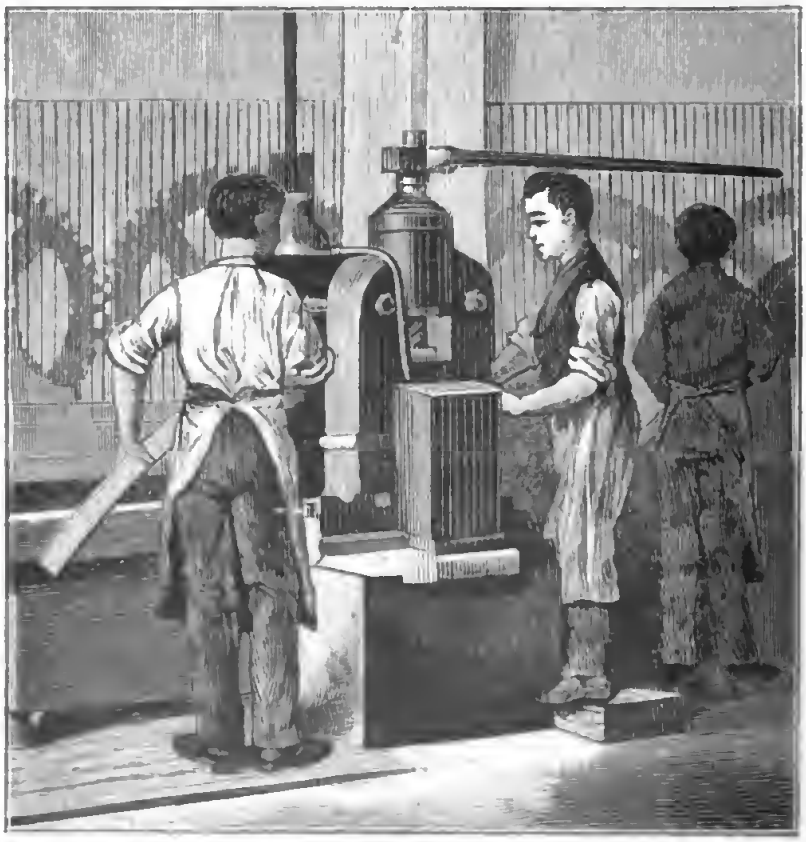


Das Glühen der Streifen

Stahlwalzen, die durch Maſchinenkraft gedreht werden, hindurch und kommen von der anderen Seite erheblich verdünnt und verlängert wieder heraus. Dies Verfahren wird ſo lange fortgeſetzt, bis durch die immer enger wer-

dende Spannung der Walzen jeder Streifen in ein dünnes Stahlblechband von etwa 30 Centimeter Länge und 7 Centimeter Breite verwandelt worden ist, aus dem gerade zwei Reihen Federn ohne erheblichen Abfall sich herausschneiden lassen.

Die ferneren Arbeiten, welche diese Stahlbänder nach



Das Walzen der Streifen.

und nach in fertige Schreibfedern umwandeln, werden fast ausschließlich von Frauen und Mädchen ausgeführt, da diese feinere und flinkere Finger haben wie die Männer. Die Streifen kommen zunächst in einen großen Saal, wo Reihen von Arbeiterinnen an langen Tischen sitzen und mit Hilfe kleiner Durchstoßmaschinen aus den Streifen Plättchen ausstanzen von einer Form, wie sie eine plattgepreßte Stahlfeder wieder annehmen würde. Jede von

dieſen Frauen hat eine kleine Durchſtoßmaſchine vor ſich und läßt das Stahlband darunter hingleiten, indem ſie mit der rechten Hand den Druckhebel in Bewegung ſetzt, ſo daß

Das Ausſtanzen.

der auf und nieder gehende Stempel der Maſchine mit jedem Druck ein ſolches Plättchen als Material für eine Feder ausſtanzt. Dies Ausſtanzen geht ſo flink vor ſich, daß eine gute Arbeiterin in neun täglichen Arbeitsſtunden

über 250 Gros oder 36,000 Stück herstellt. Es werden aus einem solchen Streifen in der Breite jedesmal zwei Federn nebeneinander ausgestanzt, die mit den Spitzen so ineinander geschränkt sind, daß sich ein möglichst geringer Abfall ergibt.

In einer weiteren Abtheilung der Fabrik erfolgt das Lochen und Schlitzen. Vermittelst ähnlicher Handpressen, wie solche zum Ausstanzen dienen, nur daß hier der Stempel und die Unterlage anders geformt sind, erhalten die Plättchen das Loch in der Mitte und etwaige Seitenschlitze, die man wohl zur Erzielung einer größeren Biegsamkeit der Feder anzubringen pflegt. Die Arbeiterin muß mit der einen Hand jedes Plättchen einzeln auf die Unterlage legen und wieder wegstoßen, während die andere den Stempel in Bewegung setzt, allein auch diese Arbeit geht unglaublich rasch von Statten.

Nun werden die Plättchen auf Fallwerken gestempelt, d. h. mit Marke und Nummern, meist auch mit der Firma der Fabrik und einigen Verzierungen versehen. Für diese Arbeit muß aber das Metall einen noch höheren Grad von Weichheit erhalten, als es bereits besitzt, deswegen werden die Plättchen vorher nochmals schwach rothglühend gemacht. Sie sind dann so weich und biegsam wie Blei, so daß sich die Inschriften und Verzierungen des Stempels scharf und deutlich darin ausprägen. Jede Arbeiterin setzt durch einen Fußtritt ein Gewicht, das den Stempel trägt, in Bewegung, so daß es in die Höhe geht und dann auf das untergeschobene Plättchen niederfällt.

In dem Biegesaal werden jetzt die immer noch ganz flachen Plättchen wiederum mittelst Maschinen in die halbrunde Form der Federn gebracht. Jedes Stück kommt in einen kleinen, entsprechend vertieften Prägestock, worauf vermittelst eines Hebeldruckes ein in die rinnenartige Aushöhlung des Stockes ganz genau hineinpassender Stempel

herabgetrieben wird. Dadurch nimmt das jetzt ganz weiche, durchaus nicht elaſtiſche Plättchen dieſe Rundung an, und die Feder iſt nunmehr bis auf die Mittelſpalte fertig.

Das Stempeln.

Vorher iſt es aber nöthig, dem Metall die Eigenſchaften des Stahles zurückzugeben. Man bringt zu dieſem Behuf die Plättchen in geſchloſſenen eiſernen Gefäßen in backofenähnliche Oefen, läßt ſie darin rothglühend werden und

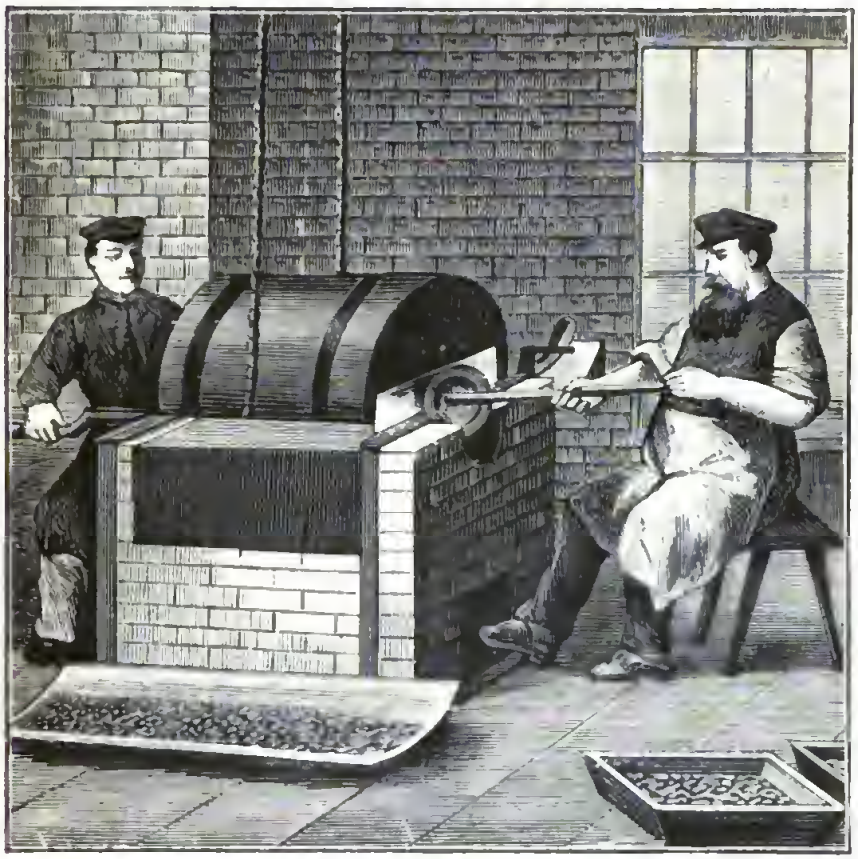
schüttet sie zur Abkühlung in große Tonnen, die mit Oel oder Thran gefüllt sind. Dadurch erhalten sie jedoch mit der früheren Stahlhärte eine glasartige Sprödigkeit, die

Das Biegen der Federn.

natürlich wieder beseitigt werden muß. Nachdem sie zunächst in einer um ihre Achse sich drehenden und theilweise mit Sägespänen gefüllten Trommel von dem anhaftenden Oel befreit wurden, erfolgt das sogenannte Tempern. Die

Federn werden nämlich in cylinderförmigen Trommeln über offenem Feuer langſam gedreht, in ähnlicher Weiſe, wie man den Kaffee brennt, und hierdurch gewinnen ſie denjenigen Grad von Elaſtizität, welchen ſie fortan behalten ſollen.

In anderen Cylindern werden ſie zwiſchen Schiefer,



Das Tempern in Trommeln.

Kies und ähnlichem Material geſchenert, bis ſie blank ſind, worauf ſie in den Schleiſſaal kommen. Hier laufen über die Arbeitstafeln Triebwellen hin, von denen für jede Arbeiterin ein Treibriemen herabkommt, der eine Schmirgelſcheibe in ſehr raſche Umdrehung verſetzt. Die betreffende Arbeiterin nimmt nun jede Feder und hält ſie mit den Fingern oder mittelſt einer Zange einen Augenblick gegen die Schleiſſcheibe, wodurch der obere Theil des Schnabels

etwas abgeschliffen wird. Früher wollte man durch diese Operation die Spitze dünner und elastischer machen, doch jetzt gilt die Anbringung dieses Querschliffes nur noch als Zierrath.

Zuletzt wird der Mittelspalt im Schnabel angebracht. Jede Arbeiterin hat wiederum eine kleine Maschine vor sich stehen, die den vorhin geschilderten ganz ähnlich ist. Sie legt einzeln jede Feder an die dazu bestimmte Stelle, und ein Druck am Hebel führt dann das wie eine Schere wirkende stählerne Instrument herab, das sie genau und sicher spaltet. In diesem Spaltesaal hört man unaufhörlich das vielfache leise Klippen dieses Instruments, wodurch ein ganz eigenartiges Geräusch hervorgebracht wird. Die Arbeiterin braucht nur darauf zu achten, daß sie jede Feder genau auf die richtige Stelle legt, wofür auf der Unterlage der Maschine besondere Vorrichtungen angebracht sind. Diese Unterlage ist gleichfalls ein Stempel, der dort, wo der Spalt angebracht werden soll, eine scharfe Kante bildet und senkrecht abfällt. Auf diese Kante muß nun der Federschnabel so gelegt werden, daß genau die Hälfte darüber hinausragt. Durch die schnelle Abwärtsbewegung des Oberstempels an dieser Seite, wo er sich mit einer ebenso scharfen Kante dicht vorbeischiebt, wird die überstehende Hälfte von der andern getrennt, um gleich darauf nach dem schnellen Rückgange des Oberstempels durch ihre eigene Elastizität wieder in die frühere gerade Stellung zurückzuspringen.

Die Herstellungsweise der Federn, wie wir sie vorstehend geschildert haben, ist in den verschiedenen Fabriken in manchen Einzelheiten etwas abweichend. Das Spalten geschieht beispielsweise in einzelnen Birminghamer Etablissements derartig, daß man die Spalte zunächst nur zur Hälfte durchstoßen läßt, um sie schließlich mit einer entsprechend geformten Zange zu vollenden. Bei feineren

Sorten tritt dort nach dem Spalten noch ein beſonderes Putzverfahren ein, um etwa noch vorhandene Rauheiten und Schärfen zu beſeitigen. Um dieſen letzten Schliff zu

Das Schleifen.

erhalten, kommen nämlich die Federn in Parthien von etwa 50,000 Stück in einen aus Zinn gegoſſenen Hohlcylinder, der etwa ein Meter lang und 25 Centimeter weit iſt. Die Maſchine treibt zwei in einem gewiſſen Abſtande nebeneinander aufgeſtellte Schwungräder, deren jedes auf

seiner Welle nach der Seite des anderen Rades hin eine Kurbel hat. Letztere sind um einen halben Umgang verstellt, so daß die eine nach oben, die andere nach unten gerichtet ist. Der Zinncylinder ist zwischen beiden Kurbelarmen vermittelst einiger Kettengelenke aufgehängt und wird beim Umgange durch die verschiedensten Schräglagen hindurchgeführt. Sein Inhalt wird dadurch heftig durcheinander geschüttelt, wobei die Federn immerwährend von der einen Seite auf die andere rutschen. Durch diese Reibung der Federn unter sich und an den Innenwänden wird ein sehr reiner und weicher Schliff erzielt. Für gewöhnlich aber begnügt man sich damit, die Federn zum Schluß in umlaufenden Cylindern mit Sägemehl zu putzen.

In einem anderen Raum werden nun die fertigen Federn nachgesehen und auf ihre Qualität geprüft. Namentlich wird die Beschaffenheit des Schnabels durch Andrücken an einen knöchernen Daumenring untersucht. Nach dem Ergebniß dieser Prüfung werden die Federn als gute, mittlere und schlechte sortirt, und die mißlungenen zum Wiedereinschmelzen bei Seite gelegt.

Manche Sorten werden hierauf noch über Feuer braun oder blau angelassen, was sie jedoch blos für das Auge gefälliger macht, denn einen irgendwie wirksamen Schutz kann dies feine, farbige Häutchen unmöglich verleihen, da es selbst schon das Ergebniß einer beginnenden Oxydation ist. Wohl aber werden die Federn durch eine galvanische Verkupferung, Verzinnung oder Versilberung in der That erheblich haltbarer. Wieder andere Sorten macht man durch Beizen dunkel- oder hellgrau, um sie dann unter allerlei Phantasienamen in den Handel zu bringen. Aluminiumfedern werden aus Aluminiumbronze hergestellt, die jedoch dem Gußstahl nicht gleichkommt. Goldfedern mit harter Spitze aus einer Legirung von Platin und

Osmium-Iridium ſind ſehr theuer, haben aber allerdings den Vorzug, daß ſie von der Tinte nicht angegriffen werden.

Man hat neuerdings neben den Stahlfedern mit elaſti-

Das Spalten.

ſcher Spitze, die bei Grundſtrichen der Druckanwendung bedürfen, noch ſolche mit abgeſtumpfter Spitze, bei denen die Grundſtriche ohne Druckanwendung entſtehen. Die Letzteren haben durch F. Soennecken in Deutſchland eine große Verbreitung gefunden.

Nachdem die Stahlfedern zum Schluß noch zum Schutz gegen das Oxydiren mittelst einer Auflösung von Schellack und Gummi lackirt worden sind, kann der Versandt geschehen. Beim Verpacken wiegt man sie grosweise ab, schüttet sie in kleine Pappkästchen und versieht diese mit einem Umschlage, der die Eigenschaften der betreffenden Federsorte, die Firma und andere Angaben enthält.

So viel verschiedenartige Arbeiten sind also nothwendig, um ein Stückchen Stahl in die fertige Stahlfeder umzuwandeln, deren Preis aber trotz alledem durch den Großbetrieb und die vervollkommnete Herstellungsweise ein ganz erstaunlich niedriger ist. Während man vor einem halben Jahrhundert für ein Gros Stahlfedern noch etwa drei Thaler bezahlen mußte, bekommt man selbst von besseren Sorten heute ein Gros schon für 50 Pfennige, während die geringsten 25 Pfennige kosten.

Den Hauptbedarf von Stahlfedern für den Weltmarkt liefert heute noch England, doch finden sich jetzt auch bereits sehr leistungsfähige und hervorragende Fabriken in Deutschland (namentlich in Berlin, Bonn und Leipzig-Plagwitz), wie auch in Frankreich und Nordamerika.

Ein byzantinischer Usurpator.

Kulturgeschichtliches Skizzenblatt von **Theodor Winkler.**

(Nachdruck verboten.)

Seit mehr als vier Jahrhunderten bereits ist das byzantinische Kaiserreich, nachdem es über ein Jahrtausend geblüht hatte, in sich zusammengebrochen. Die Geschichtsschreiber, namentlich die der neueren Zeit, gehen gern mit einer gewissen Geringschätzung darüber hinweg, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn dieser in Staub zerfallene Staat fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen ist. Und doch bietet derselbe bei eingehender Betrachtung eine Fülle des Interessanten, eine glänzende Geschichte voll bunten Wechsels, in welchem große Thaten ebenso wenig fehlen, wie dunkle Schicksale, verhängnißvolle Verwickelungen, heftige Kämpfe und entsetzliche Verbrechen. Ueber Allem aber verbreiten die letzten Strahlen der altrömischen und griechischen Kultur ihren goldenen Schimmer, der Entartung und dem Verfall eine gewisse Glorie verleihend.

Eine Periode der Geschichte dieses untergegangenen Staates, die uns die Zustände in demselben in heller Beleuchtung zeigt, und durch die darin auftretenden Charaktere besonderes Interesse gewährt, ist die der Regierung des Kaisers Romanos IV. Diogenes, welcher nur vier Jahre,

von 1067 bis 1071, auf dem Throne des oströmischen Reiches saß.

Als Kaiser Konstantin X., ein gelehrter Mann, der eifrig den Studien oblag und sich um die Herrschaft wenig kümmerte, im Jahre 1067 starb, bestimmte er in seinem letzten Willen, daß seine drei Söhne unter Vormundschaft ihrer Mutter Eudoxia Makrembolitissa gemeinschaftlich regieren, diese aber Zeitlebens Wittwe bleiben sollte, was die Kaiserin auch gelobte und mit einem feierlichen Eide beschwor. Eudoxia, nicht ohne Ehrgeiz, ergriff denn auch sofort die Zügel der Herrschaft und führte sie im Namen ihrer drei Söhne völlig unumschränkt. Allein sie war eine noch zu junge und schöne Frau, als daß sie ihre Wittwenschaft auf die Dauer nicht als eine schwere Einbuße an ihrem Lebensglück hätte empfinden sollen. Dazu kam noch, daß sie sich ohne die sichere Stütze eines Gatten zu schwach fühlte, das Land gegen die feindlichen Einfälle der Türken zu vertheidigen, und so faßte sie, uneingedenk ihres Eides, den Entschluß, zu einer zweite Ehe zu schreiten.

Mußte ihr schon dies allein Feinde erwecken, so geschah es noch mehr durch die eigenthümlichen Umstände, unter denen Eudoxia sich vermählte, sowie durch den Mann, auf welchen ihre Wahl gefallen war. Romanos Diogenes war sein Name. Gleich nach des Kaisers Tode war eine Verschwörung ausgebrochen, in welcher der Genannte eine Hauptrolle spielte. Der Aufruhr wurde bald unterdrückt, und Romanos Diogenes sollte als Hochverräther zum Tode geführt werden. Da schlug sich die Kaiserin in's Mittel und schenkte ihm das Leben. Das war auffallend genug, denn seine ganze frühere Thätigkeit war in Dunkel gehüllt, man wußte nichts weiter von ihm, als daß er abenteuernd die Welt durchstreift hatte, und so fehlte jedes Verdienst, das seine Begnadigung erklärlich hätte erscheinen lassen. Allein er war ein ebenso schöner als tapferer Mann, und

der Anschlag, den er gegen die Kaiserin geplant hatte, bewies am deutlichsten, daß er vor Gefahren nicht zurückschrecke. Einer solchen Persönlichkeit schien Eudoxia zu benöthigen.

Wie aber konnte sie Angesichts der testamentarischen Bestimmung ihres ersten Gemahls, zu deren Befolgung sie sich eidlich verpflichtet hatte, diesen jungen Mann zu dem ihrigen machen, ohne als Meineidige dazustehen und einen Sturm des Unwillens gegen sich heraufzubeschwören? Die Lösung dieser Frage mag der Kaiserin manche Stunde des Nachdenkens gekostet haben; allein schließlich fand sie den gesuchten Ausgang und zwar auf folgende Weise.

Das Dokument, in welchem Eudoxia ihre Einwilligung in das testamentarische Verlangen des verstorbenen Kaisers niedergelegt hatte, befand sich in den Händen des Patriarchen von Konstantinopel, Xiphilin mit Namen, dem es zugleich oblag, die Befolgung dieses letzten Willens zu überwachen. Dieser, ein achtzigjähriger schwächlicher Greis, mußte gewonnen werden, und Eudoxia's List hatte die nöthige Brücke zu ihm bald gefunden. Xiphilin hatte einen über Alles geliebten Neffen, welcher jung und tapfer war, einen großen Ehrgeiz besaß und nach den höchsten Ehrenstellen im Staate strebte. Dies machte sich die Kaiserin zu Nutze. Sie ließ durch einen ergebenen Diener dem Patriarchen beibringen, daß sie in glühender Liebe zu seinem Neffen entbrannt sei und ihn als Gemahl heimzuführen wünsche, sich aber vor dem testamentarischen Gelöbniß fürchte. Der alte schwache Mann, bestürmt von seinem Liebling und verblendet von Ehrgeiz, ging auch wirklich darauf ein und kam dem Wunsche der Kaiserin-Wittwe nach. Er erklärte, der Wille des Verstorbenen könne es nicht gewesen sein, Land und Volk durch seine testamentarische Verfügung an den Rand des Verderbens zu bringen; vielmehr habe Konstantin wohl stillschweigend dabei vorausgesetzt, daß sein letzter Wunsch bezüglich der

Wittwenschaft Eudoxia's in verständiger Weise zur Ausführung gebracht und im Falle der Nothwendigkeit ganz aufgehoben werde. Wenn also die Kaiserin sich außer Stande sehe, ohne die Stütze eines Gatten das Wohl des Staates zu wahren, so verstehe es sich von selbst, daß sie trotz des gegebenen Versprechens zu einer Wiedervermählung schreiten könne, ja sogar müsse.

Kaum hatte Xiphilin diese Erklärung dem Volke gegeben und den Eid der Kaiserin als nichtig und hinfällig bezeichnet, sowie die darauf bezügliche Urkunde in ihre Hände zurückgegeben, so wurde dem Neffen unter einem schicklichen Vorwande der Prozeß gemacht und derselbe in's Gefängniß geworfen, an seine Stelle aber trat Romanos Diogenes als kaiserlicher Bräutigam, und der enttäuschte Patriarch mußte den Ehebund mit Eudoxia kirchlich einsegnen.

Dies geschah am 1. Januar 1068.

Natürlich war der ganze Hof über diese jähe Wendung der Dinge nicht wenig erstaunt. Insbesondere die drei kaiserlichen Söhne waren über diese unerwartete Besetzung des väterlichen Thrones auf's Höchste entrüstet. Ein Theil der Garden schlug sich sofort auf ihre Seite, erregte einen Aufruhr und bedrohte den Palast. Allein Eudoxia ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Festen Muthes trat sie vor ihre Söhne und deren Anhang und bot ihre ganze Beredtsamkeit auf, ihnen das Geschehene als eine unabweisbare Nothwendigkeit zu erklären. Sie stellte ihnen vor, wie sehr ihre Jugend des Schutzes bedürfe und daß Romanos nur für sie das Reich bewahre und verwalte. Jeden Einwand, jedes Bedenken wußte sie geschickt niederzuschlagen, bis der Widerspruch der Gegner zum Schweigen gebracht war, und Volk wie Heer sich in die Sache fügten.

Allein Ruhe und Frieden waren auf diese Weise nur künstlich wiederhergestellt; im Stillen gährte die Feind-

schaft. Nicht nur die drei kaiserlichen Prinzen, auch noch andere Verwandte, darunter Konstantin's Bruder, Johann Dukas, fühlten sich zurückgesetzt und sannen auf den Sturz des verhaßten Eindringlings. Das Glück desselben war daher von sehr kurzer Dauer.

Er war ein Mann von kriegerischer Tüchtigkeit und Tapferkeit, der vor keiner Gefahr zurückschreckte. Ruhmesdurstig und energisch sammelte er eine Reihe der erfahrensten Leute um sich, unter deren Beistand er die Regierung führte und die eingerissenen Mängel zu verbessern suchte. Allein die Eifersucht seiner Gemahlin und die Mißgunst seiner Verwandten verbitterten ihm gleich anfangs das Leben. Die Kriegsnoth kam als drittes Mißgeschick dazu. Die Seldschukken unter ihrem gefürchteten Anführer Alp Arslan brachen wieder in Kleinasien ein und bedrohten das Reich. Romanos ließ diesen gegenüber nicht auf sich warten. Mehrere Jahre begünstigte auch das Glück seine Waffen. Mit Lorbeeren bekränzt und mit Beute reich beladen kehrte er aus dem Kriege gegen die Seldschukken zurück und hielt seinen Einzug in Konstantinopel. Der Erfolg stachelte seinen Ehrgeiz noch mehr an, und immer großartigere Pläne trieben ihn vorwärts. Er gedachte Kleinasien vollständig wieder zu erobern, und die Seldschukken durch die Unterwerfung Persiens für immer unschädlich zu machen. So zog er 1071 auf's Neue mit seiner Streitmacht dem Feinde entgegen.

Allein das Glück verließ ihn jetzt, das byzantinische Heer erlitt eine schwere Niederlage. Nach langer Gegenwehr und nachdem er schwer verwundet worden war und sein zum Tode getroffenes Roß ihn abgeworfen hatte, mußte sich Romanos Diogenes ergeben und als Gefangenen hinwegführen lassen. In Sklaventracht wurde er vor den Sultan gestellt, damit dieser über sein Schicksal entscheide.

Es war damals Kriegsbrauch, daß der Besiegte sich

vor dem Sieger auf die Erde werfen und diese küssen mußte, während der Sultan seinen Fuß auf dessen Nacken setzte. Auch Romanos mußte sich dieser Sitte fügen. Als ihr jedoch Genüge geschehen, ließ Alp Arslan sich in seiner Großmuth sehen. Mit eigener Hand hob er den besiegten Gegner vom Boden auf, pries laut seine Tapferkeit, zog ihn an seine Tafel und erwies ihm alle Ehren.

Inzwischen war die Kunde von dem Mißgeschick des Regenten nach Konstantinopel gekommen, und Eudoxia hatte sich beeilt, eine große Summe Geldes aufzubringen, um den Gefangenen damit auszulösen. Ihre Boten machten sich schleunigst auf den Weg nach Zabra, wo sich das Lager des Sultans befand, und überbrachten demselben das Anerbieten der Kaiserin. Alp Arslan vernahm ihre Botschaft und hieß sie im Vorhofe seines Bescheides warten, er selbst aber ging zu Romanos Diogenes.

„Sprich," redete er diesen an, „welches Schicksal erwartest Du von meiner Hand? Draußen stehen Boten Deiner Gemahlin, die Dich mir abkaufen wollen."

Romanos antwortete: „Du wirst mich tödten, wenn Du grausam bist; wirst mich als Zugthier vor Deinen Wagen spannen und mit der Peitsche nach mir schlagen, wenn Du Deinem Ehrgeiz folgest; allein Du wirst mich großmüthig behandeln und mich gegen das Lösegeld meines Weges ziehen lassen, wenn Du weise bist."

„Gut gesprochen!" rief der Sultan befriedigt. „Allein nun sage mir ebenso aufrichtig, was würdest Du mit mir gethan haben, wenn ich in Deine Hände gefallen wäre?"

Romanos Diogenes besann sich keinen Augenblick. „Ich würde Dich haben auspeitschen und nach Konstantinopel bringen lassen!" lautete seine offenherzige, aber wenig überlegte Antwort.

Alp Arslan strich sich seinen Bart, ließ seine Blicke prüfend über den Gefangenen gleiten und ging nachdenklich

einige Male auf und nieder. Vor Romanos stehen bleibend, sagte er dann sehr gelassen: „Du nennst Dich Christ! Macht Dir nicht die Lehre Deines Propheten zur Pflicht, Deine Feinde zu lieben und die zu segnen, welche Dir fluchen? Siehe, wir Muselmänner handeln anders."

Mit diesen Worten schritt er zum Eingang des Zeltes, zog die Vorhänge der Thür weit auseinander, ließ die Wachen bei Seite treten und rief:

„Zieh von dannen, Kaiser Romanos, und nimm Dein Lösegeld mit Dir. Ich schenke Dir die Freiheit."

Der Byzantiner glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen und wagte sich nicht von der Stelle. Aber der Sultan winkte ihm, gab ihm eine Ehrenwache zum sicheren Geleite und führte ihn bis an die Grenzen des Lagers.

Beschämt nahm Romanos seinen Rückzug. Er hatte nicht klug gehandelt, wie denn überhaupt sein barscher, hochfahrender und grausamer Charakter nur zu oft hervortrat und ihn verhaßt machte. So ließ er zum Beispiel einmal einen seiner Kriegsmänner, welcher einen Esel entwendet hatte, trotz der Erklärung desselben, daß er nicht allein das Thier zurückgeben, sondern auch seine ganze Habe als Entschädigung einsetzen wolle, die Nase abschneiden, was im ganzen Heere allgemeines Murren hervorrief. Solchen Thatsachen gegenüber mußte es seinen Widersachern um so leichter werden, ihm zu schaden. So konnte es denn auch geschehen, daß sofort auf die Nachricht seiner Gefangennehmung die alten Gegner seiner Herrschaft, Johann Dukas an der Spitze, die Gelegenheit ergriffen, den verhaßten Usurpator vom Throne zu stoßen. Noch ehe Romanos die Hauptstadt erreicht hatte, war bereits der älteste Sohn Konstantin's X., Michael, zum Kaiser ausgerufen und mit dem Purpur bekleidet worden.

Allein Eudoxia's Gemahl war keine jener fügsamen Naturen, die sich einen so schimpflichen Sturz hätten ge-

fallen lassen. Obwohl er seine Feinde in der Uebermacht sah und nicht nur Xiphilin, sondern sogar seine eigene Gattin gegen ihn arbeiteten, griff er doch unerschrocken zu den Waffen und erregte einen Bürgerkrieg.

Es kam zur Schlacht, und der Tapferkeit, mit welcher der gestürzte Kaiser und sein ganzes Heer fochten, gelang es, das eiserne Würfelspiel so zu seinen Gunsten zu wenden, daß man mit ihm in Friedensunterhandlungen eintrat. Romanos aber bestand hartnäckig auf der Fortsetzung des Bürgerkrieges, der sich jetzt in die Länge zog. Allein auf die Dauer vermochte er sich mit seiner geringen Streitkraft nicht gegen die Ueberzahl des Feindes zu behaupten, er unterlag und mußte sich ergeben.

Man versprach, ihn ehrenvoll zu behandeln, wenn er der Krone entsage. Dies gelobte er. Allein der Haß seiner Gegner war durch seinen Sturz noch nicht gekühlt, und schnöder Meineid und Wortbruch war im byzantinischen Reiche an der Tagesordnung. Man riß dem Gefangenen die Augen aus und führte ihn dann unter allerlei Mißhandlungen auf einem Maulesel zum Spott des Pöbels durch die Provinzen und überließ ihn endlich seinem Schicksal.

Vorüberziehende Kaufleute fanden ihn eines Tages in einem Graben am Wege liegen, halb verhungert, mit Schmutz bedeckt, die leeren Augenhöhlen voll Eiter. Die ihm angethanen Grausamkeiten ertrug Romanos mit der ganzen Standhaftigkeit, die ihm alle Zeit eigen gewesen war. Wenige Tage später erlöste ihn der Tod von seinen Qualen.

Die zeitgenössischen Geschichtsschreiber behaupten, daß er trotz aller Mängel ein großartig angelegter Charakter gewesen und daß seine Vorzüge bei Weitem seine Fehler überwogen hätten, so daß er unter günstigeren Verhältnissen ein ausgezeichneter Herrscher gewesen wäre. Zweifellos ist, daß er der gesammten kaiserlichen Familie in jeder

Hinsicht überlegen war. Er hinterließ drei Söhne, Konstantin, Leo und Nicephor, von denen die beiden ersten in der Schlacht fielen, der letztere aber später die Krone erstrebte.

Auch Eudoxia fiel den Palastintriguen zum Opfer. Sie wurde von ihrem eigenen Sohne aus der Hauptstadt verbannt und in ein Kloster gesteckt. Dort widmete sie sich den Studien und literarischen Arbeiten, denn gebildet waren diese Byzantiner trotz ihrer Laster und Entartung im höchsten Grade, viel gebildeter, als die Fürsten und Großen des übrigen Europa damaliger Zeit.

Die englisch-egyptische Expedition nach Dongola.

Zeitgeschichtliche Skizze von **A. Kreuzer.**

Mit 10 Illustrationen.

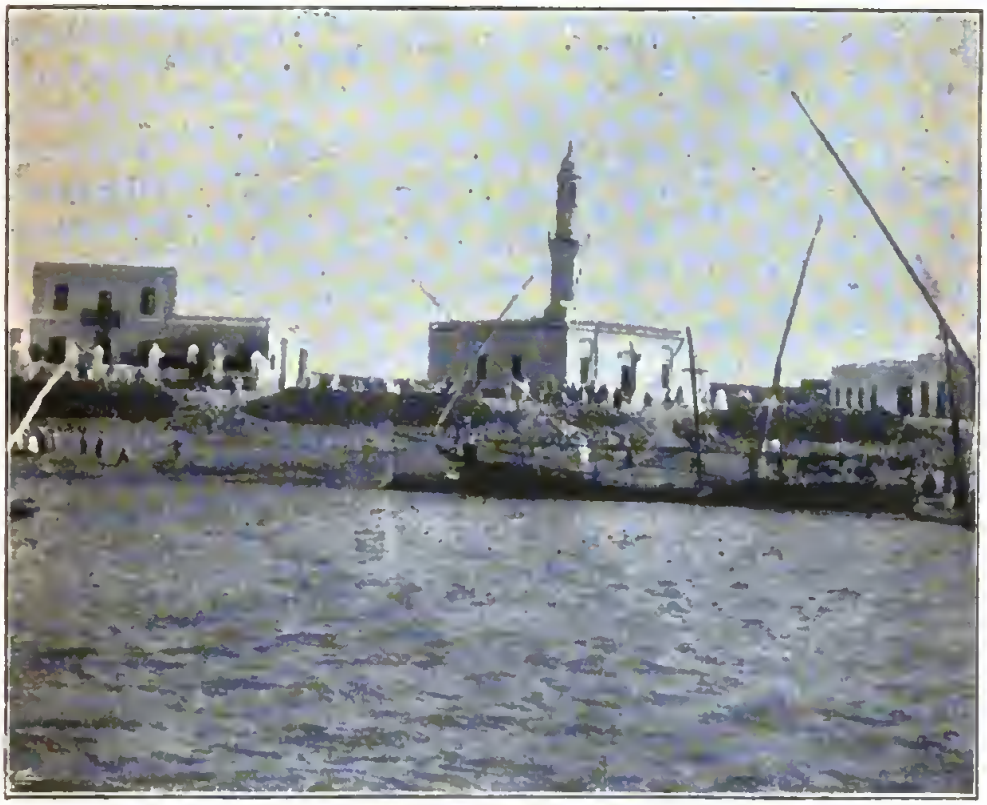
(Nachdruck verboten.)

„Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed Achmed ist sein Mahdi!“ Mit diesem Rufe drangen die fanatisirten Schaaren eines neuen furchtbaren Propheten am 26. Januar 1885 in Khartum ein, und seitdem ist der egyptische Sudan für Egypten, das jetzt thatsächlich eine englische Provinz ist, verloren. Gegenwärtig plant England eine Wiedereroberung des ganzen, ehemals zu Egypten gehörigen Sudans, wenn vorläufig auch nur Dongola als das Ziel dieses englisch-egyptischen Vormarsches den Nil aufwärts angegeben wird.

Der südlichste Punkt am Nil, der bisher noch eine egyptische Garnison hatte, ist Wadi Halfa, das den Sammel- und Ausgangspunkt der Expedition bildet, welcher sich überall das allgemeine Interesse zuwendet. Begründet wird dieser Zug, zu dem Egypten das Geld liefern muß, mit drohenden Bewegungen der Derwische ost- und westwärts des Nillaufes, die seit der Niederlage der Italiener bei Adua eine um so ernstere Gefahr für Egypten geworden seien. Jedenfalls hat England dadurch einen schlagenden Grund für die Aufrechterhaltung seiner

Herrschaft im Nillande gewonnen, und ihrer Befestigung dient offenbar auch in erster Linie die Expedition, welche in Wadi Halfa vorbereitet wird.

Die mahdistische Bewegung, gegen die sich auch der Kongostaat zu einem Kriegszuge vorbereitet, während Italien in Kassala den Derwischen gegenüber steht, d. h. die



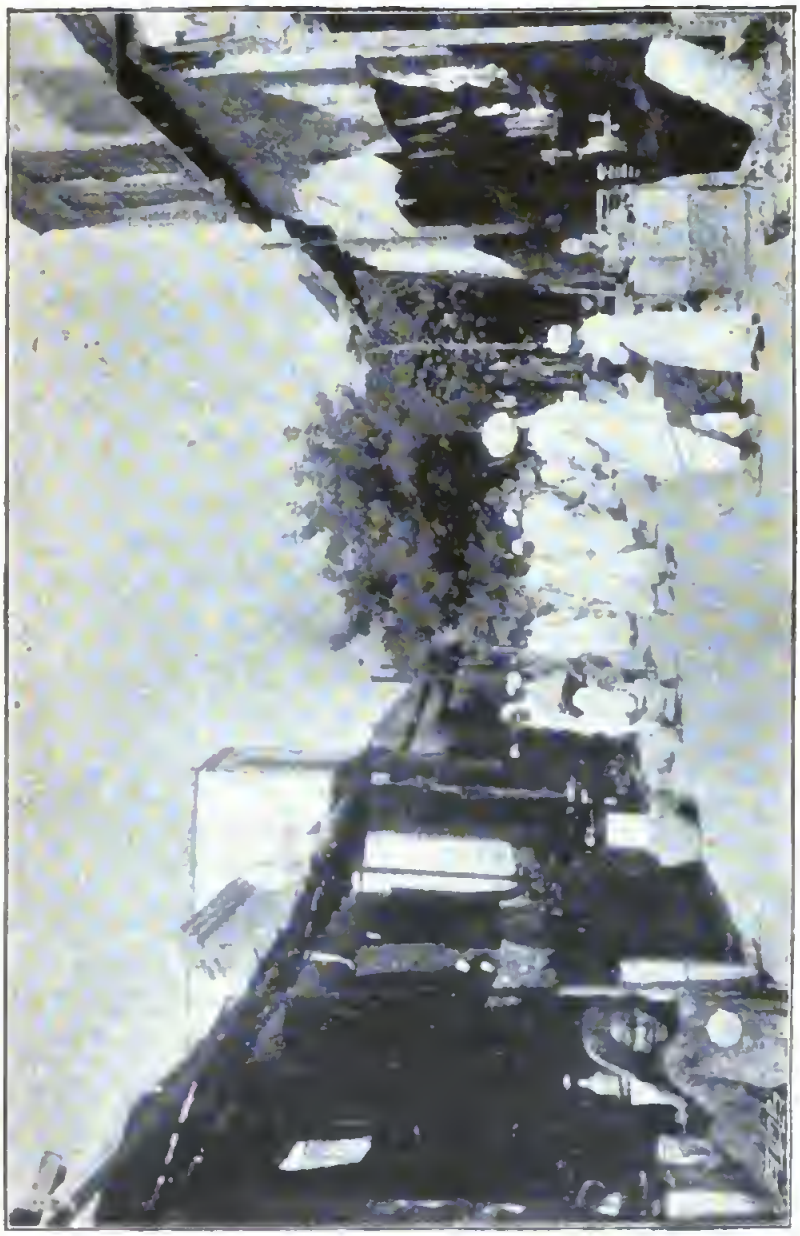
Wadi Halfa, vom Nil aus gesehen.

fanatisch-religiöse Erhebung der Araber des Sudans gegen die egyptische Herrschaft, nahm im Jahre 1881 ihren Anfang. Damals erhob der auf der Nilinsel Aba lebende Mohammed Achmed, der sich für den im 13. mohammedanischen Jahrhundert zu erwartenden „Mahdi" ausgab, im Ostsudan die Fahne des Aufruhrs, der mit furchtbarer Schnelligkeit um sich griff. Die egyptischen Truppenführer vermochten dem Vordringen der fanatischen Araberhorden nirgends Stand zu halten und baten dringend in Kairo um Unter-

stützung durch frische Truppen. Erst im Dezember 1882 gelang es, in Khartum ein Heer von etwa 10,000 Mann zu sammeln, über das der Engländer Hicks Pascha den Oberbefehl übernahm. Der größte Theil des Jahres 1883 verging mit der Ausbildung und Mobilmachung dieses Korps, und als es dann endlich den Vormarsch antrat, wurde es von den Mahdisten in ein unwegsames Gelände gelockt, dort überfallen und bis auf wenige Hunderte zusammengehauen.

Dieser Sieg breitete die Macht des Mahdi weit über den Nil bis nach Abessinien und gegen die Küste des Rothen Meeres hin aus, denn die Völker des Sudans waren der festen Ueberzeugung, daß thatsächlich ein Wunder geschehen sei. Anfangs 1884 wurden nur noch Khartum und einige kleinere Plätze von den egyptischen Garnisonen gehalten, und die letzteren fielen ebenfalls, nachdem Baker Pascha durch Osman Digma am 4. Februar 1884 beim Brunnen El-Teb eine Niederlage erlitten hatte. Nun schickte die britische Regierung den General Gordon nach dem Sudan, der in Khartum als Generalgouverneur an die Spitze der dortigen Verwaltung trat, Truppen organisirte und durch bewaffnete Dampfer die Nillinie offen zu halten suchte. Bald jedoch wurde seine Verbindung mit Egypten unterbrochen und er selbst eingeschlossen. Nach längerem Zögern schickte England ein entsprechend starkes Heer unter Lord Wolseley zum Entsatze Gordon's nilaufwärts, das über Dongola nach Korti vordrang und von dort im Januar 1885 zwei Kolonnen nach Berber beziehungsweise Metemmeh aussandte. Die zweite davon erreichte unter General Stewart den Nil nach blutigen Kämpfen, doch war inzwischen Khartum bereits am 26. Januar gefallen und Gordon getödtet worden; die Kolonne kehrte daher nach Korti zurück. Die andere vermochte Berber nicht zu erreichen und wurde von Lord

Wolseley zurückgerufen. Das ganze Heer kehrte alsdann nach Oberegypten zurück und ließ nur einige Plätze am



Straße in Wadi Halfa.

Nil in der Provinz Dongola besetzt, die aber nachher ebenfalls bis auf Koscheh und Wadi Halfa geräumt wurden. Mittlerweile war der Mahdi gegen Ende Juni im Lager von Omdurman gestorben, die Herrschaft über die Glän-

bigen seinem Khalifen Es Sayid Abdullahi Ibn Es Sayid Hamadallah hinterlassend.

Dieser setzte den Kampf fort, doch scheiterten die Vorstöße, welche seine Derwische nilabwärts unternahmen, größtentheils, und seit den Niederlagen bei Toski im August 1889 und dem Siege der von Suakim vordringenden Engländer über Osman Digma am 10. Februar 1891 begann der Stern des Mahdi zu sinken. Auch gegen die Italiener am Rothen Meer waren die Derwische nicht vom Glück begünstigt: sie erlitten eine Niederlage beim Fort Agordat und wurden durch die Besetzung von Kassala (17. Juli 1894) vom Rothen Meer abgeschnitten. Unteregypten ist von den Mahdisten überhaupt noch nicht berührt worden, so nachdrücklich auch der Khalif den großen Eroberungszug gegen Kairo predigte: Sarras und Wadi Halfa am Nil, ebenso das am Rothen Meer gelegene Suakim sind stets von den englisch-egyptischen Truppen behauptet worden.

Heute umfaßt das Reich des Mahdi Nubien bis fast nach Wadi Halfa, den sogenannten egyptischen Sudan bis zum Atbara, Kordofan, Darfur, das Bahr el-Ghasal-Gebiet und bis vor Kurzem auch die ehemals von dem verstorbenen Emin Pascha verwaltete Aequatorialprovinz, welche die Mahdisten aber neuerdings infolge einer siegreichen Erhebung der eingeborenen Dinka wieder haben räumen müssen. Von jenem Gebiete aus finden nun fortgesetzt Beunruhigungen der anstoßenden Länder durch die Derwische statt, die in den davon heimgesuchten Kolonialgebieten Vorkehrungen zu ihrer Abwehr nöthig gemacht haben. Ueberall sind dort feste Stellungen geschaffen und mit Truppen belegt worden, die bereit sind, die Angriffe der Mahdisten abzuwehren und zu geeigneter Zeit auch angriffsweise gegen sie vorzugehen, wie das gegenwärtig England und der Kongostaat thun. Die Truppen des letzteren halten in

der nordöstlichen Ecke des Staates, etwa 375 Kilometer von dem mahdistischen Lager in Bor, am Uëlle und am Dongufluſſe, unter den Befehlen des Kommandanten Chaltin vier starkbefestigte Lager in Djabbir, Uërre, Nyangarra und Dongu besetzt. Major Thanis soll dort den Oberbefehl übernehmen und vor seiner Abreise von Antwerpen

Eine Gruppe von Derwischen.

den Entschluß ausgesprochen haben, daß er 20,000 bis 30,000 Eingeborene bewaffnen und an ihrer Spitze gegen die Mahdisten ziehen werde. Sollte sich dies bestätigen, dann stünde ein Doppelangriff von Norden und Südwesten auf den Khalifen Abdullahi bevor, was natürlich auch für die Lage der Italiener in Abessinien von erhöhter Wichtigkeit sein würde.

Was die Stellungen der Derwische angeht, so hat man

darüber nur ungewisse Nachrichten, sofern ihre Bewegungen sich nicht den Grenzen nähern. Allgemeiner Annahme nach ist die Hauptmacht der Mahdisten im Lager bei Omdurman am Zusammenflusse des Nils, gegenüber von Khartum, vereinigt; ein anderes größeres Lager befindet sich außerdem bei Bor am Nil, nördlich von der Aequatorialprovinz, und einzelne Heerestheile bewegen sich nach Norden gegen Dongola, nach Nordwesten gegen Suakim und Kassala, sowie im äußersten Südwesten im Gebiet von Bahr el-Ghasal. Bei Suarda, etwa 150 Kilometer südlich von der egyptischen Grenze, sollen die Derwische einen Posten von 2000 bis 3000 auserlesenen Streitern haben, während in Dongola, wie man schätzt, 10,000 Reiter mit Pferden oder Kameelen, Speerkämpfer und Schützen hinter ihnen stehen.

Somit liegt für England, wenn es seine Stellung im Pharaonenlande aufrecht erhalten will, allerdings die dringende Nothwendigkeit vor, den fanatisirten Schaaren energisch entgegenzutreten, und das soll eben jene Expedition von Wadi Halfa aus thun, für die als vorläufiges Ziel die Wiedereroberung des Gebietes von Dongola angegeben wird.

Der Vormarsch der englisch-egyptischen Streitkräfte kann jedoch nicht sogleich stattfinden. Ganz abgesehen davon, daß die Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt ist, um an einen solchen, der bald eintretenden furchtbaren Hitze halber, denken zu können, muß auch erst für eine regelrechte Verbindung Sorge getragen werden. Es muß in erster Linie für die Anlage, beziehungsweise Wiederherstellung der Eisenbahn zwischen Sarras und Akascheh (150 Kilometer südlich von Wadi Halfa) Sorge getragen werden. Während der Expedition 1884/85 war die Bahn von Wadi Halfa bis Akascheh hergestellt, nachher aber von den vordringenden Mahdisten zum größten Theile zerstört worden. Nach-

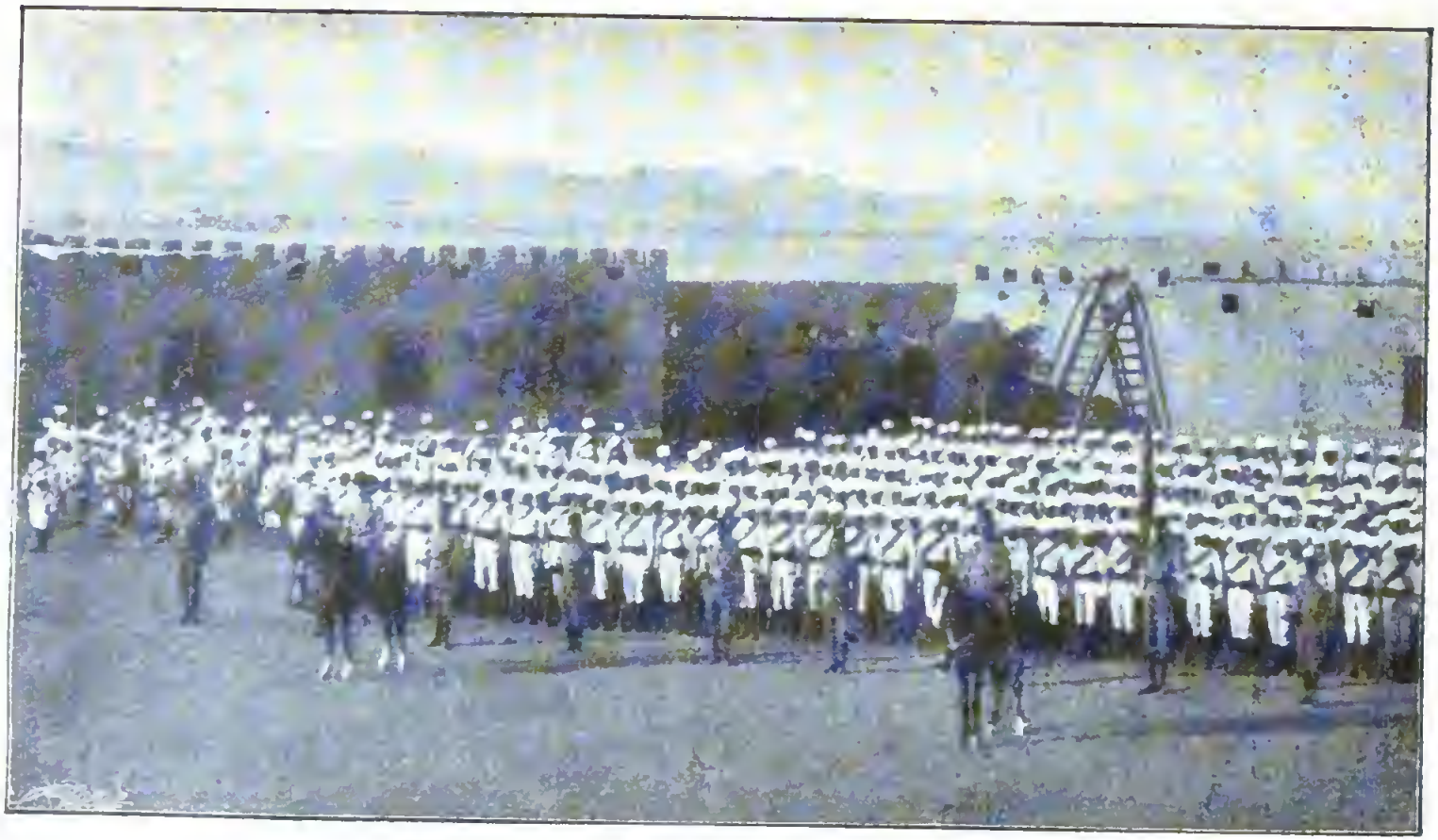
dem sich dann die schwarzen Horden aus dem nördlichen Theile der Provinz Dongola zurückgezogen hatten, drangen die Egypter von Wadi Halfa aus wieder langsam vor

Die Yacht des Khedive.

und sind schon seit mehreren Jahren im Besitze der Nordhälfte jenes Schienenstranges, den sie bis zu dem Orte Sarras am Nil wiederhergestellt haben. Es erübrigt jetzt also noch die Weiterführung bis Akascheh (eine Strecke

von 75 Kilometern), zu welchem Zwecke ein besonderes Eisenbahnbataillon gebildet wird. Nach neueren Meldungen soll die Linie dann von Akascheh bis Abu Fatmeh (40 Meilen von Dongola) fortgesetzt werden. Der Transport der für die Expedition bestimmten Truppen fand bisher in der Weise statt, daß sie von Kairo bis Girgeh auf der Eisenbahn befördert wurden. Dann übernimmt die Firma Cook den Transport bis Assuan am ersten Nilkatarakt mit ihren stattlichen Dampfern, neben denen man auch oft die schöne Yacht des Khedive gewahrt, die dieser erst kürzlich dem Herzog von Cambridge für die Nilfahrt zur Verfügung stellte. Von Assuan bis Wadi Halfa leitet das Kriegsdepartement die Weiterbeförderung der Truppen, die von dort ab wegen der Kataraktе zu Lande stattfindet. Im Juni beginnt nun aber die Nilschwelle, die sich zu Ende dieses Monats bereits in Assuan bemerkbar macht. Alsdann wird es den Nildampfern möglich, über die Stromfälle hinweg bis nach Ferkeh, etwa 25 Kilometer oberhalb Akascheh, zu schiffen, von wo die Weiterfahrt bis Dongola, 250 Kilometer weiter, leicht von Statten gehen kann. Deswegen werden auch noch Dampfer für die Zwecke der Expedition hergerichtet. Auch soll die Militärabtheilung in Aldershot den Befehl erhalten haben, eine Abtheilung mobil zu machen, die sich der Dongola-Expedition anschließen soll. Eine Kompagnie Pionniere, die nach Suakim bestimmt ist, wird ebenfalls zu der Nilkolonne stoßen.

Es ergibt sich aus diesen Nachrichten, daß die Operationen in den nächsten Monaten kaum weit südwärts über Akascheh hinaus ausgedehnt werden können, und die eigentliche Expedition dürfte wohl erst im Herbst beginnen. Im Arsenal von Woolwich und in der Maxim-Nordenfelt'schen Geschützfabrik zu Erith herrscht rege Thätigkeit, und Alles deutet darauf hin, daß man sich im Kriegsministerium auf einen längeren Feldzug in Egypten gefaßt macht. Erst



Egyptische Infanterie vor dem Aufbruche von Wadi Halfa.

jüngst hat der ohne alles Blutvergießen abgelaufene Feldzug gegen die Aschanti wieder gelehrt, wie sehr alle Kriegsvorräthe bei der Beförderung durch ein schwer passirbares Land leiden. Es soll deswegen auch noch eine Kleinbahn von Suakim nach Tambul gebaut und letzteres stark befestigt werden.

Vorläufig herrscht namentlich in Wadi Halfa ein äußerst lebhaftes und interessantes kriegerisches Leben und Treiben. Dieser neuerdings so viel genannte Ort ist die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in Oberegypten, in der Provinz Esneh, am rechten Nilufer, etwa zwei Kilometer unterhalb des zweiten Kataraktes, in 128 Meter Meereshöhe, mit etwa 3450 Einwohnern. Der Ort wurde nach dem Halfagras benannt, welches die benachbarten Ebenen bedeckt, und das früher dort sehr viel zu Matten verarbeitet wurde. Zwischen Assuan und Wadi Halfa ungefähr in der Mitte liegt am rechten Ufer das befestigte und mit einer Garnison versehene Korosko, die Uebernachtungsstation für die in zwei Tagreisen die Fahrt von Assuan bis Wadi Halfa zurücklegenden Boote und der Ausgangspunkt der großen Karawanenstraße nach Berber und Khartum, die den großen Nilbogen nach Westen abschneidet, der voller Katarakte ist.

Wadi Halfa selbst bildet die Hauptposition der Grenzbewachung und hatte bisher eine Besatzung von vier Bataillonen, zwei Schwadronen, einer Maulthierbatterie und einem Kameelkorps. Der Ort ist befestigt und auf beiden Nilufern durch vorgeschobene kleine Forts gesichert. In den Straßen von Wadi Halfa, wo sonst ein vorwiegend friedlicher Verkehr zu gewahren war, wimmelt es jetzt von Soldaten; in einem fort treffen Truppen ein, oder sie sammeln sich draußen vor der Stadt, um nach Sarras oder Akascheh abzurücken; ganze Heerden neu angekaufter Kameele oder von Vieh, das für die Ernährung der

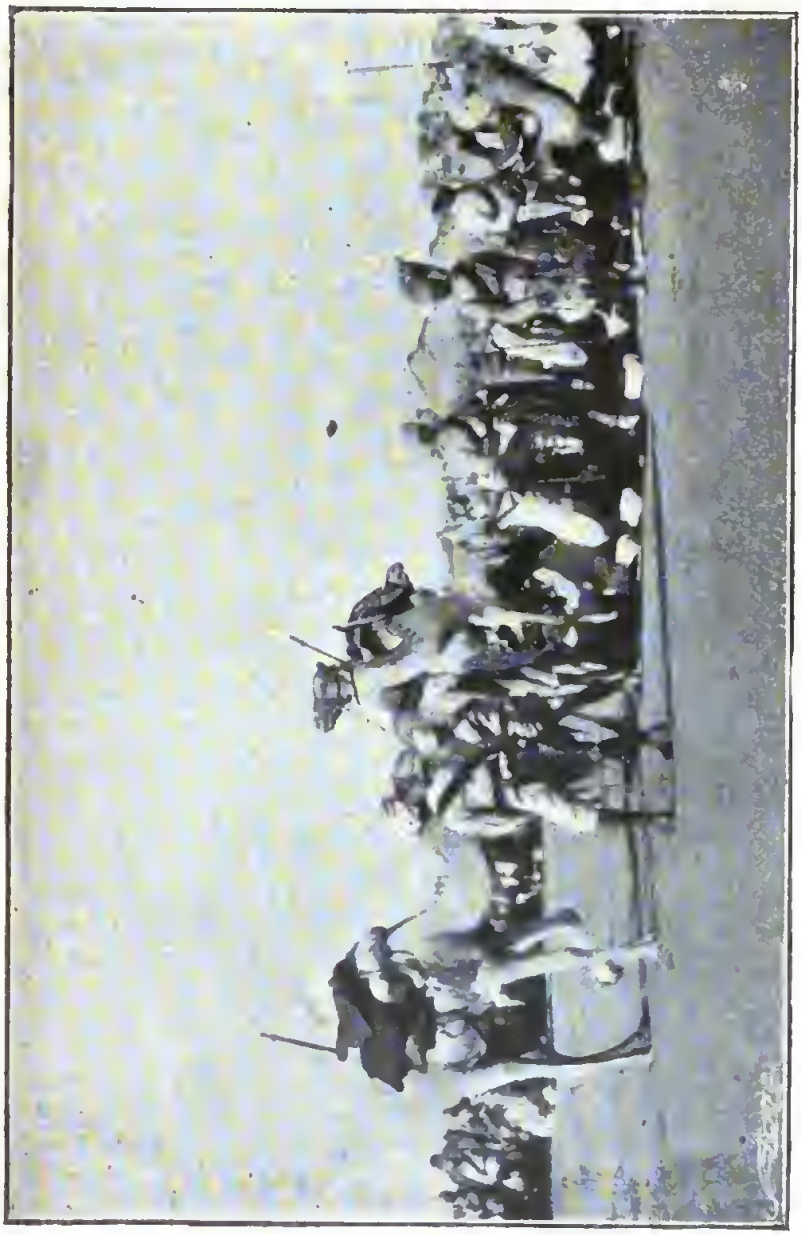
Die Fahnensektion eines sudanesischen Bataillons.

Truppen bestimmt ist, treibt man heran, kurz, es werden alle Vorbereitungen getroffen, um den Vormarsch im gegebenen Augenblick ohne Säumen antreten zu können.

Vorläufig führt den Oberbefehl über die englisch-egyptischen Streitkräfte der englische General Sir Herbert Horatio Kitchener Pascha, der Sirdar oder Generalissimus des Khedive, doch ist bereits festgesetzt worden, daß im Herbste Sir Redvers Buller an die Spitze der Expedition gegen die Derwische treten soll, der jedoch erst im August nach Kairo abreisen wird. Die kürzlich nach Egypten geschickten sonstigen höheren britischen Offiziere haben nur die Aufgabe, das egyptische Kontingent organisiren zu helfen. Im Ganzen verfügt England gegenwärtig am Nil nach offiziellen Angaben über 13,586 Mann egyptischer Truppen: nämlich acht Fellah- und fünf Sudanesenbataillone, acht Schwadronen, eine Kameelreiterabtheilung und 40 Geschütze. An englischen Okkupationstruppen befinden sich dort: 3070 Mann Infanterie, 519 Reiter, 166 Artilleristen u. s. w., zusammen 4277 Mann. Diese letzteren sollen jedoch zunächst nicht zu der Expedition verwendet werden, sondern zum größten Theile in den Garnisonen verbleiben. Nur ein Bataillon Engländer wird als Schutztruppe des Hauptquartiers die Expedition mitmachen, die von zwölf egyptischen Bataillonen mit zusammen 8000 bis 9000 Mann ausgeführt werden soll.

Die besten Truppen des egyptischen Heeres sind die sudanesischen Bataillone, lauter kräftige, große Leute, von denen viele jedem deutschen Garderegimente Ehre machen würden. Bekanntlich besteht der größte Theil der deutschen Schutztruppe in Ostafrika aus Leuten derselben Sudanstämme, wie die egyptischen schwarzen Bataillone. Als Major H. v. Wißmann den Auftrag erhielt, den Grund zu jener Kolonialtruppe zu legen, nahm er vorher Gelegenheit, die von englischen Offizieren ausgebildeten Truppen der egyptischen Armee behufs der zu treffenden Auswahl eingehend zu studiren. Er sagt über die Sudanesen: „Man hält in Egypten die Sudanesen von den Egyptern getrennt, ver-

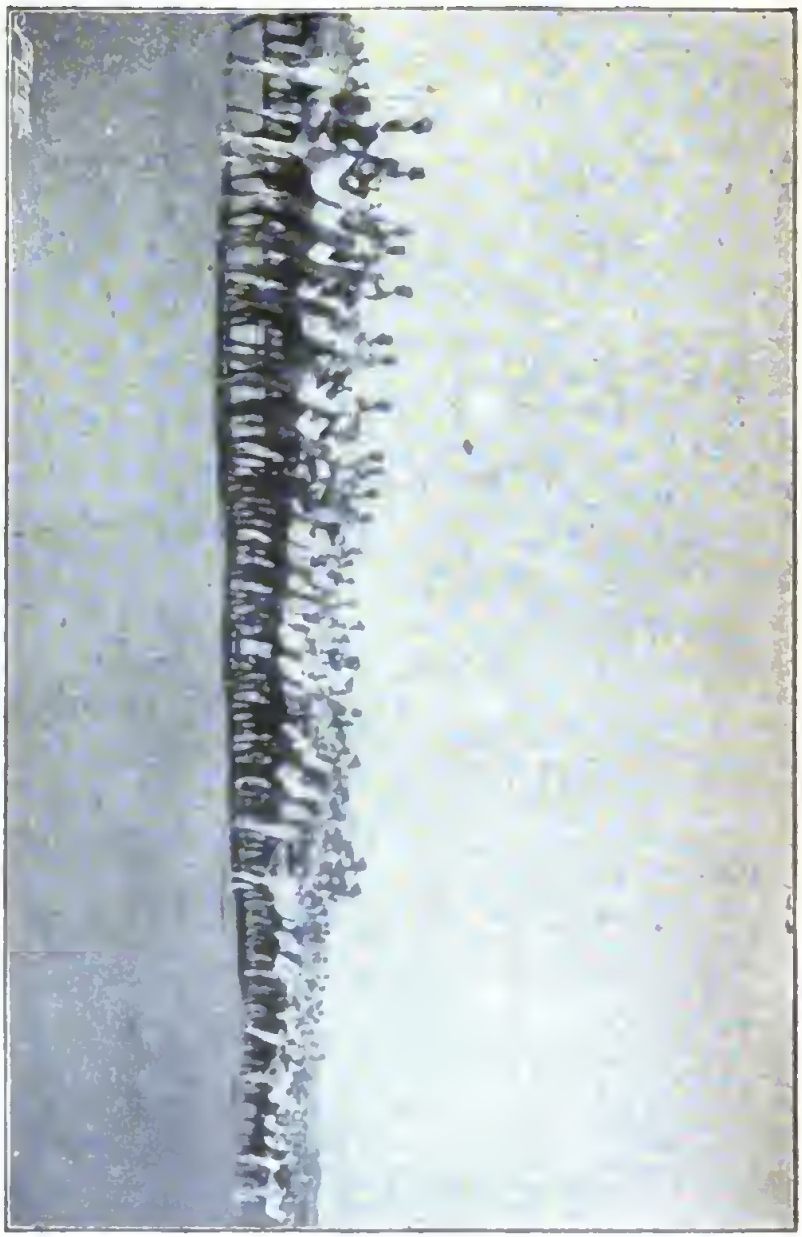
wendet sie nur als Infanteristen und betrachtet sie als den Kern der Armee, als den zuverlässigsten Theil derselben im Kriege. Der egyptische Fellah ist in mancher Beziehung



Vor dem Antreten.

dem Neger wohl überlegen; er ist muskulöser, intelligenter, ein besserer Schütze, aber Jenem weit unterlegen in soldatisch-moralischer Beziehung, und dieser eine Umstand wiegt alle jene Vorzüge des Fellahs auf. Ich sagte: in soldatisch-

moralischer Beziehung, da hinsichtlich allgemein menschlicher Moral obige Beobachtung nicht zutrifft. Der Egypter ist



Das Kameelreiterkorps auf dem Marsche.

nüchterner und weniger streitsüchtig, weshalb man auch die schwarzen Bataillone nie in großen Städten garnisonirt, sondern stets an der Grenze vor dem Feinde beläßt. Der Egypter ist, möchte ich sagen, ein besserer Friedenssoldat,

der Sudanese hat mehr soldatischen Instinkt, ist geborener Feldsoldat."

Eine ganz ausgezeichnete Truppe ist das Kameelreiterkorps, das als Reitthiere einhöckerige Kameele (Dromedare) hat, welche ausnehmend schnellfüßig, ausdauernd und zäh sind, so daß man von diesem Korps namentlich für den

Kameelreiterpatrouille.

Sicherheits- und Kundschaftsdienst wichtige Dienste erwartet. Von den vorgeschobenen Posten werden fortwährend Kameelreiterpatrouillen zu Erkundungen weit in das Vorgelände geschickt. Vor dem Antreten eines solchen Korps gibt es gewöhnlich einigen Wirrwarr, da die Thiere überaus störrisch und bösartig sind. Man muß sie zunächst zum Niederknieen bringen; dann erfolgt das Kommando: „An die Kameele!" Jeder Mann tritt in die auf der linken Seite befindlichen beiden Steigbügel und schwingt sich,

nachdem die Thiere sich aufgerichtet haben, bei dem Kommando: „Aufgesessen!“ in den oben auf dem Höcker befindlichen Sattel. Beim Marsch durch die Wüste trägt jedes Kameel außer seinem völlig ausgerüsteten Reiter noch einen entsprechenden Munitions-, Proviant- und Wasservorrath, sowie ein halbes Zelt. Kommt es zum Gefecht, so sitzen die Kameelreiter ab; je drei Mann kämpfen, während ein vierter die vier Thiere führt und sie in der Nähe seiner fechtenden Kameraden möglichst gedeckt aufstellt.

Für weite Ritte in der Wüste sind die Kameele dem Pferde in jeder Beziehung überlegen. Sie traben eine Strecke von 10 englischen oder 2½ deutschen Meilen bequem in einer Stunde. Es gibt aber auch Thiere, die noch viel schneller sind, und der Reiter, welcher ein solches reiten darf, ist nicht wenig stolz darauf. Wenn man bedenkt, daß die Thiere gewöhnlich acht Stunden täglich traben und dies vier bis fünf Tage fortsetzen können, so läßt sich ermessen, welchen Nutzen ein derartiges Korps für Wüstenexpeditionen zu gewähren vermag.

Was nun die Streitkräfte des Mahdi anbelangt, so schätzt Major Wingate, der dem militärischen Kundschafteramt in Wadi Halfa vorsteht, und ein ausgezeichnetes Werk über den Sudan geschrieben hat, sie auf mindestens 20,000 bis 30,000 Mann, die dem Vorgehen der englisch-egyptischen Expedition entgegentreten können. Slatin Pascha gibt folgende Angaben über die mahdistischen Krieger im ganzen Sudan: 34,350 Negertruppen und bewaffnete Araber, 6600 Reiter, 64,100 Schwert- und Lanzenstreiter, dazu 75 Geschütze. Von den 40,000 vorhandenen Gewehren sind etwa 22,000 Remingtons, denen, weil sie zu schwer waren, der Schaft abgeschnitten wurde; der Rest sind alte ein- und doppelläufige Perkussionsgewehre. Von den Pferden vermöchte kaum die Hälfte eine mäßige Kampagne aus-

zuhalten. Von den 64,000 Schwert- und Lanzenstreitern ist mehr als der vierte Theil wegen zu hohen oder zu jugendlichen Alters zum Felddienst untauglich. Unter den Geschützen sind sechs Kruppkanonen größten Kalibers mit sehr geringem Munitionsvorrath, acht Mitrailleusen alten und neuen Systems, die übrigen alte Messingvorderlader

Das schnellste Kameel des Korps.

verschiedenen Kalibers. Die Gewehrmunition ist beinahe durchweg Omdurmaner Fabrikat aus selbstbereitetem Pulver, mit Zündhütchen eigener Mache; die Tragfähigkeit ist im Durchschnitt kaum 600 bis 700 Schritt. „Einem ernsten, wohl vorbereiteten Angriff von außen kann diese Macht auf die Dauer nicht widerstehen," ist die Ansicht Slatin's.

Immerhin warnt Major Wingate sehr eindringlich davor, sich die Wiedereroberung des Sudans als einen bequemen militärischen Spaziergang vorzustellen. Eine solche

könne überhaupt nur dann Erfolg versprechen, wenn England sich entschlösse, eine größere Anzahl europäischer Truppen an den Nil zu senden und mit dem Vorrücken von Wadi Halfa aus eine Expedition eines Korps anglo-indischer Truppen zu kombiniren, die von Suakim auf Berber vordringen würden. Ein solches Unternehmen könnte aber keinenfalls vor dem Herbste zur Ausführung gelangen.

Ein Jahr unter den Cowboys.

Eigene Erlebnisse von **A. Theinert.**

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1890 begab ich mich über Hamburg nach Amerika. Ich sollte dort bei der Betriebsleitung einer der großen texanischen Viehhandelsgesellschaften Anstellung finden, zu dem Zwecke aber vorher zunächst eine praktische Lehrzeit als Cowboy durchmachen. Mancher junge Mann hätte mit heller Begeisterung einen solchen Lebensplan aufgenommen, ich trat frei von Wahnvorstellungen an denselben heran. Ich war 26 Jahre alt, schon viel in der Welt herumgeworfen worden und hatte bei einem früheren Aufenthalt im amerikanischen Westen auch etwas vom Grenzerleben kennen gelernt. Ich konnte mir eine ziemlich richtige Vorstellung von dem machen, was meiner wartete, mir schien der Cowboy durchaus nicht umgeben von romantischem Schimmer.

Nach schneller und glücklicher Seereise erreichte ich gegen Ende Februar die im nördlichen Texas auf weiter, offener Prairie gelegene, nur aus etlichen zwanzig Holzhäusern bestehende Ansiedelung, wo ich meine neue Laufbahn beginnen sollte.

„Metropolitan-Hotel!“ Diesen stolzen Titel führte auf mächtigem, das flache Dach hoch überragendem Schilde die

nicht sonderlich einladende Kneipe, vor der die Overland-Mail-Coach mich abgesetzt hatte. Zögernd überschritt ich die gastliche Schwelle und tauchte in eine schier erstickende, aus Kohlenruß, Tabaksqualm, Fuselbunst und anderen Bestandtheilen zusammengesetzte Atmosphäre, die in greifbarer Dichtigkeit eine bunte Gesellschaft von Ochsentreibern, Wagenmeistern, Landspekulanten, Geschäftsagenten, gewerbsmäßigen Spielern und Cowboys umschwebte.

Ich kam mir wie verloren und verlassen vor; in meiner gedrückten Stimmung wollte mich's bedünken, als ob diese Menschen einer Welt angehörten, in die mich einzuleben mir nie gelingen würde. Still saß ich in einem Winkel und beobachtete, was um mich herum vorging. Die ersten Eindrücke, die man in einer ungewohnten Umgebung in sich aufnimmt, können naturgemäß keine erschöpfenden sein, und die Schlußfolgerungen, zu denen ich in jener ersten halben Stunde gelangte, waren wahrscheinlich ganz irrige. Spätere Erfahrungen haben jede klar bewußte Erinnerung an das, was ich damals dachte, verwischt. —

„Wo ist der Boß der Golfkompagnie?"

Mit lauter, den verworrenen Lärm im Gastzimmer übertönender Stimme wurde diese Frage von einem hochgewachsenen, phantastisch kostümirten Burschen, der sporenklirrend zum Schänktisch geschritten war, an den Ausschänker gerichtet. Dieser schaute dem Fragenden ein paar Sekunden starr in's Gesicht, spie mit erstaunlicher Treffsicherheit eine Ladung braunen Tabaksaftes in den fünf Schritte entfernten Spucknapf und erwiederte: „Wer? Wash Barton?"

„Eben der."

„Kalkulire, ist drüben im Store."

Ich spitzte die Ohren. Barton war der Name eines der technischen Leiter jener Viehhandelsgesellschaft, in deren Dienste ich treten sollte und von deren in St. Louis lebendem kaufmännischen Direktor ich ein Empfehlungsschreiben

in der Tasche hatte. Eben wollte ich aufstehen und Erkundigungen einziehen, als Jemand von draußen hereinkam, der von den Anwesenden lebhaft begrüßt wurde.

„Wie geht's, Wash?" — „Freut mich, Euch zu sehen, Wash!" — „Was wollt Ihr trinken, Wash?" so schwirrte es durcheinander.

Ich betrachtete den Vielumworbenen. Es war ein kräftiger, untersetzter, etwa vierzigjähriger Mann mit scharfgeschnittenen, wettergebräunten Gesichtszügen, die auf große Energie und einen ehrenfesten Charakter schließen ließen, aber auch auf starke Abneigung, aus sich herauszutreten, auf selbstbewußter Zurückhaltung.

Meine Papiere hervorholend, mischte ich mich unter die Menge und sprach, sobald dazu passende Gelegenheit sich bot, Barton an. Die ihm überreichten Ausweise fanden kaum Beachtung, und der Vortrag, den ich zu halten anfing, wurde nach den ersten Sätzen schon unterbrochen.

„Ihr wollt Arbeit? Was versteht Ihr?"

„Ich kann reiten."

„So, reiten könnt Ihr? Well, werden bald sehen, wie. Habe da unten im Süden am Rio Pecos ein paar hundert Bronchos*) gekauft; fehlen mir noch ein oder zwei Bronchoreiter; will Euch als solchen mit dreißig Dollars Monatslohn engagiren. Sorgt für Eure Ausrüstung. Morgen reite ich nach unserem Depot; könnt mich begleiten und eine Heerde kranker Gäule vom Depot nach der Ranch treiben helfen."

Nun gab es für mich einen bewegten Nachmittag. Ich mußte mir eine entsprechende Ausrüstung besorgen. Jeder Cowboy besitzt natürlich ein eigenes Pferd und das zugehörige Sattel- und Zaumzeug. Abgesehen von wollenen Unterkleidern, Hemden u. s. w. setzt sich die Ausrüstung

*) Halbwilde, unzugerittene Pferde.

des Cowboys außerdem zusammen aus einem Paar Chaparreras,*) die nach Indianermanier an den Nähten mit Fransen verziert sind, und aus einem wasserdichten langen Mantel. Dazu kommen hohe Stiefel, mexikanische Sporen mit thalergroßen Rädern, ein Winchester-Repetirkarabiner, Revolver und Patronengurt und ein breitkrämpiger, mit silbernen Schnüren und Troddeln geschmückter Filzhut. Das Bettzeug besteht aus zwei gewöhnlichen Wolldecken, einer gesteppten Decke oder einem Büffelfell für kalte Nächte und einer oder zwei Kautschukdecken zum Schutze gegen Nässe. Selbstverständlich darf der eine hervorragende Rolle spielende Lasso nicht fehlen.

All' diese Gegenstände kaufte ich im Store unter Anleitung eines Cowboys, mit dem ich, nachdem wir ein paar Gläser Whisky getrunken, Kameradschaft geschlossen hatte.

Auf den Pferdehandel verstand ich mich gut genug; für mäßigen Preis erwarb ich daher einen sehnigen, Temperament und Leistungsfähigkeit versprechenden vierjährigen Wallach. Barton, der diesem Geschäftsabschluß zufällig beiwohnte, äußerte sich anerkennend über meine Wahl; ersichtlich war ich in seiner Werthschätzung durch das bekundete Pferdeverständniß gestiegen.

Am folgenden Morgen, lange vor Sonnenaufgang, traten wir, Barton und ich, unseren Ritt nach dem vierzig und etliche englische Meilen entfernten Winterpferdedepot der Gesellschaft an, über die um diese Jahreszeit nur mit spärlichem, zusammengeschrumpftem Graswuchs bestandene öde, trübselige Prairie.

Je weiter wir uns von der Ansiedelung entfernten, um so öfter passirten wir gebleichte Pferdegerippe und Leichname in allen Zuständen der Verwesung; hier ausgedörrte

*) Starke lederne Ueberhosen.

Haut- und Knochenhaufen, dort aufgeſchwollene Leiber mit krampfhaft verbogenen oder ſteif himmelwärts ragenden Beinen. Schwarze Aasgeier erhoben ſich ſchwerfällig bei unſerer Annäherung, flogen träge eine Strecke abſeits, kehrten aber alsbald zu ihrem Mahle zurück. Ab und zu tauchten einzeln oder in Rudeln Prairiewölfe auf; andere Lebeweſen ließen ſich nicht blicken.

„Wir ſind nicht mehr weit vom Depot, und mir ſcheint's mit den Gäulen dort verdammt ſchlecht beſtellt zu ſein," brummte Barton, nachdem wir gute ſechs Stunden über die Steppe getrabt waren, ohne mehr als zwei- oder dreimal in lakoniſcher Kürze Rede und Antwort gewechſelt zu haben.

Häufiger und häufiger ſtießen wir auf Pferdeleichen; ab und zu kreuzten erbärmliche Klepper, fleiſchlos, nahezu haarlos, die Haut voller Eiterbeulen und offenen Wunden, unſeren Pfad.

Endlich kam eine hölzerne Baracke in Sicht, dahinter roh zuſammengezimmerte offene Schuppen und ein umfangreicher Corral (Pferch). Dieſe Baulichkeiten waren das Ziel unſeres heutigen Rittes, und um die erſte Nachmittagsſtunde ſtiegen wir dort aus den Sätteln.

Vier Cowboys hatten im Depot überwintert, und von ihnen erfuhr ich die Urſache des troſtloſen Zuſtandes der Pferde. Mehr noch als der außergewöhnlich ſtrenge Winter, über den Barton unterwegs ein paar kurze Bemerkungen hatte fallen laſſen, trug das Loko die Schuld an dem Unheil.

Loko iſt der populäre Name einer Pflanze, die, urplötzlich an Orten auftretend, wo ſie bisher unbekannt geweſen, in den letzten Jahren große Weidegebiete von Texas überwuchert hat. So lange im Frühling und Sommer Ueberfluß herrſcht an geſunden ſaftigen Gräſern und Kräutern, geht das Vieh dem Loko aus dem Wege, tritt aber im

Herbst Futtermangel ein, dann machen Rinder und Pferde sich an das bis spät in's Jahr hinein grün bleibende Gewächs. Anfänglich knabbern sie nur zaghaft daran herum, bald aber lassen sie alle Vorsicht außer Acht und verspeisen gierig die langen sammetartigen Blätter. Kann man die Sucht nicht im Keime ersticken durch Darreichung ausgiebigen Trockenfutters oder durch Ueberführung in lokofreie Gegenden, dann werden die Thiere leidenschaftliche Lokofresser. Sie nehmen andere Nahrung gar nicht mehr an, magern zusehends ab, die Augen verlieren allen Glanz, Krämpfe stellen sich ein in immer kürzer werdenden Pausen, bis schließlich während eines solchen Anfalles der Tod eintritt.

Von dreihundert kranken Pferden, die im Herbst aus Lokogegenden an ihren derzeitigen Standort gebracht worden waren, hatten nur neunzig und einige den Winter überlebt, wahrhaftige Jammergestalten, mit denen wir jetzt nach der 180 Meilen südwärts gelegenen Ranch übersiedeln sollten.

Zwei Tage vergingen unter allerlei Vorbereitungen: Sättel und Geschirre wurden zusammengeflickt, die zerstreuten Thiere in den Sammelpferch getrieben und Lagergeräth, Bettzeug, Proviant — dieser in der Hauptsache aus Bohnen, Speck, Mehl, Kaffee und Zucker bestehend — in dem mit sechs Mauleseln bespannten Packwagen kunstgerecht verladen.

An einem trüben frostigen Morgen brachen wir auf, und volle drei Wochen kroch die erbärmliche Karawane über die öde, windgefegte Steppe. Zehn englische Meilen waren die höchste Tagesleistung, und manchmal brachten wir's nur auf fünf. Ein Drittel unserer Heerde ging unterwegs noch zu Grunde. Stürzte ein Pferd, dann war's vorbei mit ihm, nur ausnahmsweise ließ sich das eine oder andere wieder auf die Beine bringen, in der Regel machte eine Revolverkugel seinen Leiden ein Ende. Nacht um

Nacht kampirten wir bei schauderhaftem Wetter im Freien, und auch den abgehärtetsten der Kameraden wurde es nachgerade zu viel; sie fluchten haarsträubend. Was mich anbelangt, so machte ich gleich beim Beginn meiner neuen Laufbahn eine harte Schulung durch; ärger konnte es nicht gut kommen.

Endlich hatten die Frühlingsstürme ausgetobt, der Lenz zog in's Land. Gegen Ende der dritten Marschwoche nahm auch die Gegend einen anderen Charakter an; nicht länger umgab uns die scheinbare Unendlichkeit der flachen, monotonen Prairie; zwischen bewaldeten Hügeln ritten wir hin, klare Bäche und Flüsse wurden gekreuzt, frisches, zartes Grün sproßte ringsum, rothe und gelbe Blumen zeigten sich, tiefblau, wolkenrein war der Himmel. Insekten schwirrten, aromatischer Blüthenduft und Vogelgesang schwebte in der Luft, überall Zeichen des Wiedererwachens der Natur.

„Halloh!" rief Barton am Abend des letzten Reisetages, „die Gäule wittern, daß wir dem Ziele nahe sind; fangen wahrhaftig zu traben an. Wird noch so etwa vier Meilen sein bis zur Ranch. Reitet voraus, Ihr da, Dick, und meldet unsere Ankunft!"

Zwei Stunden später, kurz nach Sonnenuntergang, hielten wir unseren Einzug in's Hauptquartier und wurden von dessen Besatzung mit lauten Hurrahs begrüßt. Alle dort waren wintersmüde und sehnten sich nach anregender Beschäftigung, woran es nun bald nicht mehr fehlen sollte.

Die drei niedrigen, langgestreckten Ranchgebäude, nach mexikanischer Manier aus Adobe (luftgetrocknete Ziegel) erbaut, umschlossen ein weites, nach der Front zu offenes Quadrat; zur Rechten davon lagen die Sammelpferche, zur Linken die, in welchem dem Vieh die Marke des Eigenthümers in die Haut gebrannt wird.

Zum Nachtessen verspeiste ich ein paar saftige, eigenhändig am offenen Herdfeuer geröstete Beefsteaks; dann

wickelte ich mich in meine Decken und ſchlief, ſicher geborgen unter Dach und Fach, auf den harten Dielen den Schlaf des Gerechten.

Zur Kennzeichnung meiner Kameraden Folgendes.

Rauhe, unbändige Geſellen ſind dieſe Cowboys, das iſt wahr, aber ganze Männer durchweg und in der Regel gute Kameraden. In den abgehärteten, ſchlanken, ſehnigen Körpern ſchlagen muthige Herzen. Stolz, Unabhängigkeitsſinn, Verachtung jeder Gefahr, Standhaftigkeit in Schmerzen, Intelligenz und Arbeitsluſt, freilich auch Jähzorn, Grauſamkeit und Rohheit ſind ihre hervorragendſten Eigenſchaften. Hohe Anforderungen ſtellt die Etikette des Prairielebens nicht; Jeder läßt ſich gehen und gibt ſich, wie's ihm beliebt; Schimpfereien gehören aber trotzdem zu den Seltenheiten. Beſonders ein Schimpfwort: „son of a bitch“ (Sohn einer Hündin) iſt ſtreng verpönt; der Gebrauch deſſelben hat das ſofortige Hervorholen der Revolver und den Tod des Beleidigers oder des Beleidigten, nicht ſelten den Tod Beider zur unausbleiblichen Folge. Ebenſo wenig läßt man „Lügner“ auf ſich ſitzen; auch dieſes Wort fordert Blut.

Ein derartiger Zweikampf ereignete ſich in der erſten Woche meines Verweilens auf der Rauch. Zwei Boys — der Eine ein verſchloſſener, mürriſcher Menſch, der an dem betreffenden Tage erſt Anſtellung bei uns genommen hatte — geriethen über irgend eine Nichtigkeit in lebhaften Streit, und der Fremde ſchleuderte ſchließlich dem Anderen die verpönte Beleidigung in's Geſicht. Beide waren zu Pferde und unbewaffnet. Augenblicklich warfen ſie die Gäule herum und jagten auf die Baracke los, dort ihre zurückgelaſſenen Schießeiſen zu holen. Als der Beleidigte in geſtrecktem Galop dicht an mir vorbeiſtürmte, packte er mit raſchem Griff den Revolver, den ich im Gürtel ſtecken hatte, und feuerte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, zwei Schüſſe auf ſeinen Widerſacher ab. Der ſtürzte aus

dem Sattel wie vom Blitz getroffen und rührte kein Glied mehr; eine Kugel mußte ihm mitten durch's Herz gegangen sein. Wir begruben den Todten und damit war die Sache abgemacht. Dem Beleidiger war geschehen, was ihm gebührte, den Beleidigten traf kein Vorwurf, er hatte nach dem Ehrenkodex des wilden Westens durchaus korrekt gehandelt.

Mit welcher Standhaftigkeit diese Menschen körperlichen Schmerz ertragen, dafür könnte ich der selbstbeobachteten Beispiele viele anführen.

Bei der Beschaffung meiner Ausrüstung hatte ich auch einen sich selbstspannenden Revolver gekauft, denselben aber später an Bob, einen meiner Kameraden, gegen einen Colt'schen Revolver älterer Konstruktion umgetauscht. Bob hatte an dem von mir mitgebrachten Dinge einen Narren gefressen, obschon im Allgemeinen die Selbstspanner im Westen nicht beliebt sind. Die doppelte Bewegung des Mechanismus beeinträchtigt das sichere Festhalten des Zieles und in Augenblicken großer Aufregung geht leicht ein Schuß unversehens los.

Eines Morgens hörten wir im Lager vom nahen Walde her schießen, und da wir wußten, daß Bob auf die Truthahnjagd geritten war, freuten wir uns schon auf einen guten Braten. Die Männer auf den Prairien da draußen sind fast ausnahmslos ausgezeichnete Pistolenschützen; auf dreißig Schritte verfehlen sie selten ein faustgroßes Ziel, und der Revolver wird mit Vorliebe auch als Jagdwaffe benutzt. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, seit der Schuß im Walde gefallen war, als Bob in unsere Mitte ritt, schweigend absattelte und schweigend anfing, an einem vom Boden aufgelesenen Zweige herumzuschnitzeln. Nachdem er das Holz in die gewünschte Form gebracht hatte, streifte er die Chaparreras herunter, und jetzt erst gewahrten wir, daß er am rechten Beine verwundet war.

Eine Kugel hatte die fleiſchigen Theile des Oberſchenkels durchbohrt, an der Außenſeite war die Wundöffnung verbrannt und pulvergeſchwärzt. Ruhig wickelte Bob einen in Branntwein getränkten Leinwandfetzen um den Stab und fuhr damit hin und her im Wundkanale. Die Operation mußte entſetzlich qualvoll ſein, das Geſicht des Mannes war aſchfahl, ſchwere Schweißtropfen rollten ihm von der Stirne, aber er gab keinen Laut von ſich. Erſt nach beendeter Wundenreinigung öffnete er für die gepreßten Gefühle das Sprachventil. Seinem mit markigen Verwünſchungen gewürzten, ſehr lakoniſchen Berichte entnahmen wir, daß er zu Pferde, den Finger am Drücker des nicht geſpannten Revolvers, einem im Unterholze aufgeſtöberten, bald fliegenden, bald laufenden Truthahn gefolgt ſei, und daß ein plötzliches Stolpern des Gaules unwillkürliches Schließen der Handmuskeln und damit das Losgehen des Schießeiſens zur Folge gehabt habe. Am nämlichen Tage noch ritt Bob, ſeitwärts im Sattel ſitzend, bis zu dem gute dreißig Meilen entfernten Militärpoſten und ließ ſich von dem dortigen Wundarzt regelrecht verbinden.

Ein andermal ging's zu Dritt hinter Eichhörnchen her, und einer von uns war dem gerade verfolgten Thiere, das auf einen alleinſtehenden, dichtbelaubten Baum ſich geflüchtet hatte, nachgeklettert. Wir Untenſtehenden feuerten auf das Wild, wenn immer es einen Augenblick ſichtbar wurde, und ſchließlich trafen wir's denn auch. Als der Kamerad vom Baume heruntergeſtiegen war und ſich uns wieder angeſchloſſen hatte, ließ er ganz beiläufig die trockene Bemerkung fallen: „Ich glaube, ich habe ein Stück von meiner großen Zehe da oben gelaſſen.“ Und richtig, eine verirrte Kugel hatte das Glied getroffen und deſſen Spitze abgeriſſen.

Ich wäre in gleicher Lage ſchwerlich noch ruhig fünf

Minuten auf dem Baume geblieben; so ein alter Cowboy ist aber an derlei Kleinigkeiten gewöhnt, er nimmt die Dinge, wie sie kommen, ohne Aufhebens davon zu machen. —

Ein zweiter, diesmal unter erträglicheren Umständen ausgeführter Wanderzug hat mich noch hundert Meilen weiter nach Süden versetzt. An einem Nebenflusse des Red River war das Lager aufgeschlagen inmitten einer aus parkartigen Waldparthien und ausgedehnten Weidetriften, aus Dickichten und Sandsteppen sich zusammensetzenden, von Hügelketten durchquerten Landschaft. Hier sollten wir die Ankunft der von Barton am Rio Pecos gekauften Bronchos abwarten, diese einbrechen und zureiten. Die Gegend wimmelte von Wild, von Hirschen, Antilopen, Truthühnern, Prairiehühnern, Schnepfen und Enten. Bis die Pferde ankamen, hatten wir freie Zeit genug zur Verfügung, wir konnten dem Waidwerk obliegen nach Herzenslust.

Nur sechs Mitglieder zählte unsere kleine Gesellschaft, vier Bronchoreiter: Bill Hank, Dick Davis, Dock Day und mich; außerdem Harry Patterson, den Koch, und Charley, den Jungen für Alles.

Mit dem Rufe: „Hurrah Boys, sie kommen!" stürmte an einem prächtigen Aprilmorgen, gerade als die Sonne über den Horizont herauf kam, Dick Davis in's Zelt. Im Nu waren wir Alle im Freien und hatten eine bewegte, malerische Scene vor Augen. Mehr als hundert halbwilde Rosse wurden vom jenseitigen hohen Ufer her durch eine enge, steil abfallende Schlucht in den wirbelnden Fluß getrieben. Glücklich gelangen sie auf unsere Seite; ein wirres Durcheinander schlanker, nasser, im Sonnenschein glitzernder Leiber, sehniger Glieder, flatternder Mähnen, fliegender Schweife. Die mitgekommenen Treiber haben Mühe, die aufgeregte Heerde zusammenzuhalten; laut schreiend und peitschenknallend umkreisen sie unausgesetzt in gestrecktem

Galop die ſchnaubenden, wiehernden, bäumenden, ausſchlagenden und um ſich beißenden Thiere.

Die Stelle, wo der Fluß durch einen weiten Bogen eine ebene, ſandige, durch bewaldete Hügel abgeſchloſſene Halbinſel bildet, war zur Arena auserkoren worden. Dort ſollten wir Bronchoreiter in nicht ganz drei Wochen unſere Aufgabe löſen. Anfangs Mai mußten die Pferde an einem beſtimmten, vier Tagemärſche entfernten Platze eingeliefert werden.

Ohne Verzug ging es an die Arbeit.

Langſam, von uns drei Anderen gefolgt, reitet Hank in die ſcheu auseinander ſtiebende Heerde hinein; der in der hochgehobenen Rechten gehaltene Laſſo kreist über ſeinem Kopfe. Eine kaum wahrnehmbare Drehung des Fauſtgelenkes, die Schlinge fliegt und ſchiebt ſich über Kopf und Hals des erkorenen Opfers.

Der Kampf zwiſchen Mann und Thier beginnt. Dieſes ſtürzt ſich erſchreckt in den dichteſten Haufen ſeiner kaum weniger ſchreckbefangenen Gefährten. Ohne auch nur einen Augenblick den Halt zu verlieren, läßt Hank den Laſſo ſpielen; er hebt ihn über den Kopf des eigenen Pferdes, er wirft ihn bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, um dem Anſturm der Roſſe auszuweichen, die an den gefangenen Kameraden ſich herandrängen. Der wird allmälig von der Heerde abgetrennt, und dem Reiter gelingt es, das bisher frei in der Hand gehaltene Ende des Laſſos um den Sattelknopf zu winden. Das gerittene Pferd unterſtützt ſeinen Herrn nach Kräften, indem es ſtets eine dem Gefangenen zugewendete Stellung behauptet und mit feſt angeſtemmten Vorderfüßen allem Zerren und Reißen entgegenwirkt. Der Widerſtand des wilden Thieres läßt allmälig nach, heiſeres, halberſticktes Röcheln ringt ſich aus der eng von der Schlinge umſpannten Kehle; das Roß ſtrauchelt und fällt auf die Seite, anſcheinend todt.

Jetzt tritt Davis in Aktion. Er ſtreift dem am Boden liegenden Thiere Zaum und Augenblende über, ſchiebt ihm das ſcharfkantige mexikaniſche Gebiß in's Maul, bringt durch ein paar tüchtige Fußtritte den halb betäubten und ſeines Sehvermögens beraubten Gaul wieder auf die Beine, legt ihm den ſchweren Sattel auf und ſichert dieſen durch grauſam feſtes Anſchnallen der Gurte. Der Laſſo wird ein wenig gelockert, und der Gefangene verſucht mit aller ihm verbliebenen Kraft der ungewohnten Laſt durch Ausſchlagen und Bocken ſich zu entledigen; aber es gelingt ihm nicht. Abermals ſpannt Hank den Laſſo ſtraff und Davis ſchwingt ſich, einen geeigneten Moment benützend, in den Sitz. Die Sporen bohrt er zwiſchen Gurt und Pferdeleib, gewinnt dadurch einen ſicheren Halt, ſtreift mit flinker Hand Laſſo und Augenblende ab und läßt den Broncho ſchlagen, bocken und ſpringen, ſo viel er will. Nachdem das Thier von der Nutzloſigkeit ſeiner Manöver ſich überzeugt hat, raſt es davon in wilder Flucht, und der Reiter fängt an, es mit Zügel, Peitſche und Schenkeln auf's Unbarmherzigſte zu bearbeiten, um ihm die Gewalt des Menſchen recht eindringlich fühlbar zu machen. Dieſe Bändigungsart iſt äußerſt grauſam und roh, aber die Cowboys kennen keine andere. Sie kommen auf dieſe Art auch am ſchnellſten an's Ziel. In der Regel genügen zwei oder drei Lektionen das Pferd „einzubrechen"; es ergibt ſich in ſein Schickſal und wird gefügig genug für die weitere Abrichtung.

Am zweiten Tage begann ich meine Reitkunſt zu zeigen, und es ging beſſer, als ich erwartet hatte. Nach Verlauf einer Woche wurde ich von den Kameraden ſchon nicht mehr als Neuling angeſehen, ich hatte mir die Sporen verdient. Den Laſſo mit Sicherheit zu gebrauchen, dahin habe ich's freilich erſt viel ſpäter gebracht.

Was ich da in großen Umriſſen geſchildert habe, behandelt nur eine Seite des Cowboylebens; auch über das

Thun und Treiben auf den Hornvieh- und Schafranchos mich auszulaſſen, würde zu weit führen. Es dürfte wohl ſchon aus dem Mitgetheilten verſtändlich geworden ſein, daß die Wirklichkeit ſich nicht immer deckt mit dem Abenteurerleben, das manchem jungen Manne vorſchwebt, wenn er ſich entſchließt, in den Dienſt einer der großen texaniſchen Viehzüchtereien zu treten.

Tagelang im Sattel; vom Morgen bis zum Abend unter einer ſengenden Sonne auf ſchattenloſer Prairie; die Nächte unter freiem Himmel gelagert auf der harten, Hitze ausſtrahlenden Erde, und doch eingehüllt ſein müſſen in Decken von Kopf bis zu Füßen, der Moskitoplage wegen; ſchwere Arbeit von früh bis ſpät, oft Wochen lang nacheinander ohne ſonntägliche Ruhepauſen; Regengüſſe und Orkane, Gefahren, Entbehrungen, Widerwärtigkeiten aller Art Monat um Monat, ehe einmal Gelegenheit kommt, flüchtig mit der Kulturwelt Fühlung zu gewinnen — das iſt Cowboyleben. Von Romantik keine Spur, denn im Grunde iſt der Cowboy doch nur ein gering geachteter, halbwilder Dienſtknecht. Ich war daher auch ſehr froh, als ich nach einem Jahre infolge einer plötzlichen Aenderung meiner Verhältniſſe die Stellung bei der Viehhandelsgeſellſchaft aufgeben und in die bürgerlichen Verhältniſſe meiner Heimath zurückkehren konnte.

Mannigfaltiges.

Mißglückter Scherz. — Zur Zeit des siebenjährigen Krieges befand sich der später als Volksdichter bekannte und beliebte Matthias Claudius, „der Wandsbecker Bote", als Student auf der Jenaer Hochschule. Mit den Wissenschaften gab er sich freilich nicht allzu sehr ab, aber dafür machte er, so weit es seine karg bemessenen Mittel erlaubten, alle studentischen Schwänke und Ergötzlichkeiten mit, die zu jener Zeit an der berühmten Universität Thüringens besonders im Schwange waren. Die Kriegswirren kümmerten die jungen, flotten Studiosen wenig; die Reichsarmee der Kaiserlichen hatte bis auf wenige Reste das Land geräumt und ein bedeutendes preußisches Armeekorps befand sich theils auf dem Durchmarsch, theils lag es in der Umgegend im Quartier.

In einiger Entfernung von der Musenstadt hatte sich ein vormaliger Professor mit seiner hübschen, jungen Nichte auf ein stilles Dorf zurückgezogen. Ohnehin grämlich von Natur, machte ihn das Alter noch erbitterter gegen alle Jugendlust. In langen Sermonen eiferte er gegen den Uebermuth der studentischen Jugend, und wagte einer der jungen Leute gar nach der schönen Marianne auszuspähen, deren Ansichten mit denen ihres Oheims weit auseinander gingen, so brach unnachsichtlich ein schweres Gewitter des Zornes über den Schuldigen aus, von dem auch das arme Kind gebührenden Antheil erhielt.

Der Alte trieb es so arg, daß eines Abends beim Bier

beſchloſſen ward, an einem der nächſten Tage dem verbiſſenen Eiferer einen Streich zu ſpielen. Matthias Claudius durfte bei dieſem luſtigen Unternehmen natürlich nicht fehlen. Auf ſeinen Vorſchlag kamen die Kollegen überein, hoch zu Roß, mit gezogenen Schlägern, aber im bunten Schlafrock und die Zipfelmütze auf dem Haupt, in das Dorf zu reiten. Die Kavalkade wollte vor dem Hauſe ihres Gegners Parade machen und ſchließlich der ſchönen Marianne ein donnerndes Hoch, dem alten Murrkopf von Oheim aber ein Pereat bringen.

Der beſtimmte Morgen brach an, und in hellem Sonnenſchein verließ die berittene Schaar der Muſenjünger in einer Zahl von zehn bis zwölf Mann die Stadt. Vorwärts ging's in den ſchönen Tag hinein durch Hain und Aue unter Lachen und Frohſinn, die Landſtraße entlang, auf der die Wanderer ſtehen blieben und verwundert dem ſeltſamen Aufzuge nachblickten.

Bereits waren die jungen Herren dem Ziel nahe, als in einiger Entfernung Staub aufwirbelte, und ein ſtarkes Detachement preußiſcher Huſaren auftauchte.

Die Studentenſchaar hielt ihre Klepper an. Nicht daß ſich in den übermüthigen jungen Herren Furcht geregt, dazu war ja keine Urſache, aber was den ehrſamen Spießbürgern nach ihrer verſchrobenen Anſicht Bewunderung und Reſpekt eingeflößt, die mehr als ſeltſame Ausrüſtung der Reitgeſellſchaft, mußte ſie Angeſichts der ſtreng militäriſchen Montur, überhaupt dem Geiſt fridericianiſcher Soldaten gegenüber, doch ein wenig lächerlich machen. Es ward kurzer Rath gepflogen und freudig der Vorſchlag eines älteren Studenten angenommen, ſtatt geradeaus den Huſaren entgegenzureiten, einen Seitenweg einzuſchlagen. Es konnte dies eben noch ohne Auffälligkeit geſchehen. Die Gäule wurden in die veränderte Richtung gelenkt, und ein kurzer Trab angeſchlagen. Aber ſofort ertönten aus der preußiſchen Reiterſchaar laute Rufe, ein Kommando erſchallte und im Galop ſprengte es hinter den Muſenſöhnen mit ihren Schlägern, Schlafröcken und Zipfelmützen her. „Halt! Ergebt euch!" ſchrie es hinter ihrem Rücken. Ach, die Armen konnten weder halten, noch ſich ergeben, denn ihre Klepper, geängſtigt und ſcheu durch den Lärm, gingen mit den unſeligen Reitern durch. Aber raſch

genug hatte der Vortrab der Verfolger die unfreiwilligen Flüchtlinge eingeholt; an ſeiner Spitze befand ſich ein alter, grimmiger Wachtmeiſter, der den ganzen Trupp, in welchem er eine Patrouille der Reichsarmee zu ſehen behauptete, als Gefangene erklärte und ihn ſofort in das nächſte Hauptquartier abzuführen befahl.*)

Der Irrthum des guten Mannes war ein verzeihlicher, denn die Ausrüſtung der ſogenannten Reichsarmee war in manchem Korps eine ſo verwunderliche, daß auch der mehr als drollige Aufzug der jungen Leute, zumal da ſie mit blanken Waffen verſehen waren, den alten bärbeißigen Krieger nicht von ihrer Verſicherung überzeugen konnte, daß es ſich um kein feindliches Korps, ſondern nur um eine harmloſe Studentenſchaar handle.

Da half kein Bitten, kein Demonſtriren. Zurück ging es inmitten der preußiſchen Reiter unter Hohn und Drohen; ja auch ein kleiner Hieb mit der flachen Klinge ließ wohl einmal den armen Reitersmann büßen, wenn ſein ſtörriſcher oder altersſchwacher Miethsgaul mit den ſtattlichen Preußenroſſen nicht gleichen Schritt halten konnte oder wollte. Und wo das Schlimmſte war, der Weg nach dem Hauptquartier führte mitten durch das Dorf, das urſprünglich zum Ziel des Studentenritts beſtimmt war, vorüber an dem Hauſe, auf deſſen Altan der alte Profeſſor mit ſeiner Nichte ſtand und ſich ſchadenfroh die Hände rieb. Er hatte bereits von der ihm zugedachten Aufwartung vernommen und lachte höhniſch bei dem Anblick des kläglichen Zuſtandes der unſchädlich gemachten Peiniger, wenn er auch die Veranlaſſung nicht verſtand.

Einer aus der Schaar faßte ſich ein Herz. „Helfen Sie uns, Herr Profeſſor, in Minerva's Namen," rief er zur Höhe empor, „man hält uns für Soldaten, und wir ſollen in's Hauptquartier gebracht werden. Bürgen Sie für unſere Harmloſigkeit."

„Eure Harmloſigkeit?" ſchrie der Alte herunter. „Halunken ſeid ihr insgeſammt, denen die Fuchtel gut thun wird!"

Damit lief er in's Zimmer und zog die ſchöne Nichte, die

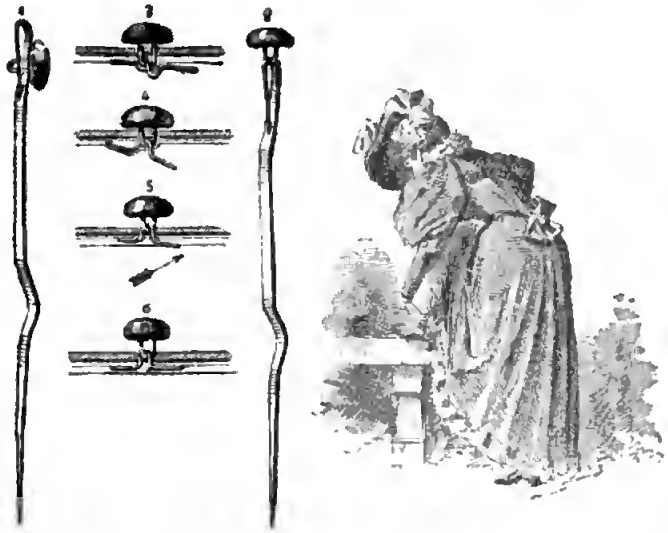
*) Durchaus Thatſache und von Claudius ſelber in Wandsbeck wiederholt zum Beſten gegeben.

vor Schrecken die Hände zusammenschlug, mit sich, die armen Gefangenen im Schlafrock aber mußten vorwärts, ihrem Schicksal entgegen. Schwer fiel ihnen die Erinnerung auf die Seele, daß schon mehr als einmal kräftige Jünglinge, wenn sich die Gelegenheit bot, ohne viel Federlesens zu preußischen Soldaten gepreßt wurden.

So langte man endlich im Hauptquartier an. Die Eingebrachten mußten absitzen und wurden sammt und sonders in eine dunkle Zelle gesperrt. Einige Stunden verstrichen, bis der nöthige Rapport abgestattet war, genug der Zeit, die übermüthige Stimmung des Ausritts in eine recht gedrückte umzuwandeln. Endlich wurde die vermeintliche Patrouille vor den Obersten beschieden. Dies war zum Glück ein freundlich gesinnter Herr, der selber akademische Bildung genossen hatte. Es bedurfte keines besonderen Ausweises, um den Herrn, der sich mit Mühe das Lachen bei dem Anblick der Helden im Schlafrock und Zipfelmütze verbeißen konnte, von der Ungefährlichkeit Jenenser Studenten für die Armee des großen Friedrich zu überzeugen. Er gab ihnen sofort die Freiheit, doch erst im Schutz der Dunkelheit zogen die jungen Herren in die Thore des Musensitzes geräuschlos ein. Der schönen Marianne aber blieben sie das „Hoch" und ihrem Oheim Professor das „Pereat" bis an ihr Lebensende schuldig. H. H.

Neueste Erfindungen: Knöpfe, die ohne Faden zu befestigen sind und nicht wieder losgehen. — Wer von unseren Lesern Soldat gewesen ist, wird sich wohl noch erinnern, wie unangenehm es war, wenn unmittelbar vor dem Antreten zu einer Parade oder dergleichen ihm ein Knopf vom Waffenrock abriß, ohne daß Zeit blieb, ihn wieder anzunähen. Ein sehr energischer Rüffel war mindestens die Folge, und deswegen suchte man den Unfall zu verbergen, indem man das Oehr des Knopfes einfach durch das Tuch des Rockes bohrte und dann auf der Rückseite des Stoffes ein zugespitztes Zündhölzchen oder dergleichen hindurchsteckte. Der Knopf saß dann wieder an vorgeschriebener Stelle, dem Tuch aber erwies sich diese Manipulation keineswegs nützlich und deswegen war sie streng verboten. An diesen militärischen Kniff wurden wir erinnert, als uns

die Erfindung eines Industriellen (Roger in Villeneuve St. Georges bei Paris) zuging, der sich eine neue Art von Knöpfen hat patentiren lassen, die man ohne Faden jederzeit rasch befestigen kann, gleichviel ob es sich um Kleidungsstücke, Wäsche oder Schuhwerk handelt, und die dann nie wieder losgeht. Die verschiedenen Figuren unserer Abbildung werden das dabei zu beobachtende Verfahren genügend klar machen. Es gehört eine besondere Nadel dazu, die der Fabrikant gleichfalls herstellt und liefert. Man führt zunächst das Oehr des Knopfes in den Haken



Knöpfe, die ohne Faden zu befestigen sind und nicht wieder losgehen.

der Nadel ein, den diese oben statt des gewöhnlichen Nadelöhrs hat, und steckt dann die Nadel durch den betreffenden Stoff (Tuch, Leder oder dergleichen) an der Stelle, wo der Knopf zu sitzen kommen soll. Um den Stoff noch mehr zu schonen, kann man natürlich vorher erst eine Oeffnung mittelst eines Pfriemes oder einer Schaftnadel herstellen, durch die man dann die Nadel führt. Ist so das Knopföhr durch die Oeffnung gebracht, so hakt man einfach die Nadel aus und steckt durch das Oehr eine kleine Heftspange, die der Fabrikant ebenfalls liefert, die man aber auch leicht selbst aus Draht oder dergleichen herstellen kann. Nunmehr sitzt der Knopf sozusagen „für die Ewigkeit". Diese eigenartige Neuheit dürfte in erster Linie Junggesellen, Militärs,

Seelenten und anderen Personen, die am meisten durch das plötzliche Abreißen von Knöpfen in Verlegenheit gesetzt zu werden pflegen, aber auch den Hausfrauen zu empfehlen sein. E. M.

Die Landleute auf Bornholm. — Es erscheint als eine Eigenthümlichkeit der dänischen Insel Bornholm, daß derselben Dörfer fehlen. Alle Höfe und Kirchen liegen zerstreut im Lande umher und sind genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, die überhaupt auf Bornholm eine größere Rolle als anderswo spielen. Von dem Leben auf diesen einsamen Bauernhöfen gibt uns der Kopenhagener Professor Eschricht eine ergötzliche Schilderung.

In der großen Stube stehen zwei Tische, die man als den „nördlichen Tisch" und „südlichen Tisch" bezeichnet. Man feiert gerade ein „Uffröl" (Opferöl), d. h. ein Begräbniß. Am südlichen Tische sitzt alles „Weibsvolk", und die nationale Trauertracht gibt der Reihe ein sehr feierliches Aussehen. Die Röcke sind schwarz; am Halse ist in eigenthümlicher Weise ein weißes Halstuch befestigt, auf dem Kopfe sitzt ein Putz von verschiedener Form. Die Reichsten tragen „Nöller", kleine Hauben, die sehr nach hinten zu sitzen; der aufrechte, quer über den Kopf gehende Streifen an denselben ist mit einer Reihe steifer Blumen besetzt. Das Haar wird nach hinten gestrichen und gepudert; ebenso ist der mittlere Theil der Stirn mit Hilfe von Wachs oder Pomade stark mit Puder belegt, in der Form eines scharf geschnittenen Dreiecks, dessen Spitze nach der Nase geht. Alles „Weibsvolk" sitzt sehr schweigsam und still. Die Männer tragen lange, schwarze Röcke und weiße Leinwandhosen, Alles nach Schlag und Schnitt der alten Zeit. Die Tafeln sind mit reinlichem Tischzeuge bedeckt. Der Pfarrer erinnert an das Tischgebet. Nachdem man das Gebet gesprochen, streicht sich Jeder ein Butterbrod und füllt sein Branntweinglas. Die Verheiratheten nehmen einen ganzen „Syp" (Schnaps); die Mädchen nippen nur. Nun erscheinen eine Menge Schüsseln. Zuerst Rindfleisch mit Klößen und Meerretlig, dann Suppe, darauf verschiedene Arten Braten.

Bei diesen Gastereien wird eine große Menge Branntwein getrunken. Eschricht sagt: „Als ich das erste Mal auf einem Bauernhofe mit der Familie aß und sah, wie erst der Mann, dann eines der älteren Kinder ein Weinglas mit Branntwein

leerte, dann ein Junge, der kaum über den Tisch sehen konnte, auch seinen ‚Syp' bekam, und nun die Mutter, die ihr jüngstes, noch die Brust nehmendes Kind auf dem Schoße hatte, nicht allein selbst trank, sondern den Rest im Glase auch dem Kinde reichte, da glaubte ich den Augenblick gekommen, gänzliche Enthaltsamkeit zu predigen. Aber von einem Lehnstuhl in der Ecke der Stube erhob sich ein baumhoher Greis mit weißen Haaren, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: ‚Hätte ich nicht Branntwein bekommen seit meiner frühesten Jugend, so läge ich schon lange im Grabe.'"

Bald wußte man überall in Bornholm, es sei ein Fehler Eschricht's, daß er keinen Branntwein leiden könne. Ein anderer, nicht weniger auffälliger Fehler war, daß er sich nie zwischen Nord und Süd, Ost und West zurecht finden konnte. Die Bornholmer gebrauchen nur äußerst selten die Bezeichnung rechts und links. Fragt man z. B.: „Wer ist das Mädchen zur Rechten?" so fragt der Andere wieder: „Die im Osten?" In den bornholmischen Stuben richtet man sich stets nach den Himmelsgegenden, weil Alles und Jedes nach ihnen gestellt ist. Der Bornholmer hat immer seinen Kompaß im Kopfe.

Betrachtet man die zerstreuten Höfe mit den dazu gehörigen Gärten und Feldern, so muß man unwillkürlich an die Schilderung denken, welche Tacitus vor 1800 Jahren von den alten Germanen entworfen hat. „Sie wohnen," sagt er, „nicht dicht zusammen in Ortschaften, sondern zerstreut und weit auseinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Grasplatz, ein Hölzchen zu bauen Lust gab, und Jeder pflegt sein Haus mit einem freien Platze zu umgeben."

Das ganze Hauswesen der Bornholmer hat ein ernstes und altväterisches Gepräge. Bei den Festen sitzen sie in langen, steifen Reihen, der Priester auf dem Ehrensitz. Wieder aber erinnert der Bornholmer an die alten Seehelden des Nordens, die Wikinger, wenn man seine Geschicklichkeit im Schiffsbau sieht, wenn man weiß, wie er es von frühester Kindheit an versteht, Wind, Wetter und Sturm auf dem Meere zu benutzen, und wenn man seine Geistesgegenwart, seinen Muth und seine Gewandtheit in der Stunde der Gefahr beobachtet.

Die Abgeschiedenheit der Bornholmer tritt zur Winterszeit erst recht hervor. Oeffentliche Vergnügen fehlen; früher kam zuweilen während vier ganzer Monate die Post nur einmal, so daß z. B. König Christian VIII. schon lange begraben war, als in allen Bornholmer Kirchen sonntäglich noch für sein langes Leben gebetet wurde. Die Bauern vertreiben sich dann die Zeit mit gegenseitigen Besuchen und Festen, bei denen gut gegessen und getrunken wird. Daß die Bornholmer überhaupt den materiellen Genüssen nicht abhold sind, kann man schon aus der Art sehen, wie sie ihre Dienstleute verköstigen. Diese halten täglich sechs Mahlzeiten. Früh Morgens um fünf Uhr beginnen Knechte wie Mägde ihren Tag mit einem Stück Brod und einem Schnaps. Um sieben Uhr wird der „Sörekall" verzehrt, d. h. ein Hering mit einer in Milch oder Bier gekochten Grütze. Um elf Uhr ein zweiter Schnaps und ein Stück Brod. Um zwölf Uhr Fleisch oder Fisch mit Gemüse nebst einem dritten Schnaps. Um fünf Uhr ein mit Fleisch oder Speck belegtes Butterbrod und ein vierter Schnaps. Endlich um acht Uhr zuerst kaltes Fleisch und Brod, dann Milch und hierauf wird der Tag mit einem fünften Schnaps beschlossen.

Dem Aeußeren nach unterscheidet man die Bornholmer des Südens und Nordens der Insel. Die Nordländer sind größer, stärker gebaut und breitschulteriger, als die Südländer. Fast alle haben blaue Augen, braunes, gelbes oder rothes Haar. Sie sprechen wenig, langsam und mit einer rauhen, tiefen Stimme. Die kleineren Südländer sind behender, sprechen rascher, haben schwarzes Haar und braune Augen. Sie ähneln mehr den Slaven, während die Nordländer mit den schwedischen „Götheren und Dalekarlen" verglichen werden.

Die Sprache, welche noch heute von den Bauern auf Bornholm allgemein gesprochen wird, ist weder dänisch, noch schwedisch, sondern eine dem letzteren sehr verwandte skandinavische Mundart. Sie hat nicht allein eine andere Aussprache einzelner Buchstaben, sondern auch eine ziemliche Anzahl eigener Wörter. A. H.

Guter Einfall. — Der Präsident v. Barchwitz in Berlin wurde viel von seinen Bekannten in Anspruch genommen, und es hatte sich die Regel herausgebildet: er gab, bekam aber nichts

wieder — gleichwohl gab er gern, wenn die Forderungen nicht zu unbescheiden und nicht gar zu häufig waren. Aber da war nun Einer, der es gar zu bunt zu treiben anfing, gegen den nahm sich Barchwitz vor, etwas weniger freigebig zu sein. Als er eines Tages beim Frühstück saß, öffnete sich die Thür, und der Ueberläftige trat ein.

„Denken Sie sich," rief er voll Verzweiflung, „was mich heute für ein Unglück betroffen hat!"

Der Präsident wußte, daß das wieder auf eine Anleihe hinauslief, aber er war fest entschlossen, dem Aufdringlichen heute nichts zu geben, und rasch war ihm ein guter Gedanke gekommen, wie er sich seiner entledigen könnte. „Entschuldigen Sie einen Augenblick," wandte er sich an seinen Besuch, bevor dieser noch weiter redete, dann rief er nach seinem Diener, der eintrat. „Sage meiner Frau, daß ich sie für einen Augenblick zu sprechen wünsche," trug er diesem auf. „Nicht wahr," sagte er hierauf freundlich zu seinem Quälgeist, „Sie erlauben doch, daß ich in aller Kürze eine kleine häusliche Angelegenheit erledige, die keinen Aufschub leidet?"

Die Gattin trat ein. „Liebe Frau," begann er in großem Eifer, „der Bäcker, der mich schon gestern zu mahnen kam, wird heute wieder kommen, und da wir uns nicht alle Tage vor ihm können verleugnen lassen, so sage ihm ruhig die Wahrheit und eröffne ihm, daß ich ihm diesen Monat keinen Groschen geben kann, und daß er sich schon noch einige Wochen wird gedulden müssen. Will er nicht, so möge er mich verklagen."

Die Präsidentin machte zwar anfangs ein verwundertes Gesicht, da sie nichts von einem mahnenden Bäcker wußte, aber bald verstand sie ihren Gatten, versprach, das Nöthige zu thun und entfernte sich.

Nun wandte sich Barchwitz wieder zu seinem Besuch. „So, jetzt stehe ich Ihnen zu Gebote," sagte er mit theilnehmender Freundlichkeit, „Sie sprachen vorhin von einem Unglück, das Sie betroffen hätte, was ist Ihnen denn geschehen?"

Der Angeredete war nun in der größten Verlegenheit. Da er gehört hatte, daß der Präsident augenblicklich kein Geld hatte, konnte er ihn natürlich nicht darum angehen. Er mußte sich

alſo raſch irgend ein Unglück ausſinnen, weswegen er zu ihm gekommen ſein könnte, und da er in der Geſchwindigkeit nichts Beſſeres fand, erzählte er mit betrübter Miene, daß er eben die erſchütternde Nachricht von dem Tode ſeiner Großmutter erhalten hätte, obgleich die würdige Dame bereits länger als zwanzig Jahre todt war. Brachwitz, der ſich noch ganz gut erinnerte, daß er ſelber ihren Sarg hatte tragen helfen, machte nichtsdeſtoweniger ein äußerſt trauriges Geſicht und ſprach dem trauernden Enkel ſein tiefſtes Beileid aus; dann drückten ſich Beide ſchweigend die Hände und gingen mit edlem Anſtand auseinander. J. D.

Eitelkeit. — Einer der eitelſten Menſchen ſeines Jahrhunderts war Viktor Hugo, und unzählig ſind die Anekdoten, die man ſich von dieſer Charaktereigenſchaft des Dichters erzählt. Bei einer Geſellſchaft, welche er veranſtaltete, rühmten ſeine Bewunderer, einer nach dem anderen, ſein Genie, und unter Anderem forderte man, die Straße, in welcher er wohnte, ſollte den Namen Rue de Hugo erhalten, den ſie jetzt auch thatſächlich führt. Einer der Gäſte verſtieg ſich ſogar zu der Behauptung, dieſe kleine, unbedeutende Straße wäre des großen Poeten gar nicht würdig, und ein hervorragenderer Stadttheil müßte mit ſeinem Namen getauft werden. Die Freunde begannen nun, die einzelnen Straßen aufzuzählen, bis ein junger Enthuſiaſt begeiſtert ausrief: „Die Stadt Paris ſelbſt müßte es ſich zur Ehre ſchätzen, den Namen des großen Dichters zu tragen.“ Bei dieſen Worten wandte ſich Hugo, der bis dahin den Anſichten ſeiner Bewunderer ruhig zugehört hatte, zu dem jungen Manne und ſagte im Tone tiefſter Ueberzeugung: „Wird ſchon noch kommen, lieber Freund, wird ſchon noch kommen.“ L-n.

Das Alter berühmter Badeorte. — Wahrſcheinlich bereits ehe die Römer in Deutſchland eindrangen, iſt Baden-Baden entſtanden, wenn auch die römiſchen Kaiſer Hadrian und Antoninus als ſeine Erbauer genannt werden. Es erhielt den Namen Aurelia Aquenſis, muß alſo ſchon damals wegen ſeiner heilkräftigen Quellen berühmt geweſen ſein. Wenn Plinius in ſeiner Naturgeſchichte die jenſeits des Rheines gelegenen Fontes Mattiaci erwähnt, ſo meinte er damit Wiesbaden, er erwähnt eine Quelle, deren Waſſer drei Tage lang warm bleibe. Der römiſche Kaiſer

Severus ſoll die Bäder von Aachen angelegt haben, die Stadt exiſtirte ſchon früher. Baden bei Wien war auch den Römern bekannt, wie auch Spaa. Die Karlsbader Quellen werden um das Jahr 664 zumeiſt in Urkunden unter dem Namen Tepliwode (warmes Waſſer) angeführt; bekannter machte ſie der, der ihnen den Namen gab, Kaiſer Karl IV., deſſen Jagdhund im Jahre 1347 ſich beim Verfolgen eines Hirſches vom Hirſchenſprung herab in einer heißen Quelle die Füße verbrannte. Des Kaiſers Arzt, Peter Beyer, heilte ein Fußleiden deſſelben durch dieſe heiße Quelle und verbreitete dadurch den Ruf des Bades. Das Wildbad Gaſtein war ſchon im Jahre 680 bekannt und wurde im Jahre 1436 vom Herzoge Friedrich von Steiermark, Kärnten und Krain, dem ſpäteren Kaiſer Friedrich III., beſucht. Im Jahre 762 entdeckten Hirten, durch das Geſchrei ihrer Schweine aufmerkſam gemacht, die Quellen von Teplitz. Bald entſtand hier eine von Anſiedlern bewohnte Gaſſe (tepla ulice = warme Gaſſe). Die eigentliche Geſchichte der Stadt beginnt mit dem Jahre 1173. Auch das Bad Leuk iſt alten Urſprungs; allgemeiner bekannt wurde es, ſeit Matthias Schirmer, Biſchof von Sitten, im Jahre 1501 um den Platz der Hauptquelle eine Anzahl ſchöner Häuſer mit Laubgängen bauen ließ. Die Heilquellen von Pfäfers wurden 1038 entdeckt und waren früher nur mit Hilfe von Leitern und Stricken zu erreichen. Der Sage nach entdeckte Herzog Boleslaw I. von Schleſien im Jahre 1175 die Schwefelquellen von Warmbrunn. Mit Ems und deſſen Warmbade belehnte 1355 der Erzbiſchof Wilhelm von Köln den Grafen von Naſſau. Ein alter Badeort iſt auch Wildbad, wo im Jahre 1367 Graf Eberhard von Württemberg überfallen wurde. Soden wird als Badeort zuerſt 1437 erwähnt. Wildungen hatte ſchon im 15. Jahrhundert Badegäſte. Die Quellen Pyrmonts ſind ſeit dem 16. Jahrhundert in Gebrauch, wie auch die von Kiſſingen, deſſen beſte Quelle (Ragoczy) jedoch erſt 1737 entdeckt wurde. Franzensbad hat dieſen Namen erſt 1793 zu Ehren des Kaiſers Franz I. erhalten und iſt erſt ſeitdem Badeort. Früher wohnten die Badegäſte in dem eine kleine Stunde entfernten Eger. Aber beſucht war das Bad bereits 1613, aus welchem Jahre wir eine Beſchreibung deſſelben von Macaſius

haben. Die Moritzquelle von Elster diente den Kranken schon 1668, aber das Bad gewann erst an Zuspruch, seit der Staat die Verwaltung in die Hände nahm. Marienbad war zwar schon längere Zeit in der Umgegend berühmt, aber erst 1765 lobte der Wiener Arzt Zeuschner das „Auschwitzer Wasser", und als 1804 der Teplitzer Arzt Dr. Nehr ein anständiges Badehaus bauen ließ, und 1807, als der Abt Pfrogner ein zweites hinzufügte, stieg die Frequenz des Ortes. Alexisbad richtete der Herzog Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg 1810 als Badeort ein. Ischl trat erst 1822 in die Reihe unserer Modebäder ein und Homburg 1833. Die Quellen von Neuenahr wurden erst 1854 entdeckt. Von den deutschen Seebädern ist das älteste erst hundert Jahre alt: es ist das 1793 gegründete Doberan. D.

Ein verhängnißvoller Buchstabe. — Im Jahre 1845 war die jugendliche Königin Viktoria von England nebst dem Prinzen Albert, ihrem Gemahl, Gast des preußischen Königspaars auf der herrlichen Rheinburg Schloß Stolzenfels. Auf dem Wege dahin nahm die Monarchin kurzen Aufenthalt in Köln, wo ihr zu Ehren eine allgemeine Illumination veranstaltet wurde. Die große Anzahl der herrlichsten Transparente waren noch lange der Gegenstand des Stadtgesprächs und der Berichte zahlloser Blätter, aber keines erregte mehr Aufsehen, als der kurze Spruch auf ölgetränktem, von einigen hinter der Rückseite angebrachten Kerzen beleuchteten Papier, das über dem Eingang eines Viktualienhändlers prangte. Der gute Mann hatte dem hohen Gast seiner Vaterstadt mit dem Zuruf des in England allgemein üblichen „God save the queen" (Gott segne die Königin) eine besondere Ehre erweisen wollen, unglücklicherweise aber hatte er sich zur Ausführung seines löblichen Gedankens an einen Stubenmaler gewandt, der besser in seinem Fach als in der englischen Sprache bewandert sein mochte, denn das Segenswort trug einen Buchstaben zu viel, ein völlig überflüssiges „h", wodurch der Spruch lautete: „God shave the queen." Da sich mit allerbestem Willen diese vier Worte nun nicht anders übersetzen lassen als „Gott rasire die Königin", so ist das heitere Aufsehen leicht erklärlich, dessen sich die seltsame Huldigung der englischen Königin erfreute. H—d.

Jährliche Arbeitstage in verschiedenen Ländern. — Es ist nicht ohne Interesse, die Zahl der Arbeitstage in verschiedenen Ländern der Erde zu vergleichen. Am wenigsten arbeiten die Bewohner Indiens — nämlich nur 267 Tage. Dann kommt Kanada mit 270 Arbeitstagen. Hieran reihen sich Schottland mit 275; England mit 278; Portugal mit 283; Russisch-Polen mit 288; Spanien mit 290; Oesterreich und die Baltischen Provinzen mit 295; Italien mit 298; Bayern, Belgien, Brasilien und Luxemburg mit 300; Sachsen, Frankreich, Finnland, Württemberg, die Schweiz, Dänemark und Norwegen mit 302; Schweden mit 304; Preußen und Irland mit 305; die Vereinigten Staaten mit 306; Holland mit 308 und Ungarn mit 312 jährlichen Arbeitstagen. —du—

Seine Excellenz befiehlt nichts weiter. — In jedem fürstlichen Hause Italiens wird beim Tode des Gebieters oder der Gebieterin folgende alte Sitte beobachtet, welche auf den ersten Blick vielleicht kindisch erscheinen mag, aber doch nicht eines eigenen poetischen Reizes entbehrt. Wenn der prunkvoll geschmückte Sarg in der Kirche beigesetzt ist und sich alle Leidtragenden, die Priester, die gaffende Volksmenge entfernt haben, dann schreitet der Haushofmeister ernsten, gemessenen Schrittes zum Sarge, verbeugt sich tief und spricht ehrerbietig: „Excellenz, befehlen Sie noch etwas?" — Eine Weile wartet er, verbeugt sich dann nochmals und verläßt die Kirche ebenso würdig und langsam, wie er gekommen. Draußen vor der Pforte wartet die Equipage des Geschiedenen nebst den Dienern in großer Gala, von denen Einer am Schlage steht, den Griff in der Hand. Der Haushofmeister nähert sich ihm, läßt die Vorhänge herab, nimmt dann dem Kutscher die Peitsche aus der Hand, zerbricht sie über dem Knie und sagt zur Dienerschaft: „Seine Excellenz befiehlt nichts weiter. Ihr könnt nach Hause fahren."

Und langsam setzt sich der Wagen darauf nach dem Palaste Desjenigen in Bewegung, welcher niemals wieder dahin zurückkehren wird. E. K.

Welches ist der Zweck des Bienenstachels? — Die Volksansicht, daß der Stachel der Biene allein dazu da sei, sich seiner zum Angriff und zur Vertheidigung gegen Feinde zu bedienen,

iſt irrig. Die Bienen beißen und zerren wohl einander, aber ſie ſtechen nur im äußerſten Falle. Der Stich koſtet jeder Biene das Leben. Eine Waffe aber, deren Gebrauch Einem das Leben koſtet, iſt keine brauchbare Waffe, ſondern für etwas Anderes beſtimmt; der Stachel iſt in erſter Linie nicht zum Stechen da, ſondern er iſt das Organ, das die im Körper entwickelte Ameiſenſäure aufnimmt und ſie weiterleitet, die feine Röhre, die dieſes Gift in kleinen Mengen in den Honig träufelt. —dn—

Ein ſchlauer Sänger. — Als der berühmte Tenoriſt Gayarre ſich in Paris aufhielt, wurde er eines Abends zu der Baronin v. Rocheblonde eingeladen und nahm die Einladung an. Als er den Salon betrat, theilte ihm einer ſeiner Freunde mit, die Hausfrau beabſichtige, ihn nach dem Eſſen zum Singen aufzufordern. Er näherte ſich dem Piano unter dem Vorwand, ſich einige Bilder, die unter demſelben hingen, genauer anzuſehen, verſchloß unbemerkt das Klavier und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Nach dem Eſſen, als ſich die Gäſte in den Spielſaal zurückgezogen hatten, trat die Baronin auf ihn zu und bat ihn, doch eine Kleinigkeit zu ſingen.

„Mit Vergnügen, gnädige Frau," verſetzte der Sänger.

Die Hausfrau wollte nun das Klavier öffnen und war höchlichſt erſtaunt, es verſchloſſen zu finden. Es wurde überall nach dem Schlüſſel geſucht, aber ſelbſtverſtändlich umſonſt. Nun ſprach man davon, das Schloß aufzubrechen, doch dazu konnte ſich die Hausfrau nicht entſchließen. So ging der Abend dahin, und als der Tenoriſt ſich verabſchiedete, ließ er den Klavierſchlüſſel im Vorzimmer auf den Teppich fallen, wo man ihn am nächſten Morgen fand, zum größten Erſtaunen der Baronin, die ſich nicht denken konnte, wie er dorthin gekommen war. L—u.

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.

Jubiläums-Ausgabe.

Alle 11 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzugs 1870 71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebte, veranlaßte uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger Hermann Schönlein in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese so bietet auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen, sondern vereinigt alle Vorzüge in sich, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Ist aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so ist andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert worden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet hat, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bildet. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen ꝛc haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlag erschien:

Deutscher Kaiser-Saal.

Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien
von
Bruno Gebhardt.

Mit Illustrationen nach Originalen hervorragender Künstler.

Elegant gebunden 15 Mark.

Auch in 25 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.
Jede Lieferung enthält 32 Seiten Text und 2 Vollbilder.

Das vorliegende Werk bietet in anziehender gemeinverständlicher Darstellung die Biographien der deutschen Kaiser **von Karl dem Großen bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches** und stellt sich als ein Hausbuch edelster Art für jede deutsche Familie dar.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

C. W. Allers

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Text von Sidney Whitman.
Mit einem Gedicht v. Felix Dahn.

70 Blätter in Lichtdruck. Eleg. geb. oder in Mappe 50 Mark.

Die Riviera.

Wanderziele und Winterasyle der ligurischen Küste v. Nizza bis Spezia.

Von

Prof. Woldemar Kaden

und

Maler H. Nestel.

Elegant gebunden M. 35.—

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens

kulturgeschichtlich geschildert

von

Johannes Scherr.

Prachtausgabe. Eleg. geb. M. 70.—

Volksausgabe. Eleg. geb. M. 20.—

C. W. Allers

La bella Napoli.

220 Seiten. 4°.

Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Textillustrationen.

Elegant gebunden 40 Mark.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet
und bis auf die Gegenwart fortgeführt von

Prof. Wilh. Müller.

Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustrationen.
Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf.,
12 broschierten Bänden à M. 2.20,
oder 6 gebundenen Bänden à M. 6.—

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge

von

Dr. A. E. Brehm.

Mit Illustrationen von K. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A.

Elegant gebunden M. 12.—, broschiert M. 10.—

Zu beziehen durch die meisten